Garten und Wald.

Zweiter Theil.

Garten und Wald.

Novellen und vermischte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1854.

Das diamantene Kreuz

Das diamantene Kreuz.

Novelle.

I.

Der Graf Pietro Salvi, welcher, ein bejahrter Mann, in der Zurückgezogenheit auf seinen Gütern lebte, hatte sich stets des besondern Vertrauens seines Fürsten, des Herzogs Antonio erfreut, der mit ihm in gleichen Jahren war. Man konnte diese Zuneigung gewissermaßen ein Vermächtniß nennen, das dem Grafen von seinem ältern, schon seit zehn Jahren verstorbenen Bruder Odoardo überkommen war. „Ein Fürst bedarf wahrer Freundschaft", hatte Odoardo auf dem Sterbebette gesagt, „Antonio erkennt ihren Werth! Tritt du an meiner Stelle hier ein, wie dort!" — Dabei deutete er auf seinen Knaben Ludovico, der, kaum dreizehn Jahre alt, den väterlichen Fürsorger verlor. Die Mutter war ihm schon längst vorangegangen. In den letzten Monden war Pietro Salvi krank auf seinem Landsitze gewesen, sonst hätte ihn eine heilige Pflicht der Liebe zuverlässig in der Nähe seines Gebieters gehalten. Zwei Trauerfälle nämlich hatten das Herzogthum in rasch aufeinander folgender Plötzlichkeit erschüttert. Antonio hatte seine Gemahlin Constanze und seinen einzigen Sohn Ruggiero verloren, der sein Nachfolger auf dem Throne sein sollte. So sah er sich plötzlich an der Schwelle des Alters vereinsamt und vor ihm weg war die Blüte abgewelkt, die

nach dem natürlichen Lauf der Dinge seinen Lebensbaum weit überdauern sollte. Ließen ihn diese Todesfälle nicht ohne schmerzliche Erschütterung, so trafen sie doch seine Brust nicht so schwer, als man glauben könnte. Denn die Verbindung mit seiner Gemahlin war nur das Werk politischer Verhältnisse gewesen; niemals hatte eine innigere Neigung Beide vereinigt. Ihre Ehe war nur das Siegel, wodurch nach langen, blutigen Zwisten mit einem Nachbarstaate, nach innern Unruhen und Erbfolgestreitigkeiten unter verwandten Linien, welche in jüngern Jahren sogar eine Flucht Antonio's aus seiner Heimat zur Folge gehabt hatten, endlich ein Friedens- und Theilungsvertrag bekräftigt wurde. Die Kälte zwischen den Ehegatten übertrug sich auch auf das Verhältniß des Vaters zum Sohne, der, mehr der Mutter anhängend, von selbstsüchtig heftiger Gemüthsart, sich fortdauernd gegen die sanfte, sittliche Strenge des Vaters auflehnte und ihm dadurch tiefen Kummer, schwere Sorgen verursachte.

Doch kein Kummer, keine Sorge des Vaters läßt die Liebe ganz ersterben, und als der Tod die Hoffnungen, die sich immer wieder geregt hatten, daß reiferes Alter und Einsicht des Jünglings Sinn ändern würden, plötzlich vereitelte, da fühlte der Vater doch, daß der Sohn ein Theil seines Selbst gewesen war und sein Verlust ihm eine herbe Wunde schlage.

Ludovico, Pietro Salvi's Neffe und Pflegesohn, hatte die Zeit zwischen der Pflege seines Oheims und dem Aufenthalt am Hofe getheilt; denn der Fürst liebte auch ihn väterlich und erwies ihm vielfältige Gunst. Doch der Ort, wohin Ludovico durch sein Herz am stärksten gezogen wurde, war die Villa des Marchese Montaldi, die, reizend am See im Gebirg gelegen, nur zwei Stunden von dem herzoglichen

Sommerschloß entfernt war. Hier sah er sich wie ein Kind des Hauses aufgenommen, denn er hatte wirklich einen Theil seiner Jugend in dem Verhältniß eines Hausgenossen daselbst zugebracht, da sein Vater wie sein Oheim ihn bei größern Reisen, die sie öfters im Dienste des Fürsten unternahmen, stets dem Marchese anvertrauten. Doch war es nicht Montaldi's nur in äußern Lebensgenüssen sich bewegender Sinn, der ihn anzog, sondern mit ehrfurchtsvoller Neigung war er dessen durch seltene Gaben des Geistes und Herzens ausgezeichneten Gemahlin Antonia zugewendet, und ihre eben entblühende Tochter Bianca, die er als eine Schwester zu betrachten gewohnt war, mochte auch wol noch tiefere Gefühle in ihm wecken, ohne daß er sich deren sicher bewußt geworden war.

Der eben genesene Graf Pietro Salvi empfing eines Tages folgenden Brief seines herzoglichen Freundes:

„Mein theurer Freund!“

„Je länger unsere Trennung dauert, je dringender wird mein Wunsch, dich wieder in meiner Nähe zu sehen. Doch ist es nicht das alte Bedürfniß allein, das ich zu stillen trachte, sondern neue, wichtige Verhältnisse meines Lebens machen es nothwendig, dich als rathenden Freund zur Seite zu haben. Es betrifft ein Geheimniß meines Lebens, das ich dir noch nicht mitgetheilt habe, obwol es dein Bruder kannte, dessen voller Erbe du sein solltest. Allein er selbst wollte, daß auch dir das Siegel dieser Verhältnisse nicht gelöst werde, weil wir damals gedachten, sie in ewige Vergessenheit zu begraben. Ich gab ihm Recht; denn aus den traurigen Schicksalen und Kämpfen unsers Hauses habe ich die Gefahren nur zu sicher kennen gelernt, die sich daran knüpfen konnten. Jetzt aber hat, ich darf es wol sagen,

ein göttliches Walten und Fügen mir andere Beschlüsse zur Pflicht gemacht, wobei ich deines Rathes nicht entbehren kann. Komm also, mein theurer Freund, sobald es deine Kräfte dir gestatten, zu mir; denn nur im mündlichen, vertrauten Gespräch läßt sich Das ordnen und schlichten, wobei du mir nothwendig bist.

Dein Antonio."

War Salvi schon zuvor entschlossen gewesen, seinen fürstlichen Freund aufzusuchen, so reifte dieser Entschluß jetzt zur schnellsten Ausführung. Er schrieb sofort an den Herzog, daß er der Einladung desselben Folge leisten, am nächsten Tage nach Montebello, dem Sommerschloß desselben, abreisen und seinen Weg über ein Jagdschloß des Fürsten, das auf halbem Wege im tiefsten Gebirge lag, nehmen werde. Der Bote mußte sogleich wieder aufsitzen, um diese Antwort noch am nämlichen Tage an den Fürsten zurückzubringen.

Von einigen Dienern begleitet, trat er am andern Morgen bei heiterm Wetter den Weg an. Indem er, in Gedanken versunken, mit Muthmaßungen über Das, was Antonio ihm vertrauen möchte, beschäftigt, dahinritt, entflohen ihm die Stunden schnell und gegen Mittag hatte er schon die Höhe des Jagdschlosses erreicht.

Während er aus einem felsigen Seitenthal in das Hauptthal einreiten wollte, wo das Schloß lag, schoß plötzlich aus blauer Höhe ein Falke herab, der sich auf seiner Faust niederließ und den er sofort für den Lieblingsfalken des Herzogs erkannte. Bald darauf ertönte Hörnerklang und der Herzog, von einigen Rittern begleitet, sprengte das Thal herab, seinem Freunde entgegen. Ihre Begrüßung war herzlich; die Freude Salvi's aber erhöhte sich noch dadurch, daß sein Neffe Ludovico sich im Gefolge des Herzogs befand.

Neben diesem ritt ein anderer Jüngling, welchen Salvi nicht kannte, der jedoch an Anstand und Adel seinem Neffen nichts nachgab, aber durch seine Tracht verrieth, daß er ein Fremder sei. Der Herzog stellte ihn dem Grafen mit den Worten vor: „Der Sohn eines meiner theuersten Jugendfreunde, des leider nun dahingeschiedenen Grafen Mostados, dessen wichtige Dienste bei meinem Aufenthalte in Spanien ich nie zu vergelten vermag!"

Der junge Graf Pedro Mostados verneigte sich mit ritterlichem Anstande und sprach einige von Sitte und Bildung zeugende Worte.

Der Zug setzte hierauf seinen Weg nach dem unfern gelegenen Schlosse fort.

Der Abend war schon auf das Thal herabgesunken und nur noch die Höhenspitzen glühten im Rosenduft des verglimmenden Sonnenuntergangs; der Herzog hatte die jungen Ritter nach Montebello vorausgesandt und war allein in dem Jagdschloß geblieben, um mit Salvi dort zu übernachten. Er hatte diesen gebeten, sich auf sein Zimmer zurückzuziehen, wo er ihn zu einem ungestörten Gespräch aufsuchen wolle. Ein Diener erschien und brachte brennende Kerzen; gleich darauf trat Antonio ein, einige Papiere in der Hand tragend.

„Diese Blätter", sprach er, „werden dich am besten in Das einführen, was ich dir mittheilen will. Die Erzählung dieser Ereignisse aus meiner Jugend soll deine Gesinnung für mein Vorhaben günstig stimmen", fuhr der Herzog nach wenigen Augenblicken weiter fort, „denn auch du bist nahe betheiligt bei Dem, was du vernehmen sollst, und mußt mir ein vielleicht schweres Opfer bringen. — Ich lasse dich jetzt allein; hast du geendet, so komm herüber zu mir, dann wollen wir als Freunde offen über Alles sprechen."

Mit diesen Worten und einem warmen Händedruck schied Antonio. Salvi öffnete die Blätter und las darin folgende von des Herzogs Hand niedergeschriebene Darstellung eines Theils seiner Jugendschicksale.

II.

„— — — Die Nachrichten, die ich aus der Heimat erhielt, wurden immer düsterer. Es schien Alles verloren; es genügte unsern Feinden nicht, uns vertrieben zu haben, sondern sie verfolgten uns und unsere Anhänger bis in die fernen Gegenden, wohin wir uns geflüchtet hatten. Zwei mal war ich, trotz des veränderten Namens und der tiefen Verborgenheit, in der ich in Madrid lebte, in Gefahr, unter einem durch sie gedungenen Mörderdolch zu fallen. In dieser bedrängten Zeit stand mir ein treuer Freund, der Graf Mostados zur Seite. Da ich mich nirgend mehr sicher befand, nahm er mich in sein Haus auf und hielt mich zwei Monden in seinem eigenen Zimmer verborgen. In dieser Zeit erhielt er Befehl, nach Peru zu gehen, um dort eine Unterstatthalterschaft, um die er sich schon vor längerer Zeit beworben hatte, anzutreten. Er schlug mir vor, ihn zu begleiten, jenseit des Ocean zu vergessen, was mir diesseit desselben an Leid und Unrecht zugefügt war. Ich nahm sein Erbieten an; nicht freudig, da ich mich nur mit Schmerz so ganz von der Heimat trennen konnte, doch dankbar, weil ich darin die edle Gesinnung eines Freundes erkannte und wenigstens ein sorgenloses Dasein hoffen durfte, bis sich wieder ein freudigeres für mich aufthäte.“

„Der Morgen unserer Abreise erschien bald darauf; die Maulthiere waren schon bepackt und gesattelt und wir standen soeben im Begriff aufzusitzen, als ein Eilbote einen Brief an Mostados brachte. Dieser öffnete ihn, winkte mir und wir traten abseits in die Vorhalle des Hauses. Hier übergab er mir ein Schreiben meines treuesten Freundes, Odoardo Salvi, das mir meldete, es gingen wichtige Veränderungen in meinem Vaterlande vor. Eine große Anzahl der Freunde meines Hauses habe sich in der Stille verbündet; bald würden sie mächtig genug sein, um handelnd aufzutreten und sich an die Spitze der großen Zahl von Unzufriedenen zu stellen, welche die neuen Herrscher zu stürzen trachteten. Ich solle mich daher bereit halten, auf eine nahe Auffoderung, insgeheim in die Heimat zurückzukehren, um meine Fürstenrechte selbst zu vertreten."

„Unter diesen Umständen durfte ich Mostados nicht übers Meer begleiten. Doch in Madrid war ich ohne seinen Schutz in äußerster Gefahr. Es wurde daher beschlossen, daß ich vorläufig die Reise bis Cadix mit antreten solle. Unterwegs wollten wir berathen, welche Wege die sichersten seien, um die Wendung meines Schicksals zu benutzen. Da ich mich in Tracht und Sitten ganz einem Spanier ähnlich gemacht hatte und, von einer Spanierin in frühester Kindheit erzogen, der Sprache völlig mächtig war, schien es leicht, mich für einen Eingeborenen des Landes auszugeben und meinen Aufenthalt auf Mostados' Gütern zu nehmen, bis ich neue Nachricht von Salvi empfing."

„Wir setzten uns nun auf und ich trat die Reise mit erfrischtem Herzen, mit frohen Hoffnungen an. Das schöne Land mit den blühenden Orangen- und Granathainen, den stolzen Schlössern und prächtigen Klöstern, den erhabenen

Gebirgen und schauerlichen Felsthälern durchzog ich an der Seite des Freundes mit wahrem Entzücken. Der jugendlichen Seele eröffneten sich tausend Erwartungen und Aussichten. Wir sprachen von künftigen, glücklichen Tagen, wir hofften schon einem Wiedersehen entgegen, bevor wir uns noch getrennt hatten! O, glücklicher Traum der Jugend — wer ahnet da, wie nahe das furchtbarste Erwachen ist!"

„Mostados hatte schon während der Reise auf einen seiner Leute Verdacht geworfen, der mich öfters mit mistrauischen Blicken betrachtet hatte. Deshalb foderte er mich zur äußersten Vorsicht auf und ich mußte ihm mein ritterliches Wort geben, daß ich, solange ich mich noch in Spanien aufhielte, Niemandem, wer es auch sei, meinen wahren Namen und Stand verrathen und sofort nach Mostados' Abfahrt wiederum einen andern Namen und andere Tracht annehmen wolle. Er besorgte, ihm selbst möchte, wenn es entdeckt würde, daß er mich verborgen gehalten, noch schwere Verantwortlichkeit aufgebürdet werden."

„Die Stunde der Trennung nahte, das Schiff lag segelfertig im Hafen. Unsere Leute trugen schon das Gepäck an Bord. Als wir uns allein sahen, nahmen wir den innigsten Abschied und erneuerten das Gelübde der unverbrüchlichsten Freundschaft. Dann ging ich zum Schein mit Mostados ans Ufer hinab und bestieg mit ihm die Barke, die uns an das Schiff führen sollte."

„Auf demselben öffnete er einen frisch gesiegelten Brief, den er von dem Könige mit dem Befehl erhalten zu haben vorgegeben hatte, daß er erst an Bord gelesen werden solle. Infolge dessen gab er vor, noch wichtige Aufträge für mich zu haben, und ließ mein Gepäck und das meines treuen Dieners Bernardo, der mir aus der Heimat gefolgt

war, sofort wieder einschiffen. Er händigte mir, gleichfalls zum Schein, verschiedene Papiere ein, deren Besorgung ich übernehmen sollte, und befahl mir, vier von seinen Maulthieren, die noch nicht zurückgesendet waren, zu meinem Gebrauch bei mir zu behalten. Dem Capitän aber ertheilte er Befehl, augenblicklich in See zu gehen, bei Gibraltar jedoch anzulegen, wo er mich drei Tage lang erwarten wolle. Sei ich bis dahin nicht dort eingetroffen, so müsse ich mit dem nächsten Schiff nach Amerika herüberkommen."

„So wurde ich entlassen. Nach einer halben Stunde stand ich wieder am Ufer, und das Schiff, auf dem sich mein Freund befand, fuhr stolz, mit vollen, im Sonnenlichte glänzenden Segeln, in den blauen Ocean hinaus."

„Ich ließ mein Gepäck in ein anderes Gasthaus bringen und durch Bernardo auch die Maulthiere dahin schaffen, weil ich von nun an nicht mehr als ein Diener des Grafen Mostados gelten durfte. Ich nannte mich Don Alvarez und gab mich für einen navarresischen Edelmann aus. Mein erstes Geschäft war, mit einem Schiff, das nach Venedig abging, an Odoardo Salvi zu schreiben, um ihm zu melden, wohin er mir Nachricht geben könne."

„Die Dämmerung war angebrochen; ich ging aus, um einen Spaziergang zu machen. Das Meer hauchte eine sanfte Kühlung herüber; die Orangenblüten dufteten, der Himmel leuchtete von milden, silberklaren Sternen. In süßer Wehmuth wandelte ich am Gestade hin, mich meinen Hoffnungen und Träumen überlassend. Aus einer dichten Umbüschung am Wege fiel plötzlich ein dunkelrother Lichtschimmer auf mich. Ich wurde aufmerksam und sah, daß auf einem Pfade, der sich durch den Orangenhain schlängelte und in dem Wege, auf dem ich lustwandelte,

auslief, ein Diener mit einer Fackel herankam, dem einige Personen zu folgen schienen. Ich blieb, zufällig durch das dichte Buschwerk bedeckt, stehen und betrachtete die Kommenden. Die Tracht des Dieners zeigte, daß er einem edeln Hause angehöre. Ihm folgte ein Mann von hohem Wuchs, in seinen spanischen Mantel eingehüllt, der eine weibliche, verschleierte Gestalt führte. Ein leichter Windhauch spielte mit dem Schleier der Sennora, sie wollte ihn ordnen, schlug ihn dabei zurück, und gerade als sie an mir vorüberstreifte, war ihr Angesicht enthüllt und von dem Schimmer der Fackel beleuchtet. Der Anblick traf mich wie mit einem Zauberschlage; ich sah das schönste weibliche Antlitz, das ich jemals erblickt, vor mir. Es tauchte auf aus der Nacht, angestrahlt von einem zauberhaften Lichte, und in demselben Augenblicke war es, wie eine Wundererscheinung, auch schon verschwunden und ich sah nur zwei nächtliche Gestalten im unbestimmten Dunkel dahinschweben. Doch der eine Blick war hinreichend gewesen, mir diese Züge, in denen sich das innigste Bündniß heiliger Lieblichkeit und Hoheit malte, ewig unvergeßlich ins Herz zu prägen. Ich stand wie gefesselt, von einem süßen Schauer durchzittert. Eine zweite weibliche Gestalt ging nahe hinter jenen Beiden. Ich starrte ihnen nach; sie nahmen den Weg am Ufer entlang. Ich folgte, doch nur in behutsamer Ferne; denn die Besorgniß, durch ein zu kühnes Nahen das selige Glück, dieses reizende Wesen noch ein mal zu schauen, ganz zu verlieren, hielt mich zurück."

„Von einer Kirche, die unfern dem Strande auf einer Anhöhe lag, tönten die Glocken zum Abendgebet herab. Der Diener mit der Fackel schlug den Weg dort hinauf ein. Ich folgte; der Pfad war belebt von vielen Kirchgängern,

es konnte daher nicht mehr auffallen, wenn ich mich näher an die reizende Unbekannte hielt."

„An der Kirchthür drängte sich die Menge; der Diener, der mit der Fackel vorangeleuchtet hatte, war seitwärts getreten, wo noch viele Andere standen, die einen ähnlichen Dienst verrichtet hatten. Aus den Worten der Menge, die ich einzeln vernahm, hatte ich erfahren, daß ein feierlicher Vorgang diesen anströmenden Kirchenbesuch veranlasse; es sollten einige Jungfrauen das klösterliche Gelübde ablegen. Nach der dortigen Sitte nahmen Männer und Frauen abgesonderte Sitze in der Kirche ein; meine Unbekannte trennte sich von ihrem Führer und setzte sich mit ihrer Begleiterin, welche mir eine Art Duenna zu sein schien, in eine Nische im Hintergrunde der Kirche. Da ich sah, daß viele Männer an den Säulen, welche das Gewölbe trugen, standen, selbst da, wo die Sitze der Frauen waren, trat auch ich an eine Säule dicht neben dem Platz der Sennora, von der aus ich sie, sie mich sehen konnte."

„Ja, ich muß an einen wunderbaren Zug der Herzen, an ein Geheimniß der Seelen glauben, daß sie einander zu erkennen gibt! Denn wie sollte ich es sonst erklären, daß Angelica, die meine Züge nie gesehen, die nicht ahnte, daß ich ihr, unwiderstehlich gefesselt durch den Zauber ihrer Schönheit, den mir nur ein einziger, zufälliger, doch von Gott in das Geschick meines Lebens tief bedeutungsvoll verwebter Augenblick gezeigt hatte, gefolgt war: wie sollte ich es erklären, daß sie ihre Blicke gerade auf mich richtete und, wie sie mir nachher oft erzählte, mit dem hoffendsten Vertrauen, ich werde ihr Erretter sein? Ja, unser Wollen wurde von einer höhern Macht geleitet! Wir folgten ewigen Beschlüssen, da wir unsere eigenen Thaten zu thun wähnten! — Mein Auge drang durch die Hüllen ihrer Schleier,

ich glaubte ihre Züge zu sehen; ach, sie standen ja unvergeßlich vor mir!“

„An dem Hochaltar bereitete sich die fromme feierliche Handlung, die, ich kann mir das Bekenntniß nicht ersparen, mich stets schauerlicher ergriffen hat als eine Bestattung. Denn bei dieser wird nur der entseelte Körper der kühlen Ruhestätte übergeben, dort aber das blühende Leben selbst in die Gruft gelegt, um in dem vermauerten Kerker langsam dahinzuschmachten. Drei Jungfrauen waren es, die den Schleier nahmen; Zwei, deren demüthige, regungslose Züge es verriethen, daß sie nur noch den einen Gedanken kannten, sich dem klösterlichen Berufe hinzugeben. Sie wurden entschleiert, das Haar fiel unter der Schere, man verhüllte ihnen das Haupt wieder, ohne daß eine tiefere Theilnahme an ihrem Geschick die Versammelten ergriff. Doch als die dritte entschleiert wurde und ein jugendliches Antlitz voll schwellender Lebenstriebe sichtbar wurde, da entbebte jeder Brust unwillkürlich ein beklommenes Ach, daß auch diese blühende Rose in den dunkeln Grüften ohne Duft und Licht dahinwelken solle! Das helle Gold der Locken, der Raub der klösterlichen Parzenschere, wallte über ihren Nacken; das holde Wesen erbebte, erbleichte, als die Hand der ergrauten Schwester, vor der sie kniete, sich ihrem Haupte näherte, um das Werk zu vollbringen. Der erste Lockenbund sank herab unter dem Schnitt, doch zugleich brach die Unglückliche wie in sich selbst zusammen und sank in den Schoos der Schwester nieder. Die ganze Versammlung gerieth in Bewegung; jedes Auge war in angstvoller Spannung auf den Hochaltar geheftet, unwillkürlich drängten die Scharen sich näher hinzu. Doch mich zog die wunderbar geheimnißvolle Macht meines Schicksals stärker; ich wandte mich, von einer schauernden Ahnung geleitet,

zu Angelica hin; da sah ich, wie sie, um freier Luft zu schöpfen, den Schleier hastig zurückschlug, — ihr Antlitz war marmorbleich — über das dunkle Auge floß der trübe Silberblick einer schweren Thräne — die erblassende Lippe zitterte — sie sank halb ohnmächtig zurück, von Niemandem bemerkt, nicht einmal von ihrer Begleiterin, da diese, wie alle Uebrigen in der Kirche, mit verdoppelter Spannung Auge und Gedanken der Unglücklichen am Hochaltar zuwendete. In diesem Augenblick begegneten sich unsere Blicke, sie suchte mein Auge wie ich das ihrige, — ohne ein Wort, ohne ein Zeichen enthüllten sich unsere Seelen — wir waren ein Wesen! Ich erkannte in ihr das Opfer — sie in mir den Retter. Mein Blick schwur ihr Erlösung und Treue, der ihrige mir selige Hingebung und Liebe!"

III.

Salvi stand, als er bis dahin gelesen, in tiefer Bewegung auf; er trat an eins der hohen Bogenfenster des Gemachs und blickte über das Waldthal hin. Der Mond war heraufgestiegen und glänzte mild, geisterhaft schwebend zwischen zwei dunkeln, zackigen Felsspitzen. So tritt der heilige Engel der Liebe zwischen die rauhen Felsklippen des Lebens und winkt uns seligen Frieden zu! Doch schneller als der Mond schwebt er vorüber und läßt uns die schroffe, finstere, felsige Oede! Wie Wenige, denen er bis zum Gipfel der Pilgerschaft seine mild leitenden Strahlen schimmern läßt!

Gedanken tiefer Wehmuth zogen durch Salvi's Herz; er ahnte schon den Zusammenhang Dessen, was er gelesen,

mit dem Lebensgeschick seines Fürsten. Er nahm die Blätter wieder zur Hand und las weiter:

„Von dem Gedanken zur That war ein Schritt. Ich nahm ein Blättchen Pergament aus meinem Taschenbuch, drängte mich weiter hinter die Säule zurück, daß die Duenna mich nicht sehen konnte, und schrieb die Worte: «Holdes Wesen, bist du bedrängt, bedroht — so vertraue mir!»"

„Während Alles nach den Stufen des Hochaltars blickte, wo man beschäftigt war, die junge Novize ins Leben zu rufen, konnte ich Angelica das Blatt in der hohlen Hand zeigen. Ihr Auge winkte mir zustimmend; dann ließ sie rasch den Schleier wieder fallen; ich suchte mich an ihrem Sitz vorbeizudrängen und ließ das Blatt über die Brüstung hineingleiten. Sie hatte es bemerkt, bückte sich danach, las und winkte mir mit einem leisen Beugen des Hauptes; sie nahm eine silberne Nadel aus ihrem reichen dunkeln Haar und ich sah, daß sie unter dem tief über den Schoos herabwallenden Schleier etwas unter meine Worte schrieb. Bald gleitete das Blatt leise über die Brüstung des Sitzes zu meinen Füßen nieder; ich hob es auf und las nur das Wort: «Folgt uns!»"

„Was jetzt noch um mich her geschah, ich weiß es nicht, — jeder Blick, jeder Gedanke war nur auf sie gerichtet! Das Hochamt war zu Ende; sie verließ die Kirche; ich folgte ihr in dem strömenden Gedränge so dicht als möglich, doch mit der unausgesetzten Vorsicht, welche uns das Gefühl eingibt, unser höchstes Glück auf dem gefährlichsten Spiel zu wissen, wo die Entscheidung an einem Haar schwebt. Angelica's männlicher Begleiter — es war ihr Stiefvater — fand sich wieder zu ihr; die Duenna folgte; der Diener schritt mit der Fackel voran. Sie nah-

men den Weg nach einer der reizenden Villen, die auf den mit Pinien, Cypressen, Orangen, Wein und Feigen bewachsenen Hügeln vor dem Hafenthor am Strande liegen. Eine hohe Mauer umgab den Garten; das Thor war verschlossen; es dauerte einige Minuten, bis geöffnet ward; ich hatte mich hinter den Stamm einer Cypresse geschmiegt. Da sprach Angelica mit Absicht laut, daß ich es hören sollte, denn ihr war es nicht entgangen, daß ich folgte: «Ist dort nicht Licht in meinem Zimmer? Sieh nur, Isabella, zwischen den Zweigen der Pinie!» Sie deutete dabei mit der Hand auf ein halb durch eine hohe Pinie bedecktes Fenster im Seitenflügel des Hauses. Die Duenna konnte das Licht nicht entdecken, mir aber leuchtete es hell genug, denn ich kannte nun die Fenster ihres Gemachs."

„Die Pforte öffnete sich; Alle verschwanden; das Thor wurde wieder schwer verschlossen und verriegelt."

„Jetzt umging ich den Garten rings; ich fand eine Stelle der Mauer, wo es möglich war, sie mittels einer außerhalb stehenden großen Platane, welche ihre Zweige weit hinüberstreckte, zu ersteigen. Dies that ich; von dem Baume aus hatte ich einen freien Blick nach dem bezeichneten Fenster. Ich sah Licht im Gemach. Da aber auch andere Zimmer des Hauses noch erleuchtet waren, harrte ich in der Laubwölbung der Platanenzweige aus, bis Alles sich dem Schlummer übergeben haben würde, überzeugt, daß Angelica allein wach bleiben werde. Lange nach Mitternacht endlich erlöschte alles Licht im Hause, nur ihr Fenster blieb hell. Jetzt ließ ich mich behutsam an den herabgebogenen Zweigen nieder, indem ich vorsichtig mein Degengehänge zuvor daran knüpfte, um für den Rückweg den Zweig wieder erhaschen zu können. Bald stand ich unter ihrem offenen Fenster; die Nacht war so still, daß

man den leisesten Laut weit vernahm. Daher hatte ich schon zuvor wiederum auf ein Pergamentblättchen die Worte geschrieben: «Ich folgte dir, gebiete nun über mich!» und es in einen Strauß duftender Reseda verborgen. Leichten Wurfs flog er in ihr Gemach, ich hörte das entschlüpfende Ach ihres Erschreckens; wenige Secunden darauf trat sie ans Fenster, mein Blumenstrauß flog wieder herab und sie flüsterte die Worte: «Flüchtet eilig!» Sie verschwand augenblicklich wieder, löschte das Licht und schloß Fenster und Jalousien leise."

„Ich fühlte ein zusammengefaltetes Blatt in den Blumen, steckte es glückselig in den Busen und entfloh mit dem süßen Kleinod. Schnell erreichte ich die Beschirmerin meiner Liebe, die dunkle, verschwiegene Platane; ihre Zweige halfen mir wieder über die Gartenmauer und im trunkenen Gefühl der entzückendsten Hoffnungen eilte ich heim. Endlich leuchtete mir eine freundliche Kerze und ich konnte das Blatt, das mir die Geliebte zugeworfen, lesen. Hier sind die Worte, denen das höchste Glück und das tiefste Leid meines Lebens entblühte."

„«Ungekannter Freund!

«Dir vertraue ich! Dein Blick, dein Wort verheißt mir Rettung! Du kannst ein Herz, das sein Geschick in deine Hand legt, nicht verrathen. Du wirst kommen, — wie, ich weiß es nicht, — doch kommen wirst du, das weiß ich! So richte ich denn diese flehenden Worte an dich, daß sie bereit sind, wenn du nahst. Habsucht und Abscheulichkeit wollen mich vernichten! Sie ließen mir nur die Wahl zwischen dem unwürdigsten Gatten und der Gruft des Klosters. Darf ich dir noch sagen, wie ich wählte? Morgen schon sollen mir die Grabesglocken ertönen! Und nun be-

siegt mich die Angst! Ich flehte zu der heiligen Jungfrau: Sende mir einen Schutzengel! da fiel dein Blatt zu meinen Füßen nieder. So vertraue ich der Himmlischen, wenn ich dir vertraue! Sie hat dich gesandt. Sei der Schutz und Schirm meines Daseins, meiner Ehre! Doch könntest du Die misachten, die dich um Rettung fleht, so laß sie lieber verderben!»"

„Mein Herz stürmte in der Brust, — die Glut der Angst und Liebe brannte in jeder Ader. «Heiliges, holdseliges Wesen!» rief ich in schmerzensvollem Entzücken aus. «Ich dich verkennen? Jeder Tropfen meines Blutes sei dein in Liebe und heiliger Ehrfurcht!» — Ich wandte das Blatt:"

„«Willst du denn Der sein, dem ich zu ewig heißer Dankbarkeit verfallen soll, so säume nicht. Die Nacht ist gefährlich; erst der grauende Morgen wiegt Alles in Schlaf. In den Garten vermag ich hinabzukommen, doch nicht die Mauer zu übersteigen. Geht die Sonne auf, ehe ich dich sehe, so sinkt die Sonne meines Lebens in ewige Nacht!

Angelica.»"

„Ich küßte den süßen Namen, ich küßte das heilige Blatt unter strömenden Thränen. «Nein!» rief ich aus, «die Sonne deines Morgens soll dich auf dem Wege der Rettung begrüßen!» Sogleich weckte ich Bernardo, auf dessen Treue ich mich verlassen konnte, hieß ihn unsere Maulthiere satteln, Alles aufpacken und mich mit den Thieren am Strande an der Stelle zu erwarten, wo der Pfad aus dem Landhause Angelica's in die große Straße einlief. Er hatte mir auch ein Seil besorgt; damit versehen, eilte ich hinaus. Als die Morgenröthe ihr rosiges Halblicht

über das Meer hauchte, hatte ich den Wipfel der Platane wieder erreicht. Eine tief eingehüllte, verschleierte Gestalt trat aus der Thür eines Gartensaales. Es mußte Angelica sein; ich flog ihr entgegen. In einer umbüschten Wendung des Weges begegneten wir uns; ich küßte ihre bebende Hand; sie sank, überwältigt von Rührung und Angst, in meine Arme. Wer nennt die Seligkeit dieses Augenblicks! doch die Gefahr drängte; ich geleitete die Zitternde zu der Platane. Ich schwang mich an dem angeknüpften Seile zuerst hinauf, dann schwang sie es sich zwiefach um den schlanken Leib und leicht zog ich die süße Bürde empor. So überstiegen wir die Mauer glücklich, und nach wenigen Minuten trugen uns die raschen Maulthiere auf einsamen Gebirgspfaden der Rettung näher und näher. Und als die Sonne sich leuchtend aus der Meeresflut erhob, betete Angelika fromm mit gefaltenen Händen: «Heilige Jungfrau, du hast mir die Sonne der Rettung leuchten lassen! Dank sei deiner heiligen Gnade!»"

IV.

Salvi hatte mit Rührung bis hierher gelesen. Er wollte das Blatt umwenden, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte; es war Antonio, der hinter ihm stand.

„Ich konnte mich nicht länger in meiner Abgeschiedenheit zurückhalten", sprach er; „laß nun diese Blätter, bis zu einer andern Stunde. Ich werde dir selbst das Weitere kurz erzählen, damit wir zu Dem kommen, was mich jetzt so unwiderstehlich drängt."

„Die himmlische Beschirmerin war mit uns. Wir erreichten Malaga auf Umwegen und dort fand ich ein Schiff, das uns nach Frankreich führte, denn in Spanien war nach dieser That unsers Bleibens nicht mehr. Glücklich liefen wir in den Hafen von Cette ein. Hier segnete ein frommer Priester unsern Bund. Wir zogen uns dann in die Stille eines einsamen Landsitzes nahe dem Strande zurück. Er wurde mir theurer als ein Königreich. Ja, ich muß dir bekennen, es erfreute mich, als mir dein Bruder, dem ich Kunde von meinen Schicksalen und meinem Aufenthalt gegeben hatte, schrieb, alle Hoffnung sei für mich verloren, als Fürst in meine Heimat zurückzukehren. — Ich hatte meiner holdseligen Angelica nicht gesagt, wer ich sei, weil ich keine unerfüllte Hoffnung in ihr nähren wollte und weil ich es mir so süß dachte, sie doch vielleicht dereinst mit unserm glänzenden Loos zu überraschen. So trübte nichts unsere heiligen Freuden, unser wahrhaft seliges Glück! Diese Tage bildeten das Herz meines Daseins! In ihnen lernte ich ein Mensch zu sein, und ewigen Dank bleibt der Fürst dieser Lehre schuldig! Uns war ein Sohn geboren und ein zweiter Hoffnungskeim regte sich in Angelica's Schoos. Einst, als ich sie süß umfangen hielt, erzitterte sie in meinem Arm und Thränen drangen ihr ins Auge. Als ich sie nach der Ursache fragte, sprach sie: Ich bebe vor unserm Glück, der Himmel senkt zu reiche Fülle seliger Gaben auf uns nieder!“

„Ihre ahnungsvolle Seele hatte nur zu sicher in das Dunkel der Zukunft geschaut!“ —

Ueberwältigt von der Gewalt der Erinnerungen, schwieg Antonio und bekämpfte mühsam die hervordringenden Thränen. Endlich sprach er, im Tiefsten erschüttert: „Drei Tage nach diesem Wort stand ich auf dem Altan unsers

Hauses und richtete das Fernrohr nach einem Schiff, das in der Bucht Anker geworfen hatte und weder Flaggen noch sonst übliche Zeichen trug. Angelica lustwandelte mit der Wärterin und dem Kinde im Garten. Plötzlich trifft lauter Angstschrei weiblicher Stimmen mein Ohr. Eine furchtbare Ahnung faßt mich, ich ergreife das Schwert und eile in den Garten hinab. Die Wärterin, mit dem Knaben im Arm, kommt mir vollen Laufs, athemlos entgegen; sie vermag nur die Worte zu stammeln: Rettet die Sennora! Dort — sie deutete nach dem Strande; ich fliege hinunter, die Gartenpforte ist offen, ich stürze hinaus — da sehe ich, wie meine Angelica von Korsaren, die bis an den Leib im Wasser stehen, in ein Boot gehoben wird. Mein Hülferuf, mein Drohen, mein Erbieten von Gold — nichts wird gehört. Ich erreichte das Ufer, als ihr Fahrzeug schon, vom raschen Ruderschlag getrieben, dahineilt; ich werfe mich ins Meer, doch vergeblich ringt meine Kraft mit der der Ruderer und eines frischen Küstenwindes, der ihren Raub begünstigt! Bald liegt die Unmöglichkeit zwischen mir und der Geliebten — wahnsinnig vor Schmerz, gewann ich das Ufer wieder und sank in Betäubung zu Boden."

„Als ich das Auge wieder öffnete und mein Athemzug die Qual des Lebens erneuerte, hatte die Nacht sich schon über das Meer gesenkt und in ihrem Schoos verschwunden war das Glück meines Daseins!"

„O Freund! Mit bitterm Hohnlachen empfing ich wenige Wochen darauf die Briefe deines Bruders, die mich zur Rückkehr in die Heimat einluden, wo die Hand des Geschicks meine Feinde vertilgt, mir den Thron wieder zugeworfen hatte!"

„Und nun? — was seitdem geschehen ist — du weißt es, bis auf eins! Der Sohn Angelica's — ist Ludovico!"

Salvi schreckte zusammen; das Wort überraschte ihn zu plötzlich.

„Er ist es", widerholte der Herzog, „das diamantene Kreuz, das ihm dein Bruder sterbend als Andenken an seine Mutter übergab, mit dem Geheiß, es stets zu tragen, stammt von mir her. Als Angelica durch das Sacrament mit mir vereinigt war, ließ sie, wie Frauen so gerne ihre Gefühle an äußere Zeichen knüpfen, zwei gleiche Kreuze anfertigen, mit der Inschrift: «Treue Liebe siegt» auf der Rückseite und unsern Namenszug darunter. Ich sollte eins, sie das andere tragen, als Wahrzeichen der Dauer unsers Glücks. Sie haben sich nicht bewährt!"

Da Salvi wehmüthig ernst vor sich hinblickte, fuhr Antonio fort: „Betrübe dich nicht. Ludovico soll dir nicht geraubt werden. Er soll nur einen zweiten, einen dritten Vater in seinem wahren gewinnen. Denn der erste war dein Bruder, der ihn für seinen eigenen Sohn, in der Zeit seiner Verbannung geboren, gelten ließ. Solange Constanze und Ruggiero lebten, war das Geheimniß der Geburt Ludovico's ein schwer gefährliches; es konnte neue Schrecken des Bürgerkrieges entflammen, deshalb sollte es ganz begraben sein, auch du, auch Ludovico selbst es nie erfahren. Jetzt hat eine jener wunderbaren Fügungen, die so oft meinem Geschick die plötzlichste Umgestaltung bereiteten, mir noch in meinen späten Jahren einen neuen Weg vorgezeichnet. Ludovico ist mein Erbe! Er ist entsprossen aus gültiger Ehe mit einer edeln Spanierin. Ich will ihn offen anerkennen. Wie es geschehe, das ist es, worüber ich mit dir berathen will, wozu ich der Hülfe der bewährten Freundschaft bedarf!"

„Sprich, begehre, mein Fürst", entgegnete Salvi, „was

ich an Rath und That vermag, sei dein. Doch wie vermöchte ich's, dir hier zu dienen?"

„Ich gedenke dich nach Rom zu senden", antwortete Antonio, „um von dem Heiligen Vater die volle Bestätigung der Gültigkeit meiner Ehe mit Angelica zu erhalten. Bevor das nicht geschehen, will ich Ludovico nichts entdecken. Doch ist in diesen Papieren Alles enthalten, was ihn, sollte ich plötzlich sterben, seiner Rechte versichert. Dann tritt du statt meiner ein und beschütze seine Ansprüche und leite seine Schritte." — Salvi gelobte es.

„Nun denn zu etwas Anderm", fuhr der Herzog nach einigen Minuten stiller Sammlung fort. „Der Marchese Montaldi ist dir befreundet. Er gibt uns morgen ein Fest auf seinem Landsitze, wohin wir uns gleich von hier aus begeben können, ohne zuvor nach Montebello zu gehen. Graf Mostados scheint eine warme Neigung zu der schönen Bianca gefaßt zu haben. Die Verbindung Beider würde mir eine große Freude sein, denn selten wird einem Manne ein so reines Juwel jungfräulicher Schönheit zu Theil werden. Wem sollte ich dies hohe Glück lieber gönnen als dem Sohne eines so edeln Freundes? Doch möchte ich nicht, daß Montaldi den Wunsch des Fürsten für einen Befehl nähme, wie es bei dieser Weise leicht möglich wäre, und so der zarten Freiheit der Neigung Zwang auflegte. Deshalb wünschte ich, daß du wie aus eigenem Antriebe, aus Muthmaßung Montaldi und seine Gattin darüber hörtest. Ich bin", fuhr Antonio nach einigen Augenblicken wieder fort, „Mostados' Vater viel schuldig; zwar zerriß die ungeheure Entfernung fast alle Fäden der Verbindung zwischen uns, und erst nachdem ich meinen Fürstensitz wieder eingenommen und er durch Ruggiero's Geburt gesichert

war, schrieb ich ihm dies. Um so mehr thut es mir leid, daß ich seinem Sohne bisher kaum irgend eine Freude, wie sein Alter sie liebt, darbieten konnte, da sein Besuch in die Zeit der öffentlichen Trauer fiel. Ja, es hat die unbesonnene Heftigkeit unserer jüngern Ritter ihm, dessen glühendere Lebhaftigkeit und fremde Sitte bisweilen gegen die unserige anstößt, schon Verdrüßlichkeiten bereitet, sodaß ich die strengen Gesetze gegen den Zweikampf neu in Erinnerung bringen und mit ihrer ernstlichen Handhabung drohen mußte. So thäte ich denn gern etwas wirklich sein Glück Begründendes für ihn, und ich bin deiner Hülfe gewiß; nicht wahr?"

Er reichte dem Freunde beide Hände, zog ihn an sich und eine lange stumme Umarmung besiegelte die Gesinnungen der innigsten Freundschaft, durch die sich beide edle Männer verbunden fühlten.

V.

In der Villa des Marchese Montaldi ertönte fröhliche Musik. Die Thüren der Säle waren nach der Terrasse zu geöffnet, daß die Klänge bis weit in die Gebüsche des Gartens schallten. Bunte Lampenbogen erhellten die größern Laubgänge; doch die verschwiegenen Seitenpfade, die sich zwischen dichten Jasmin- und Myrtengebüschen hinschlängelten, die von düstern Pinien und Cypressen überschattet wurden, blieben in holdes Dunkel der Sternennacht eingehüllt und luden zum vertraulichsten Spaziergange ein.

Der Marchese, ein Mann von frischer Lebenslust, war eifrig bemüht, die Freude seiner Gäste zu erhöhen. Eben war ein Tanz vollendet; er foderte die Gesellschaft auf, bis der Saal neu gelüftet sei, einen Spaziergang durch den Garten zu machen. Der Herzog, der mit Salvi schon bei Windlichtern an einem Tisch auf der Terrasse gesessen hatte, stand auf und sprach: „Ich werde das Beispiel geben; die Nacht ist so lau, daß selbst die zartesten Tänzerinnen kaum einer leichten Verwahrung gegen die Kühle bedürfen! Schöne Bianca", rief er, zu der Tochter des Hauses gewandt, die eben zwischen Ludovico und Mostados aus dem Saale getreten war, „reicht mir Euern Arm! Ich will den beiden Rittern hier einen bösen Streich spielen und selbst Euer Führer sein. Sie mögen uns als dienende Cavaliere geleiten!" Mit diesem Scherz bot er Bianca den Arm, die sich mit holdem Erröthen verneigte und dann in unbefangener Kindlichkeit die Auszeichnung annahm. Er ging mit ihr den breiten Laubgang, der nach dem See führte, hinunter, die ganze Gesellschaft folgte, anmuthig gepaart; ein Theil zerstreute sich indessen bald in die Seitengänge. Doch Ludovico und Mostados blieben, da Keiner dem Andern weichen wollte, dicht hinter dem Herzog.

Bald hatte man das Ufer des Sees erreicht. Sein dunkler Spiegel blitzte die zerstreuten Silberfunken des Sternenlichts zurück; der Mond stand noch hinter den schwarzen Gebirgskolossen mit den Schneehäuptern, doch wob sein dämmernder Schimmer schon matt duftige Glorien um ihre Häupter. Am Ufer lagen einige erleuchtete Gondeln. Die Schiffer in ihrer Festkleidung, mit Bändern und Blumensträußen geschmückt, saßen auf den Ruderbänken, vom Fackellicht seltsam angestrahlt.

„Nun? — wer hätte Lust zu einer Wasserfahrt?" rief

der Herzog und wandte sich zurück zu den Damen und Rittern, die gleichfalls bis zum Ufer herabgewandelt waren. Bald hatten sich genug zusammengefunden, um eine Gondel zu füllen. „Don Mostados“, sprach der Herzog, „Euch werde ich den Dienst bei dieser Dame übertragen; denn ich bleibe zurück.“ Dabei führte er ihm Bianca zu und gebot ihm, sie in die Gondel zu geleiten. Mostados empfing seinen Auftrag mit höchster Freude. Er bot Bianca den Arm und geleitete sie an den schmalen Steg, der zur Gondel führte; zu Zweien nebeneinander war hier nicht Raum, er mußte daher voranschreiten, halb rückwärts gewandt, um der schönen Gebieterin die stützende Hand zu reichen. Der Herzog foderte noch andere junge Leute auf, unter ihnen Don Enrico, mit dem Mostados einen nähern Freundschaftsbund geschlossen hatte, und Don Alfonso, einen Freund Ludovico's. Dieser war, verletzt über den Vorzug, den Mostados erhalten hatte, einige Schritte zurückgetreten. Er hatte keine Lust, die Gondel zu besteigen; doch da der Herzog ihn auffoderte, reichte er einer Dame, Donna Eugenia, die unfern von ihm stand, den Arm. In seiner aufgeregten Zerstreuung aber war er unvorsichtig, als er auf den Steg trat, glitt aus und mußte in das seichte Wasser springen, sodaß er sich und seine Dame ganz besprützte. Ein halb muthwilliges, halb übereiltes Lachen der Andern erbitterte ihn vollends. Mit größtem Unwillen betrat er den Nachen. Dieser stieß vom Laude. Ludovico saß mit dem peinlichen Gefühl unter den Fröhlichen, daß sein Ungeschick das Ziel ihrer Spöttereien sein werde. Indeß dachte Niemand in der heitern Gesellschaft weiter daran; die Uebrigen hatten den Vorfall schnell vergessen und Alle beseelte die froheste Stimmung, ausgenommen ihn, dessen erwachende Eifersucht auf Mostados ihm jeden Augenblick

zur Qual machte. Wie es oft zu ergehen pflegt, war er sich seiner Empfindung gar nicht klar bewußt; er zürnte auf den Spanier, ohne sich einen eigentlichen Grund dafür angeben zu können. Lag doch seine eigene Liebe zu Bianca noch im halben Schlummer in seiner Brust und regte sich nur unruhig, träumerisch, ohne klares Bewußtsein. Sie hatte ihre Wurzeln schon so lange, so heimlich, aber auch so tief getrieben, daß er ihrer langsamen Entwickelung bis zur vollen Blüte kaum inne geworden war. Bianca war ihm von Kindheit an vertraut wie eine Schwester gewesen, er hatte in der eigenen Knabenzeit ihre Spiele getheilt; ihr im Alter voran, war er ihr eine Zeit lang entwachsen; indeß hatte sich die holde Rose der Jungfräulichkeit in ihr entfaltet und ihre Erscheinung war ihm, so vertraut sie blieb, doch nun eine überraschende, fremde geworden. Bald war er ihr gegenüber noch der alte liebe Gespiele und plötzlich wurde er der schüchterne Jüngling, der mit scheuem Beben vor Dem steht, was ihm zu holdselig dünkt, um es begehren zu dürfen. Bianca erging es ähnlich, doch war sie der Kindheit noch näher als er und deshalb unbefangener. Heute erst war der Funke der Eifersucht in seine Brust gefallen und nun empfand er die ganze Gewalt unruhiger Liebeswogen, ohne das neue Element, das mit seinem Herzen spielte, zu kennen.

Während der ganzen reizenden Wasserfahrt auf den leicht schaukelnden Wellen des Sees, in Sternen- und Fackellicht, unter fröhlichem Gespräch und holden Klängen der Zither und des Gesanges, in dem Hauch lauer, von tausend Düften durchwehter Lüfte, wurde er nur finsterer, erbitterter. Er sah nur die verhaßten Zügen seines Nebenbuhlers; jedes unschuldig freundliche Wort, das Bianca an diesen richtete, durchbohrte seine Seele wie ein Dolchstich; wenn sie ihre

Worte zu ihm wandte, hörte er sie kaum, so übertönten die innern Stürme die holde Stimme der Freundlichkeit und Zuneigung.

Man landete wieder; der Zufall führte ihn beim Verlassen des Nachens zunächst an Bianca. Er bot ihr den Arm. Doch Mostades trat hinzu und sprach höflich, doch entschieden: „Verzeiht, Graf Salvi, ich darf die Dame, die meiner Führung anvertraut wurde, nicht verlassen!"

Ludovico nahm diese Worte in einem beleidigenden Sinne, als wolle Mostados damit auf den Vorfall beim Einsteigen deuten und sagen, daß er Bianca seiner ungeschickten Führung nicht anvertrauen dürfe. Er erwiderte daher bitter: „Graf Mostados, Ihr dürft versichert sein, daß die Signora an meinem Arm das Ufer unverletzt erreichen wird!"

Der Spanier ließ sich jedoch nicht so leicht verdrängen, er entgegnete nunmehr wirklich etwas spöttisch: „Ich zweifle im mindesten nicht an der Trefflichkeit Eurer Führung; ebenso unzweifelhaft ist mir aber das schöne Recht, das der Herzog selbst mir zugetheilt hat! Erlaubt daher, daß ich mich dessen bediene!"

Ludovico hatte Unrecht; um so leichter war er gezeizt. „Welch ein Recht?" erwiderte er schnell. „Erinnert Euch, Sennor, daß mir die Donna den nächsten Tanz versprochen, und zu diesem sie zu führen, ist, denke ich, m e i n Recht!"

Mostados wollte eben lebhaft erwidern, als Bianca sich zu Ludovico wandte, ihn freundlich anblickte und leise im Ton bittenden Vorwurfs zu ihm sprach: „Ludovico!" Da trat er zurück. Es überkam ihn ein unbegreifliches Weh! Er sah sein Unrecht, seine Uebereilung, fühlte sich beschämt und doch wuchs seine Erbitterung. Er wagte es nicht, Eugenien seinen Arm wieder anzutragen, diese hatte sich auch schon, verletzt, von ihm abgewandt. So trat er,

der Letzte aus der Gondel, allein ans Ufer und folgte dem fröhlichen Zuge der munter voraus Eilenden mismuthig aus der Ferne.

VI.

Der Herzog und Graf Salvi hatten sich bereits von dem Feste entfernt. Nur die jüngere Welt ergötzte sich noch an der Lust des Tanzes. Die fröhliche Musik tönte wieder aus den Sälen der Villa in die Gartenstille hinüber. Sie bildete einen grellen Gegensatz zu Ludovico's Stimmung; der Tanz war ihm in diesem Augenblick aufs äußerste zuwider. Doch er mußte eilen in den Saal zu gelangen, denn Bianca sollte seine Tänzerin sein und er hatte schon zu lange auf sich warten lassen. Da begegnete ihm Montaldi, der eben dem Herzog und Salvi das Geleit gegeben hatte. Es war zwischen ihm und Salvi schon zu einem Gespräch über Mostados im Sinne der Wünsche des Herzogs gekommen, das sich schnell ohne allen Rückhalt auf den eigentlichen Zweck wandte, da Montaldi im Stillen bereits Pläne dieser Art gehegt hatte. Seine schon frohe Aufregung durch das Fest hatte sich noch gesteigert. In dieser Stimmung traf er auf Ludovico, der halb für einen Sohn des Hauses galt.

„Wie? Was?“ rief er scherzend. „Ludovico! Hier ganz allein, unter Cypressenbäumen wandelnd? Per Baccho, ich glaube, Ihr seid verliebt!“

Ludovico wollte vorübereilen, um dem Scherz auszuweichen, für den er sich durchaus nicht gestimmt fühlte, doch Montaldi ergriff ihn beim Arm.

„Und wohin denn nun plötzlich so eilig?“

„Marchese, ich fürchte schon, meine Dame, Donna Bianca, versäumt zu haben, — sie versprach mir diesen Tanz."

„Ei was Bianca", fiel Montaldi ein, und lächelte mit Bezüglichkeit, „sie wird schon einen andern Tänzer finden. Der junge Spanier scheint nicht ungern mit ihr zu tanzen!"

„Gewiß nicht", warf Ludovico bitter hin, „doch —"

„Doch! doch! — da läuft er hin! Ueber die jungen Leute!" rief ihm Montaldi nach, „ein versäumter Tanz ist ihnen wichtiger als eine verlorene Schlacht! — Ich hätte so gern meine Fröhlichkeit mit irgend Einem, den ich lieb habe, getheilt! — Giuseppe, Carlo, Giovanni, Pietro", rief er einige Diener an. „Rührt euch, sorgt für die Gäste! Das Fest ist nicht heiter genug! Mäht alle Blumen des Gartens ab und füllt die Vasen in den Sälen! Zündet mehr Lampen an, die Erleuchtung im Garten ist auch matt! Kredenzt die Weine reichlicher! Cyprier und Chier und Syrakuser — Ihr Schelme laßt die Gäste dursten! Fort! beeilt euch!"

So spornte er in seiner Freudigkeit und Geschäftigkeit als Wirth die Dienerschaft an und eilte dann fort, um seine Gemahlin aufzusuchen und ihr die frohen Hoffnungen mitzutheilen.

Als Ludovico in den Saal trat, sah er Bianca an Mostados' Arm in den Reihen. Er erbleichte vor Zorn und blieb regungslos wie ein Marmorbild am Eingange stehen. „Das hat er gewagt!" murmelte er erbittert. „Er wußte, daß ich ihr Tänzer sei! Ich selbst habe es ihm gesagt! Ha! die ganze Jugend Italiens müßte ja mit Fingern auf mich deuten, wenn ich solchen Schimpf erduldete, ohne Genugthuung zu fodern!"

Bianca warf aus dem fröhlichen Reihen der Tanzenden einen Blick nach dem Eingange des Saales und sah Ludovico stehen, der aus seinen dunkeln Augen zürnend und trauernd in die bunten Gruppen der Tänzer schaute. Mit unschuldiger Anmuth schwebte sie, noch halb im Schritt des Tanzes, auf ihn zu und sprach: „Ludovico, da seid Ihr ja! Das freut mich! Ihr ließet auf Euch warten; so lange, bis Ihr kämet, versprach ich dem Grafen, seine Tänzerin zu sein!“

Sie hatte eine Ahnung der feindlichen Gedanken und Entschlüsse, die sich in Ludovico's Seele bewegten. Halb fühlte sie sich auch schuldig, obwol sein Versäumen die größere Schuld war und ihr nach der Sitte des Tanzes die volle Freiheit ihrer Hand zurückgab. Ihre Worte waren aber so freundlich, so sanft, daß nur das Aufbrausen der Leidenschaft diese versöhnliche Stimme übertönen konnte; ja, selbst das sanfte Licht ihrer zutraulich holden Blicke wurde verhüllt durch die finstern Wolkenschatten des Argwohns und Unmuths, die Ludovico's Seele verdunkelten. Er erwiderte: „O laßt das gut sein, Bianca! Ich sehe ja, wie willkommen Euch der Tausch war.“

„Ludovico, warum so bitter! Kennen wir uns denn nicht mehr?“ entgegnete sie mit sanftem Vorwurf. Sie trat zurück, es überflog wie ein feuchter Schleier ihr schönes helles Auge; Ludovico fühlte sich in innerster Seele reuig bewegt. In seiner Brust lag die tiefste Abbitte, er wollte eben die Lippen dazu öffnen, als Mostados eilig herantrat, Bianca's Hand nahm und schnell sprach: „Wir fehlen, Signora!“ — Er flog mit ihr in die Reihen.

Die harte Eisrinde der Erbitterung, die Bianca's Wort wie ein milder Sonnenstrahl eben weggeschmolzen hatte, umstarrte jetzt wieder seine Brust. Mostados' Achtlosigkeit,

die nicht ein mal ein Wort der Entschuldigung an ihn richtete, ergrimmte ihn und er nahm sie für Verachtung. Länger im Saale zu verweilen, war ihm nicht möglich; er dünkte sich den hämischen Blicken Aller preisgegeben. Schnell trat er daher durch die Thür hinter ihm zurück und winkte seinem Freunde Alfonso, der ohne Tänzerin dastand, ihm zu folgen.

Ihm enthüllte er die ganze Heftigkeit seines Zürnens. Alfonso suchte ihn zu besänftigen, zeigte ihm, wie Zufall und Misverständnisse den unbedeutenden Funken angefacht hatten, und erbot sich eine gütliche Ausgleichung zu vermitteln. Ludovico wollte davon nichts hören; es sei denn, daß Mostados sich bei ihm entschuldige. Während Beide noch uneins waren, trat Don Enrico, Mostados' Freund, aus dem Saale und näherte sich ihnen. Mostados hatte Alfonso und Ludovico miteinander hinausgehen sehen und vermuthete ganz richtig, welcher Art ihr Gespräch sein dürfte. Er theilte seine Meinung Enrico mit und dieser war der Ansicht, um nicht im Nachtheil zu stehen, müsse man ihnen zuvorkommen. Der gereizte, heftige Mostados stimmte vollkommen damit überein und beauftragte nunmehr Enrico, von Ludovico eine Erklärung seines Betragens zu fodern. Dieser, der überhaupt nicht Ludovico's Freund war, übernahm den Auftrag gern und faßte ihn in solchem Sinne auf, daß dadurch jede Verständigung abgeschnitten wurde. Denn mit kalter Miene, ohne jene höfliche Weise und Form, welche selbst herben Dingen noch eine Handhabe leiht, um sie sanft anzufassen, trat er zu Beiden heran, grüßte obenhin und sprach zu Ludovico: „Verzeiht, Graf Salvi, wenn ich Euer Gespräch unterbreche, allein, was ich Euch zu sagen habe, verträgt keinen Aufschub. Mein Freund Graf Mostados sah Euch gehen und be-

sorgte, Ihr würdet das Fest verlassen, bevor Ihr ihm einige Erklärungen, die er Euch über Euer Betragen gegen ihn abzufodern gedachte, gegeben hättet."

Jetzt loderte der Zorn in Ludovico zur heftigsten Flamme auf. „Erklärungen?" rief er stolz, trotz einer zurückhaltenden Bewegung Alfonso's, — „die Graf Mostados von mir fodert?"

„Fodert"; sprach Enrico mit beleidigender Kälte, indem er die Achseln zuckte.

Ludovico erwiderte nichts; er wandte sich zu Alfonso mit den Worten: „Don Alfonso, ich bitte Euch, Ort und Stunde mit Don Enrico zu verabreden. Ihr trefft mich am Ausgang des Parks!" — Nach diesen Worten ging er schnellen Schrittes hinweg.

Da keine Vermittelung mehr möglich war, hatte Alfonso jetzt nur noch die Ehre seines Freundes im Auge und mußte sorgen, daß die Würde der Verhältnisse auf keine Weise verletzt werde.

„Ich denke, Enrico", sprach er zu diesem, „je eher je lieber, wird es der Wunsch beider Theile sein —"

„Zuverlässig", antwortete Enrico.

„Das Fest muß bald zu Ende sein. Wir können uns mit Tagesanbruch am Park des Herzogs zu Montebello, an dem Ausgangsthor nach dem Meeresufer treffen."

„Gut!"

„Ich werde Ludovico benachrichtigen und dann in den Saal zurückkehren, damit alles Aufsehen vermieden wird. Ihr könnt es übernehmen; Salvi durch Unwohlsein beim Marchese Montaldi zu entschuldigen."

Enrico versprach es; sie trennten sich. Alfonso eilte Ludovico nach, Enrico ging in den Saal zurück, wo der Tanz sich noch immer fröhlich bewegte. Wenige Mi-

nuten später fand sich auch Alfonso wieder ein und mischte sich unter die heitern Gäste. Doch behielt er Mostados und Bianca im Auge, über deren zuvor so lächelndes Antlitz sich jetzt ein trüber Hauch der Besorgniß verbreitet hatte. Denn sie ahnte wol, daß die Leidenschaft der Männer heimliches Unheil bereite. — —

Das Fest war zu Ende; die Gäste hatten sich entfernt. Bianca ging auf der Terrasse vor den noch erhellten Saalfenstern auf und nieder. Montaldi gab Antonia den Arm und sagte zu ihr: „Laß uns noch einen Gang zur Abkühlung durch den Garten machen; wenn die Musik schweigt und das Geräusch des Festes vorüber ist, fühlt man erst, daß man doch halb betäubt davon ist. Ein Spaziergang ist die beste Einleitung zu einem erquickenden Schlaf.“ — Er hatte nur die Absicht, seiner Gemahlin den Inhalt seines Gesprächs mit Salvi mitzutheilen. So blieb Bianca allein. Die bunten Bilder des Festes umschwebten sie mit erblassenden Farben, wie hinter Schleiern; Töne und Gedanken wiegten sich in ihrer Seele nach; ihre Brust hob sich von unverstandenen Gefühlen; düstere Ahnungen schauerten unheimlich dazwischen. — Die Kerzen im Saale waren allmälig gelöscht; nur noch ein matter Schimmer leuchtete an den Fenstern. Der Halbmond schwebte im dunkelblauen Azur zwischen den Wipfeln hoher Pinien und warf ihre langen düstern Schatten auf den Rasenplatz vor der Terrasse. Ein leichtes Silbergewölk zog an der lichten Scheibe vorüber und dämpfte Schatten und Licht verschmelzend. Wo eben noch die Klänge der Freude rauschend ertönten, waltete heilige Stille. Bianca wandelte langsam unter der Marmorhalle vor der Terrasse, zwischen den von blühenden Ranken umwundenen Säulen hin. Ein geisterähnliches Tönen rauschte neben ihr, sie sah sich betroffen um; — nochmals,

als ob die Töne sich in der Luft erzeugten. Staunend blickte sie um sich; da sah sie ihre Laute, an eine Säule gelehnt; der laue Nachthauch hatte mit den Saiten geflüstert, ein herabhängender leichter Rankenzweig spielte darüber hin. Sie lächelte und nahm die Laute. „Was ist's denn, das mir Thränen in die Augen lockt?“ fragte sie sich selbst halb beklommen, halb unmuthig, und schlug einige Accorde an. Sie setzte sich auf die Stufen nieder, lehnte das Haupt gegen den Fuß der Säule und ließ sich die spielenden Blütenranken über Wange und Nacken fallen. Halb ruhte ihr Blick auf den matter erleuchteten Fenstern, halb auf den finstern Häuptern der Cypressen und Pinien und der schwebenden Silberschale des Mondes. Immer wieder streifte sie leicht dieselben Accorde an und fiel immer wieder in dieselbe wehmüthige Melodie.

„Will mir denn das alte Lied gar nicht aus dem Sinne?“ sprach sie. „Ist denn hier das Hochzeitfest der unglücklichen Lombarda?“

Und mit leiser Stimme, als fürchte sie die schlummernde Nacht zu wecken, sang sie die alte, schauerliche Ballade vor sich hin:

Was glänzen im Schlosse die Fenster dort
So hell?
Was laufen die Diener wol hin und her
So schnell?

Ist Donna Lombarda's Hochzeittag
Nicht heut?
Es hat keine Schönere je im Land
Gefreit!

Ach, Donna Lombarda, dich kannt' ich schon,
Ein Kind!
Und warst so gut mir immer, so hold
Gesinnt.

Doch freiest du nun einen andern Mann
  Als mich!
Ach, Donna Lombarda, so liebt er dich nicht
  Als ich!

    Sie kannte der klagenden Stimme Ton
      Sogleich,
    Und ward beim festlichen Hochzeitmahl
      So bleich!

Was bliebest du auch in der Ferne dort
  So lang!
Ich habe geharrt und mit Thränen gehofft
  So bang!

Nun bin ich mit Zwang dem Gatten vermählt,
  Weh mir!
Zu späte bist du zurückgekehrt!
  Weh mir!

Ich hatte dich lieber, als Leben und Glück
  Und Licht,
So theuer als du, waren Himmel und Heil
  Mir nicht!
Und bist du mir noch, wie du ehe mir warst,
  So hold,
So nimm diese Schlange, so blitzend roth
  Wie Gold.
Die wirf in den Becher des Gatten still
  Hinein —
Dann muß er trinken den finstern Tod
  Im Wein.

    Da wirft sie die Schlange mit zitternder Hand
      Hinein
    Und blutig schäumt an des Bechers Rand
      Der Wein!

Lombarda, blick her — im Becher der Wein
Wie roth?
Hinweg! ich trinke ihn nicht, er bringt
Den Tod!

Da faßt Lombarda den Becher an
Sogleich
Und blickt in Thränen den Liebsten an
So bleich!
Drauf führt sie die Schale zum rosigen Mund
Und trinkt —
Dir bring ich's, Geliebter, zum Lebewohl!
Und sinkt!

„Und sinkt!" wiederholte sie langsam, — ließ die Laute in den Schoos fallen und neigte das schöne Haupt sinnend in die aufgestützte Hand.

VII.

Der Tag dämmerte kaum, als Ludovico schon mit Alfonso und dem Leibarzte des Fürsten, dem herzensredlichen alten Doctor Onufrio, auf dem zum Zweikampfe verabredeten Platze erschien. Mostados und Enrico waren noch nicht dort, doch sah man in der Ferne am Meeresstrande herab zwei Reiter, gefolgt von zwei Dienern, kommen, welches außer Zweifel die Erwarteten waren, da sie an einem buschigen Vorsprung des Ufers abstiegen, die Pferde ihren Dienern übergaben und zu Fuß den Waldpfad einschlugen, der die Anhöhe nach dem Thore des Parks hinaufführte.

Ludovico war in ernster Stimmung; auf den jugendlich ritterlichen Sinn konnte ein Zweikampf diesen Einfluß nicht üben. Doch er fühlte sich theils nicht vorwurfsfrei in der Veranlassung desselben, theils sah er, daß sich, der Kampf möge ausfallen, wie er wolle, doch nur unselige Folgen daran knüpften. Der Herzog hatte erst jüngst die strengsten Gebote deshalb erlassen; gerade Mostados war die Veranlassung dazu gewesen. Wurde er verwundet, fiel er gar, so mußte Ludovico auf die strengste Ahndung gefaßt sein. Traf ihn selbst das Loos, besiegt zu werden, so war damit doch das Gesetz nicht versöhnt und seine Verhältnisse zu Mostados und Montaldi unheilbar zerrissen. Daß hinter allen diesen Erwägungen nur Bianca's Bild schwebte und die verworrenen Lebenswirbel ihm nur bedenklich und gefährlich erschienen, je nachdem er sich durch sie weiter von diesem unklar erkannten Ziel seiner Brust hinweggerissen sah, — mochte er sich kaum eingestehen.

Alfonso empfand dies Alles in wahrer Freundesseele, doch er von seiner Seite konnte gegen den Schritt, nachdem es ein mal so weit gekommen war, nichts mehr einwenden. Allein der alte redliche Onufrio sah den Jüngling mit zu vieler Theilnahme an, um zu schweigen. „Graf Ludovico“, hob er an: „was wollt Ihr thun? Ich bin hier als Arzt, um das Schlimmste des Schlimmen zu verhüten; ich muß ein pflichtmäßiges Wort reden. Euer Leib ist noch gesund; er soll erst krank werden durch den spitzen Degen des Herrn da, der dort durch den Wald spaziert, aber wahrlich nicht weiß, ob er auf seinen zwei Füßen ebenso zurückgehen wird! Fühle ich Euch aber recht an den Puls, so ist Eure Seele schon jetzt sehr krank. Jeder ordentliche Leibarzt — ist auch ein Seelenarzt; nicht gerade wie ein Priester oder Beichtvater, aber in anderer Art. Wahr-

haftig, Ihr seid krank, geisteskrank — auch leibeskrank, denn der Geist steckt in allen Fasern des Leibes und Leib und Seele sind nur zusammen gesund und krank, nur daß die Symptome bald dort, bald hier hervortreten. — Ich dächte also — verzeiht mir's, Ihr stecktet den Degen ein, oder zöget ihn vielmehr gar nicht heraus, damit ich meine Lanzetten und Messer auch nicht herauszuziehen brauche. He? — Was meint Ihr!"

Ludovico lächelte nur und reichte dem Alten die Hand. Mostados und Enrico waren inzwischen auch näher gekommen; man begrüßte sich höflich, doch stumm und kalt.

Onufrio ging, da seine Rede nichts gefruchtet hatte, mürrisch auf und nieder. Alfonso und Enrico besprachen sich. Ludovico stand mit verschränkten Armen, abwärts gewandt, und sah gedankenvoll über das Meer hinaus nach dem Hafen, wo ein stattlicher Dreimaster eben Anstalten zur Abfahrt traf. Um eine Frage zur Ausfüllung der Zeit zu thun, wandte er sich zu Onufrio: „Wie heißt das Schiff, wohin gedenkt es?"

„Nach Haus", antwortete Onufrio mürrisch. „Es ist ein Venetianer! Wenn der Eine von Euch hier abfährt, mag nur der Andere dort abfahren, denn das Angesicht des Herzogs würde sich verfinstern wie der Mond, wenn —"

Er brach mitten in der Rede ab, denn Alfonso kehrte soeben zurück und winkte Ludovico. Die beiden Gegner traten auf dem bezeichneten Kampfplatz einander gegenüber. Onufrio begab sich auch dahin, stellte sich auf die Seite und begann mit steigendem Eifer:

„Ich sage es euch jetzt Beiden, ihr jungen Herren, und es wird mir wol erlaubt sein, denn euer Alter geht drei mal in dem meinigen auf und läßt noch einen hübschen Rest, den ich euch wünschte, um dadurch erfahrener und

klüger zu werden, — ich sage es euch, ich verletze meine ärztliche Pflicht, wenn ich euch hier mit den Waffen hantiren lasse. Ihr seid von der Tollwurzel angesteckt. Euer Blut kocht. Das ist kein Normalzustand; es ist ein Fieberparoxysmus. Ein Aderlaß thäte Noth, freilich aber nicht einer von eurer Art Quacksalberei, sondern ein zünftiger, vernünftiger! Wollt ihr Blut — nur her zu mir, ich will euch hinlänglich zapfen. Mit einem Worte: Laßt den verdammten Spaß!"

Mostados zog die Brauen finsterer zusammen und blickte unwillig auf Onufrio hin.

„Meint Ihr", fuhr Onufrio fort, „meint Ihr, hispanischer Herr Graf, ich fürchte Euer Ungewitter? Ich rede hier nach Pflicht und Gewissen! Seht mich lieber jetzt so mürrisch an wie der Teufel, wenn ihm eine Seele entwischt ist, als nachher so elend wie Einer, dem selbst die Seele entwischen will. Ihr da und dort, ihr wiegt gleich viel auf meiner Wagschale!" — Er hielt inne, in der Hoffnung, daß einer der beiden Kämpfer ihm eine Antwort geben sollte. Doch da Ludovico gerührt, Mostados stolz schwieg und die Secundanten ihr Geschäft fortsetzten, rief er endlich zürnend aus: „So raset denn los! Ich habe euch Vernunft gepredigt; bezahlt euere thörichte Zeche theuer — mir ist's eins! Ruft mich denn, wenn's Zeit ist!"

Damit wandte er sich um und kehrte ihnen mürrisch den Rücken, indem er das Auge stumm auf den Boden heftete.

Alsbald klirrten die Degen; Ludovico war ruhiger geworden, er behielt kaltes Blut; Mostados dagegen war gereizter, wurde heftig und drang erbittert auf Ludovico ein, der sich nur vertheidigte. Er that es aber mit sicherm Geschick; die Heftigkeit des Gegners wuchs; er drang unvor-

sichtig ein, und plötzlich ertönte aus Aller Munde zugleich ein Ausruf, der die Entscheidung des Kampfes bezeichnete. Mostados war in Ludovico's Degen gerannt, der Stich in die Brust gedrungen; er sank augenblicklich in die Knie.

„Da haben wir's", rief Onufrio, der sich doch im herzlichen Antheil auf das erste Klingen der Degen wieder umgewandt hatte und eilig hinzusprang; „der Teufel hat sein Spiel getrieben!"

Auch Enrico und Alfonso warfen die Degen, die sie als Secundanten gezogen, weg und sprangen dem Gefallenen zu Hülfe. Ludovico hatte den Arm mit der Waffe sinken lassen und blickte mit Schmerz gen Himmel. „Ich ahnte schweres Unglück", rief er aus; „ich fürchte, es ist in Erfüllung gegangen!"

Mostados hatte die Besinnung verloren; er lag halb aufgerichtet, bleich in den Armen Enrico's und Alfonso's. Onufrio kniete vor ihm und riß ihm das Kleid auf, um die Wunde frei zu machen, aus der das Blut im heftigen, dunkeln Strahl hervorschoß.

„Wie ich sagte, wie ich sagte", schalt der Arzt. „Abfahren — der Eine hier, der Andere dort! Ein Lungenflügel ist kein Thorflügel; hier ist kein freier Durchgang für ellenlange Degenklingen!"

„Ist Gefahr vorhanden?" fragte Alfonso theilnehmend.

„Gefahr? Ich dächte doch! Gefahr für alle Beide!" erwiderte Onufrio mürrisch, indem er sich fortwährend mit sicherer, eifriger Thätigkeit mit dem Verwundeten beschäftigte. „Da, dort, seht den Venetianer! Dem Herrn dort" — er deutete auf Ludovico — „wäre zu rathen, daß er sich dahin an Bord begibt; denn bevor eine Stunde vergeht, tanzt der Dreimaster vor dem Südost hin und kein Pfeil holt ihn ein! Er wird eine rasche Fahrt nach Venedig haben

und ich stehe ihm doch nicht dafür ein, daß er früher dort anlangt als hier der arme Sennor an dem Ufer, wohin er geradeswegs steuert. Der Teufel weiß, wie tief der stählerne Ankerzahn hier eingegriffen hat — ein Anker, um sich auf die Rhede des Kirchhofs zu legen!"

Ludovico hörte aus den zürnenden Worten des Arztes nur das Todesurtheil für seinen Gegner; Alfonso aber beachtete den Wink der Vorsicht. Er ließ Mostados in Enrico's Armen und sprach zu Ludovico: „Ich beschwöre dich, höre den Rath Onufrio's, flüchte auf jenem Schiff!"

„O, hätte ich ihn zuvor gehört und eine Hand der Versöhnung geboten!" rief er schmerzlich aus.

„Laß, was vorüber ist", rief Alfonso, „thue, was jetzt Noth ist, damit du nicht nach einer Stunde vielleicht es ebenso beklagst, jetzt nicht seinen zweiten Rath befolgt zu haben, wie zuvor den ersten! — Dort liegen Fischer; die Barke führt dich leicht hinüber. Fliehe, bis wir den ersten Zorn des Herzogs besänftigt haben, bis vielleicht die Gefahr vorüber ist! Ein ein mal gesprochenes Wort nimmt er nicht zurück, so erspare ihm ein voreilig hartes Urtheil! Fliehe!"

„Mit diesem Bewußtsein — dieser Sorge!" seufzte Ludovico unentschlossen.

„Wir geben dir unverzüglich Nachricht! Bei Carlo Contarini in Venedig sollen dich Briefe treffen. Eile, es ist keine Minute zu verlieren!"

Ludovico eilte, halb willenlos, an den Strand hinab. Alfonso geleitete ihn bis zur Barke; er gab ihm noch seine eigene Börse mit und empfing seine Aufträge an Salvi. In düsterer Ahnung umarmte Ludovico den Freund und sprang in die Barke, die bald leicht mit ihm über die Wellen flog.

Alfonso kehrte zu Mostados zurück. Onufrio hatte indessen das Blut einigermaßen gestillt und sich überzeugt, daß der Stich, obwol sehr tief, doch nicht so gefährlich sei, als er anfangs gefürchtet. „Verrichtet Eure Andacht vor dem heiligen Kreuz!" rief er in freudiger Wallung dem kommenden Alfonso entgegen, „denn wenn das Haupt Eures Freundes von Blutschuld frei bleibt, dem Kreuz habt Ihr's zu danken, einem kleinen nämlich, doch mit allen Schätzen der Welt nicht zu bezahlenden, das hier gerade vor dem Herzen (er deutete auf Mostados' Brust) Wache hielt. Das schlug den Feind ab, die Degenspitze glitt seitwärts, sonst hätte sie geradenwegs die Pforte des Todes geöffnet. Ob sie jetzt einen Umweg dahin gefunden hat, das wollen wir doch erst abwarten, dabei muß ich auch gefragt werden!"

Enrico hatte während dieser Zeit die Diener durch ein Zeichen herbeigerufen. Es wurde eine Bahre von Zweigen gemacht und Mostados auf derselben in ein Haus in der Nähe getragen, bis die Anstalten getroffen wären, ihn von dort nach seiner Wohnung zu schaffen. Man gab sich gegenseitig das Versprechen, den ganzen Vorfall geheim zu halten, mindestens bis es sich entschieden haben würde, ob Mostados außer Gefahr sei. Alfonso begab sich auf der Stelle zu Ludovico's Oheim, um ihm das Geschehene mitzutheilen und ihn zu dem Vorgeben zu bestimmen, er habe seinen Neffen mit einem wichtigen Auftrage plötzlich auf Reisen gesandt. Eben als Mostados das vorläufige Obdach glücklich erreicht hatte, spannte der venetianische Dreimaster die weißen Segel auf und schwebte majestätisch durch die blaue Ebene des Meeres dahin.

VIII.

Als Salvi am frühen Morgen von Alfonso die Kunde Dessen erhielt, was geschehen war, mußte er, der das Geheimniß der Geburt Ludovico's kannte, von den verschiedensten Empfindungen bewegt werden. Er ließ gegen Alfonso natürlich nur den besorgten Vater wahrnehmen und lobte die Vorsicht, daß man den ganzen Vorfall geheim halten wolle. Doch bat er ihn zugleich, an Ludovico zu schreiben, er möge jedenfalls so schleunig als möglich zurückkehren; ein sicherer, unentdeckter Aufenthalt sei ihm gewiß, falls der Herzog seinen Zorn nicht besänftigt haben sollte. Salvi's erster Gang war jetzt zu diesem, um ihm die plötzliche, so ganz unvermuthete Wendung der Ereignisse anzuzeigen.

Antonio war im Tiefsten erschüttert. „So erfahre ich es denn abermals, in den spätesten Jahren meines Lebens", rief er aus, „daß der Mensch ein Spielball seiner Geschicke ist. Das Ziel, das er dicht vor Augen zu haben meint, ist plötzlich in undenkliche Ferne gerückt; ja, der Boden unter seinen Füßen ist ihm nicht sicher! Diese unselige Leidenschaftlichkeit der Jünglinge! Wenn nun Mostados' Schwert Ludovico's Herz getroffen hätte! Ach, Salvi, ich wage es nicht zu denken, wie tief dann die Wunde des Grams in meiner Brust gewesen wäre!" — Der Herzog war indessen nicht damit zufrieden, daß Alfonso nur an Ludovico schreiben solle; er meinte, der Freund solle sich selbst aufmachen, Ludovico in Venedig aufsuchen, ihm Beruhigung bringen, aber ihn veranlassen, nicht so bald zurückzukehren; denn jetzt müsse erst die ganze Angelegenheit seiner Zukunft völlig geschlichtet sein. Salvi solle in Rom jedes Bedenken beseitigen; indessen werde Mostados entweder

genesen sein, oder der herbe Eindruck seines Todes, falls er als ein Opfer falle, sich vermindert haben. Auf die Frage Salvi's, ob Alfonso das Geheimniß der Geburt Ludovico's erfahren dürfe, entschied der Herzog verneinend. „Er hat in Dem, was geschehen ist, und in seiner Freundschaft Gründe genug, Ludovico selbst aufzusuchen. Du magst ihn bitten, aus Liebe zu dir eine Zeitlang bei ihm zu verweilen, ihm seine Verbannung zu erleichtern, allenfalls eine Ausflucht nach Verona, in das Gebirg zu machen, doch so, daß wir stets Nachricht haben können. Das Geheimniß selbst aber sterbe mit uns, wenn es uns nicht gelingt, vor der Veröffentlichung auch jedes Hinderniß zu beseitigen. In dem Augenblicke, wo Ludovico oder sonst irgend Jemand erfährt, daß er mein Sohn ist, soll er es auch vor aller Welt sein dürfen!"

Salvi kehrte zu Alfonso zurück.

Dieser nahm den Vorschlag, selbst nach Venedig zu reisen, bereitwillig auf; um so mehr, als Onufrio noch keinen bestimmten Ausspruch über Mostados' Herstellung gab. Da eben kein Schiff dahin segelfertig war, schien es jedoch am besten, daß er den Weg zu Lande machte. Schon am Nachmittage desselben Tages trat er seine Reise nach Venedig, Salvi, mit nähern Aufträgen des Fürsten, die seinige nach Rom an.

Mit Onufrio's verschwiegener Hülfe blieb der Vorfall des Duells völlig unbekannt in der ganzen Umgebung des Fürsten. Man erfuhr nur, daß Mostados bei einem Morgenritt mit dem Pferde gestürzt sei und sich dabei die Brust gefährlich erschüttert habe. Der Herzog selbst verbreitete diese Nachricht und ließ sie auch Montaldi nach seiner Villa hinaus melden.

Mit der Genesung des Verwundeten ging es indessen

nur langsam vorwärts; ein heftiges Fieber hatte sich eingestellt und mehre Tage blieb er völlig besinnungslos. Onufrio schüttelte oftmals den grauen Kopf und schalt fortwährend auf die wilden Thorheiten der Jugend. Theils aus den Fieberphantasien des Kranken, theils aus andern Umständen errieth Onufrio bald die wahre Ursache des Duells und schenkte nun beiden Jünglingen doppelte Theilnahme.

Der Fürst hatte zwar anfangs auch gegen ihn den Schein angenommen, als wisse er nur von Mostados' Sturz mit dem Pferde; doch da er genauere Berichte über den Zustand des Verwundeten wünschte, sah er bald, daß er dem verschwiegenen Alten zeigen müsse, die Wahrheit sei ihm bekannt. Dieser hatte eine ungeheuchelte Freude darüber, denn er rief aus: „Nun, gnädigster Herr, da Ihr doch die tollen jungen Leute einmal kennt und Geschehenes nicht ungeschehen gemacht werden kann, so dächte ich auch, Ew. Hoheit zürnten dem armen Geflüchteten nicht! Ich stand ja dabei; er hätte dem hitzigen Spanier nicht die Haut geritzt, er wehrte nur ab, doch Den jagte das heiße Blut in die kalte Degenspitze! Ich habe vorher genug geeifert, aber läßt sich die Jugend zügeln, zumal wenn sie Liebeshändel im Kopfe hat?"

Das Wort Liebeshändel machte den Herzog aufmerksam; er fragte genauer, und Onufrio fand keine Ursache, ihm seine Vermuthungen vorzuenthalten. Für den Herzog aber wurden sie bedenklicher Art. Es schien ihm durchaus, als habe Onufrio Recht in der Muthmaßung, daß die Eifersucht auf Bianca den Grund des Zwistes gegeben habe; wenn Ludovico liebte — bisher hatte freilich Niemand an dem ernsten, mehr zurückgezogenen Jünglinge eine solche Beobachtung gemacht — wenn er aber doch liebte, welch

eine Menge von Verwickelungen konnte sich daraus entspinnen! An der eigenen Geschichte seiner Jugend ermaß Antonio, daß ein Fürstensitz dem Jüngling den Besitz der Geliebten nicht aufwiegen werde. Und doch würde eine Verbindung Bianca's mit Ludovico die unfehlbarsten Keime zu neuen Zwistigkeiten mit verwandten Fürstenhäusern, zu Unzufriedenheiten und Spaltungen unter den Vornehmen im eigenen Lande des Herzogs ausgestreut haben!

Welch ein düsterer Wolkenzug von Besorgnissen schwebte hier wieder über den Lebensabendhimmel Antonio's heran. Er wurde um so mehr dadurch beunruhigt, als Salvi, bei dem er Rath und Trost hätte suchen können, entfernt war.

Mehre Tage brachte er in dieser sorgenvollen Stimmung zu; sein Herz widerstrebte dem grausamen Beschluß, dem Sohne die Geliebte zu rauben, doch ebenso widerstrebten seine väterlichen Wünsche und Sorgen für die ganze Lebenszukunft des Sohnes einer solchen Verbindung. Er beruhigte sich endlich damit, daß Alles vorläufig ja nur noch Vermuthung sei. „Und", fragte er sich, „liebt ihn denn Bianca? Hat nicht Mostados ein gleiches, ein näheres Recht durch die Gleichheit der Lebensverhältnisse? Wenn er um sie wirbt, wenn Montaldi ihm günstig ist, Bianca nicht widerstrebt, — vermöchte ich es dann, selbst wenn ich es wünschte, sie für Ludovico in Anspruch zu nehmen?" — So suchte er mit Hoffnungen und Voraussetzungen seinen Wünschen zu schmeicheln. Er beschloß endlich, sich mit Montaldi selbst zu besprechen, von diesem zu hören, was seine Pläne und Vermuthungen seien. Er lud ihn daher zu einer Jagd ein und wußte es bald so zu wenden, daß er einsam mit ihm die Wald- und Gebirgspfade durchstrich. Hier knüpfte er das Gespräch, zu welchem Salvi an jenem Abende des Festes die Einleitung gemacht, von neuem an.

Alle Sorge wälzte sich ihm vom Herzen, als er sah, wie sehr sein eigener Plan auch der des Marchese war, ja, wie dieser ihn noch mit größerm Eifer verfolgte. Er durfte sich fast überzeugt halten, daß die Verbindung zwischen Bianca und Mostados schon geschlossen wäre, wenn nicht der Unfall, der diesen betroffen, ihn auf dem Krankenlager zurückgehalten hätte. Ja, auch der Neigung Bianca's war der Vater gewiß und er zweifelte nur, ob Mostados selbst ähnliche Absichten hege.

Der Herzog übernahm es, Das zu ermitteln, und das Ende des Gesprächs beider Männer war der Plan, Mostados und Bianca zu verbinden.

Montaldi kehrte freudig, Antonio beruhigt zurück. Er glaubte zu sehen, daß nicht sein Wille, sondern die Wahl der Herzen Bianca's und Mostados' gegen Ludovico entscheide. Er glaubte, was er wünschte! Hat das Schicksal entschieden, dachte er, so wird Ludovico als Mann seinen neuen glänzenden Weg mit Kraft und Freude wandeln! — Das war die Gesinnung des Alters. Er hatte der eigenen Jugend vergessen; denn der Mensch geht allzu schwer aus dem Kreise seiner persönlichen Empfindungen und Meinungen heraus und will allzu selten etwas Anderes als sich selbst, in wie milde Formen er auch das Streben der Selbstbefriedigung einhülle. Und während er mit irdischer Weisheit Ereignisse, Gesinnungen und Thaten seinem Ziele zuzuwenden wähnt, führt ihn doch das höhere Auge, die überlegene Kraft göttlicher Lenkung, und seine irrende Hand baut auf, wo sie zerstören will, untergräbt, wo sie die festesten Grundpfeiler aufzurichten meint. Antonio sollte es erfahren, wie menschliches Wirken und Lenken der Geschicke im ohnmächtigen blinden Wollen zum entgegengesetzten Ziel getrieben wird!

Onufrio hatte an diesem Tage zuerst die bestimmte Erklärung gegeben, daß Mostados außer Gefahr sei. Dieser Umstand fügte sich glücklich in des Herzogs Plane ein. Er trug Onufrio, der es übernommen hatte, Alfonso von dem Zustande des Verwundeten in Kenntniß zu setzen, auf, diesem zu schreiben: Die wahre Ursache der Flucht Ludovico's sei jetzt bekannt geworden. Der Herzog kenne sie, habe anfangs sehr gezürnt, sei jedoch, da Mostados nicht mehr in Gefahr schwebe und er Ludovico als einen edeln Jüngling werth halte, bald wieder besänftigt worden. Um jedoch auch der erneuten Strenge des Gesetzes ihr Recht zu lassen, gebiete er ihm, bei harter Ahndung, binnen Jahresfrist das Vaterland nicht zu betreten. Diese Verbannung solle seine Strafe sein. Doch möge Ludovico nur in der Nähe bleiben, da der Herzog sie gewiß nach einiger Zeit, wenn Mostados ganz hergestellt sei, mildern werde. — Mit diesem Briefe ging ein besonderer sicherer Bote nach Venedig ab. Der Herzog glaubte Ludovico auf diese Weise so lange entfernt halten zu können, bis Mostados mit Bianca verlobt sei, ohne sich die Möglichkeit zu rauben, ihn nach Befinden der Umstände aufs schnellste zurückkehren zu lassen.

IX.

Mostados war nach Verlauf einiger Wochen so weit hergestellt, daß er zum ersten mal das Zimmer verlassen und sich in den Garten am Hause begeben durfte.

Enrico war sein täglicher Gesellschafter gewesen und hatte ihn mit Treue gepflegt; er geleitete ihn auch auf diesem ersten Wege. Als Mostados sich dazu ankleiden ließ,

gebot er seinem Diener: „Auch das Kreuz gib mir; — ich will es von nun an wieder unverbrüchlich tragen. Onufrio sagt, es habe mich gerettet“, wandte er sich zu Enrico, „das soll mir eine glückliche Vorbedeutung sein für die Hoffnungen, die sich daran knüpfen!“

„Hoffnungen? welche Hoffnungen?“ fragte Enrico.

„Im Garten will ich dir Alles erzählen, du Freund, dessen Redlichkeit und Treue sich so fest bewährt hat“, erwiderte Mostados.

Enrico und der Diener führten den Genesenden in den Garten hinab. Hier nahmen sie unter einer schattigen Kastanie Platz und Mostados begann, nachdem sich der Diener entfernt hatte, zu erzählen:

„Zwar nenne ich mich mit vollem Recht Graf Mostados; doch nicht durch die Geburt, sondern durch eine feierliche Annahme an Sohnes Statt, die der König bestätigt hat. Graf Pedro di Mostados war nur mein Pflegevater; meinen wirklichen habe ich nie gekannt, auch nicht meine Mutter, der meine Geburt das Leben raubte. Wunderbare Ereignisse mußten sich fügen, um mein Schicksal zu bestimmen. Mein Pflegevater hatte den Auftrag gehabt, mit drei Kriegsschiffen die mit Gold und Silber beladenen Acapulcogallionen, welche von dort nach Spanien abgingen, eine Strecke weit zu geleiten, bis sie der Deckung anderer Schiffe der spanischen Flotte überliefert waren. Denn die Korsaren, welche den Abgang der Silberflotte stets zu erspähen suchen, machten die Meere unsicher. Auf der Rückfahrt von dort trennte ein Sturm die Schiffe; mein Vater sah sich allein. Da stieß er auf zwei tunesische Kaperschiffe, die sich bis in diese entfernten Meere gewagt hatten, um ihre räuberischen Absichten zu verfolgen. Gegenseitig suchte man den Kampf; die Räuber, weil sie, an Vor-

räthen erschöpft, einen kühnen Angriff wagen mußten, um sich von dem Elend des Hungertodes zu retten, — mein Vater, weil es ihm ritterliche Pflicht dünkte, die Frevler zu vertilgen, wenngleich der Kampf gefahrvoll war. Das Gefecht wurde mörderisch; der eine Kaper enterte das Schiff meines Vaters; man kämpfte Mann für Mann auf dem Deck, während der zweite Seeräuber das heftigste Kanonenfeuer unterhielt. Doch auch ihn trafen die furchtbaren Lagen des spanischen Schiffs und Gott fügte es, daß eine Kugel in sein Pulvermagazin schlug und das Schiff zerschmettert in den Lüften zerstäubte. Da sank den verwegenen Angreifern der Muth; die ganze Kraft der Mannschaft richtete sich gegen sie allein und nach einem furchtbaren Kampf der Verzweiflung wurde Alles niedergemetzelt und nur wenige, bis zur Bewußtloßigkeit Verwundete geriethen in Gefangenschaft. Doch auch die Spanier hatten große Verluste erlitten und mein Vater selbst war schwer verwundet. Da man beide Schiffe nicht trennen konnte, gab er Befehl, das Korsarenschiff, auf den Wellen treiben zu lassen und eine Lunte in dessen Pulverkammer zu legen, damit es gleich dem andern in die Luft gesprengt werde."

„Dieser Befehl sollte ausgeführt werden. Doch zuvor durchstörten die Mannschaften das ganze Raubschiff, um aus demselben, was noch brauchbar war, herauszuschaffen. Da trafen sie im Raum in einer Hangemtte eine ohnmächtige junge Frau, die wiewol bleich und krank, doch Spuren hoher Schönheit zeigte — es war meine Mutter! Man trug sie, da ihre Kleidung eine Christin verrieth, auf das spanische Schiff hinüber. Dort erholte sie sich zwar bald, doch ihr Erwachen war nur ein körperliches, denn ihr Geist blieb betäubt in Banden düsterer, irrsinniger Schwermuth. Aber sie war eine Spanierin, denn bei den ersten spanischen

Worten, die sie vernahm, überflog ein Schauer der Freude ihr Antlitz und sie rief in ihrer Muttersprache aus: «O, hier bin ich wieder in der Heimat.» Und als man ihr ein Crucifix brachte, kniete sie gläubig und fromm davor nieder und betete mit heiliger Inbrunst."

„Mein Vater begehrte die Aufgefundene zu sehen; sie wurde zu ihm geführt, da sie ihn schwer verwundet sah, bat sie, ihn pflegen zu dürfen. Diese Pflege übte sie mit der größten Treue und Sorgsamkeit. Nach wenigen Tagen landete man wieder und sie folgte meinem Vater in dessen Haus, wo sie, da sein Krankheitszustand sich gefährlich verschlimmerte, nicht Tag nicht Nacht von seinem Lager wich und so die Retterin seines Lebens wurde. Doch wie treu und sorgsam sie diese Pflichten geübt hatte, das klare Bewußtsein der Seele war ihr nicht zurückgekehrt. Sie erholte sich von ihrer Erschöpfung, sie blühte in ihrer Schönheit wieder auf, aber alle ihre Gedanken irrten in dunkeln Träumen; jedoch, wie Irre oft pflegen, bewahrte sie eine seltene Stärke des Willens und der Kraft, indem sie jeder Bitte, ihren Namen zu nennen, widerstand und nur geheimnißvoll antwortete: «Nennt mich nur Angelica! Doch fragt nicht weiter! — das ist gefährlich! — Erst muß ich ihn wiederfinden!»"

„Nach solchen Anfragen war sie oft tagelang ganz schweigsam, sodaß man zuletzt nicht mehr in sie drang, aus Furcht, sie möchte dann in noch tiefern Irrsinn verfallen. So wenig man nun wußte, woher sie stammte, so ließen doch ihre edeln Sitten, die oft aufblitzenden einzelnen Gedanken und Erinnerungen nicht zweifeln, daß sie von edelster Geburt und Bildung war und nur durch das Unglück das sie in die Hände der Seeräuber geführt, in die dunkle Tiefe geistiger Verwirrung gestürzt war. Der Arzt meines

Vaters gab Hoffnung, daß ihr Zustand sich heilen werde, wenn der Augenblick vorüber sei, dem sie näher entgegensah — meine Geburt. Der Tag erschien; doch die Vorsehung hatte beschlossen, den dunkeln Schleier, der über ihrem Geschick ruhte, nicht zu heben, denn mein Leben wurde ihr Tod!"

Mostados schwieg.

„Und Niemand, auch nicht einer von den gefangeuen Räubern, gab Auskunft über ihr Geschick?" fragte Enrico.

„Man hatte sie befragt, doch sie wußten nur, daß sie zu Tunis von dem Korsarencapitän, der eine heftige Leidenschaft zu ihr gefaßt hatte, als eine jüngst geraubte Christin gekauft war. — Und doch ist mir eine schwache Hoffnung geworden, eine Spur ihres Daseins aufzufinden. Denn als die Todte in die Sterbehülle gekleidet und in den Sarg gelegt werden sollte, fand man in ihrem reichen Haar dies Demantkreuz verborgen, das sie mit ängstlicher Sorgfalt dort in eine Locke geschlungen hatte. Gewiß ein theures Andenken, das zu verbergen ihr im Augenblicke der Entführung gelungen war und das sie in ihrem umflorten Geisteszustande auch im Hause meines Vaters noch gefährdet hielt. Und dieses Kreuz ist es, das ich von Jugend auf wie einen Talisman getragen habe; es hat mein Dasein erhalten, und so hoffe ich, wenn du auch den Glauben belächeln magst, daß es dereinst doch noch das Geheimniß dieses Daseins enthüllen werde!"

„Wie sollte ich dieses schönen Glaubens spotten", entgegnete Enrico; „doch zitterst du nicht vor der Enthüllung? Wer weiß, welche unselige Thaten und Ereignisse hier im Dunkel begraben liegen?"

„O nein", rief Mostados, „wie mein Vater mir die Mutter geschildert, so war ihr Wesen dem einer Himmlischen

gleich, die nur die irdische Sprache nicht mit den Menschen zu reden vermochte. Diese holdselige Lieblichkeit hatte in meinem Vater ja auch den Entschluß erzeugt, mich als ein Vermächtniß der Hingeschiedenen zu betrachten und an Sohnes Statt anzunehmen. Und wahrlich, er ist mir völlig ein Vater, er ist mir mehr als das gewesen!"

Ein Geräusch unterbrach die Freunde in ihrem Gespräch, sie blickten auf und gewahrten den Marchese Montaldi. Freudig überrascht, wollte Mostados ihm entgegeneilen, doch seine Schwäche hinderte ihn noch und er konnte sich nur langsam erheben.

„Guten Morgen", grüßte Montaldi freundlich schon von ferne her! „Ei, Graf Mostados, ich freue mich, Euch so wohlauf zu sehen! Bisher hatten wir nur durch unsere Boten Nachricht von Euch; da es nun gestattet ist, Euch zu sehen, komme ich selbst."

Mostados dankte in froher Bewegung für diese Aufmerksamkeit des Marchese, die ihm ein günstiges Zeichen schien und war. Montaldi, stets heiter, oft scherzend, brachte das Gespräch bald in Gang und mußte es auch an den Punkten anzuknüpfen, die ihm wichtig und die Ursache seines Besuchs waren.

Mostados kam ihm durch seine heißen Wünsche so entgegen, daß es kaum der Erklärungen bedurfte, und nach weniger als einer Viertelstunde schied der Marchese mit warmem Händedruck und den Worten: „Heut also ein Lebewohl dem Freunde — morgen vielleicht schon einen Gruß dem Sohne!"

Denn nur Bianca's Wort, an dem Niemand zweifelte, sollte noch entscheiden. Mostados schwelgte in den ersten Träumen jugendlichen Entzückens! Die Freude belebte seine Kräfte er fühlte sich wie neu erschaffen. In seinen

feurigen Augen loderte der Glanz der Gesundheit, ja ein höherer als sonst wieder; seine Wange färbte sich mit dem fliegenden Roth seiner Wallungen. Onufrio, der gleich nach Montaldi in den Garten trat, rief aus, als er ihn sah: „Sennor! Was ist mit Euch vorgegangen! Welchen Arzt habt Ihr angenommen? Ich habe Euch nicht so hergestellt!"

„Nein, alter redlicher Freund", rief Mostados, — „mein Arzt ist die Freude, die Liebe!"

„Halt!" unterbrach ihn Onufrio, „welchen Pfuschern vertraut Ihr Euch an! Das sind zwei verteufelte Quacksalber, die ebenso oft tödtliches Gift als Arzeneien geben! Seht Euch vor! Diese Schelme verstehen nichts von der materia medica! Sie versehen es stets in der Dosis! Ihre Recepte muß ein graduirter Arzt, der zu Bologna und Padua studirt hat, erst prüfen. Zeigt her! was haben sie Euch verschrieben?"

Diese scherzende Frage öffnete Pedro's volles Herz. Onufrio trug überhaupt eine Schrift auf der Stirn, die da hieß: „Vertraut mir!" — Mostados erzählte ihm Alles.

„So, so!" sprach der Alte langsam; „je nun, Ihr seid doch erst im Stadium der Hoffnungen! Das ist ein berauschendes Medicament! Man erwacht danach bisweilen mit sehr unangenehmen Wirkungen! — Und überdies", — er schüttelte den Kopf, — „was dem Einen gereicht wird, muß der Andere zuweilen hergeben!"

„Wie das?" fragte Mostados mit einer halben Vermuthung.

„Nun laßt das!" entgegnete Onufrio, „ich bin nur der Arzt der Gegenwärtigen. Hört also meine Vorschrift: Verdünnt Eure Dosis durch die Wasser des Zweifels, sonst könnte sie Euch betäuben!"

„Und wann darf ich —“

„Nach der Villa Montaldi? — — Wenn der Neumond zum Vollmond geworden, — eher nicht!“

Mit diesen Worten schied er.

X.

Montaldi war nach seiner Unterredung mit Mostados in seiner hastigen Freude nach Haus geritten, um mit Antonien und durch diese mit Bianca zu sprechen.

Antonia blieb nicht ganz ohne Einwendung. „Du bist zu rasch gewesen, Montaldi!“ erwiderte sie. „Bianca ist so jung; sie ist fast klösterlich erzogen; neulich erst ist sie gewissermaßen in die Welt getreten. Wen kennt sie? Wem konnte sie ihre Neigung zuwenden, nach Urtheil und Wahl?“

„Eben, weil sie kein Urtheil hat und haben kann“, unterbrach sie Montaldi eifrig, „ist es angemessen, daß ihre Aeltern statt ihrer wählen. Wie prüft überhaupt ein junges Mädchen? Ihr ist der beste Tänzer der beste Gatte. Und haben wir irgend etwas vernachlässigt? Ist Mostados nicht ein Mann, der alle ritterlichen Eigenschaften, die wir nur wünschen dürfen, in sich vereinigt? Und findet sich zu alle dem nicht die Liebe selbst, die er für Bianca hegt? Du kannst es nicht leugnen, Antonia, selten ist ein Verein so günstiger Umstände zu treffen; der Wunsch des Fürsten, der meinige, der deinige hoffe ich auch, das heftigste Verlangen des Anwerbers — und endlich, meinst du denn, ich hätte Bianca nicht beobachtet? Sie hatte an dem Abend unsers Festes nur ein Auge für Mostados, er war ihr

Tänzer fast für jeden Tanz, und seit er den Sturz mit dem Pferde gethan, ist sie still in sich gekehrt gewesen."

Antonia, die Montaldi kannte und wußte, daß, wenn er einen Plan mit Lebhaftigkeit ergriffen, ihn nichts so reizte als Hindernisse, gab weislich nach; auch zum Theil deshalb, weil sie wirklich glaubte, daß Bianca's Herz, wenn es sich noch nicht entschieden habe, sich doch leicht nach der Seite neigen werde, wohin man es zu wenden suchte. Sie übernahm es daher, mit ihr zu sprechen.

Bianca war in den Garten gegangen, wo sie in einer Grotte am See, welche die Natur gebildet, die Kunst in einen romantisch düstern Aufenthalt umgeschaffen hatte, gern ihre Morgenstunden einsam zubrachte. Eine dichterische Gabe, diese schöne Blüte, welche sich unter dem lauen Himmel Italiens so gern und reich entfaltet, hatte sich zu den Reizen gesellt, die sie schmückten. Ihrem Gedächtniß prägte sich nichts so leicht ein als dichterische Worte, und sie hatte sich gewöhnt, alle Zustände ihrer Seele, alle Anschauungen, die ihre junge Brust erfüllten, in Beziehung zu solchen zu bringen. Selten sah sie ein Bild, eine schöne Landschaft, erlebte sie ein Ereigniß, dem sie nicht schnell ein Wort ihrer heimatlichen Dichter anzueignen wußte. Und ergab sich ihr ein solches nicht von selbst, so entfaltete sich ihr unwillkürlich eine eigene dichterische Blüte, die das Gleichniß des Begegneten oder Empfundenen zurückgab. Seit einiger Zeit, wo der Lenz ihres Selbst die Knospen duftend öffnete und in der schönsten Sonnenhöhe des weiblichen Daseins zu leben begann, in der jungfräulichen Vollendung, hatte auch jene holde Gabe ihr die Brust reicher erfüllt, sie fast bedrängt. In dem einsamen Morgenaufenthalt, wo der bergumschlossene See still vor ihr lag und bald lachende Ufer im hellen Spiegel, bald ernste Felsmassen aus dunkler Tiefe

zurückwarf, wo über ihr sich die Wipfel alter Cypressen erhoben, um deren Stamm sich die vertraute Umbüschung der Myrte schmiegte: in diesem wehmüthig holden Aufenthalt hing sie gern weich träumerischen Gedanken nach. Sie verfolgte sinnend den Schwan, der die silbernen Furchen durch die Flut zog, bis er sich in das Uferschilf barg, oder sie begleitete die Barke, auf der der einsame Schiffer sich mit einem summenden Liedchen vorüberwiegte, — oder sie staunte dem Fluge des Adlers nach, der hoch und stolz durch die Lüfte zog, um in den wilden Felsgeklüften, an denen das Gewölk hinstreifte, seine Horstung aufzusuchen.

Das Sonett, jener südliche, leicht ansprechende Accord, war es, den sie in solchen Augenblicken am liebsten anschlug, in den sie ihre Träume und Wünsche aushauchte.

Ihr war schon oft eine Myrte aufgefallen, die sich schlank und zart neben einer alten Cypresse erhob, sodaß das lichte und düstere Grün der Zweige beider ineinander spielte. Eben wieder stand sie vor dieser schön gepaarten Gruppe der Natur und hing ihren Gedanken nach. Fast unwillkürlich nahmen sie die dichterische Gestalt an und ein schwermüthiges Sonett tönte im Innersten ihrer Seele.

Du siehst die Myrte still mit zarten Zweigen
Der Braut sich lieblich um die Locken winden;
Wenn alle Blüten mit dem Lenz verschwinden —
Ihr ist die ew'ge Götterjugend eigen.

Doch, auch in dunkeln Haines ernstem Schweigen
Kannst du den Baum, den unverwelkten, finden,
Die düstern Kränze kannst du trauernd binden,
Wo über Urnen sich Cypressen neigen.

Mit Myrten darf die Liebe sich bekränzen,
Weil nimmer in der Hore raschen Tänzen
Die ew'gen Götterfreuden ihr enteilen:

Und auf die Bahre streuen wir Cypressen,
Denn Heißgeliebtes läßt sich nicht vergessen
Und keine Zeit kann Todeswunden heilen!

Sie wußte selbst kaum, wie die trüben Gedanken sie überrascht hatten und wie sie in der biegsamen, anschmiegenden Sprache so schnell eine Form gewonnen. Es dünkte sie, als habe nicht sie selbst, sondern eine fremde, ahnende, weissagende Macht diese Gedanken in ihr erzeugt. Sie waren ihr ein Erlebtes, ein Unvergeßliches! „Ach", sprach sie leise vor sich hin, „was trage ich doch so wehmuthsvolle Regungen in mir, hier, wo das Schöne mich lieb und vertraut umgibt, wenn es auch eine sanfte Färbung der Trauer hat. Doch euch brauche ich nicht niederzuschreiben, ihr düstern Zeilen! Ihr steht hier", sie deutete auf die Myrte und Cypresse, — „und hier!" sie legte die Hand auf das Herz.

In diesem Augenblicke fühlte sie eine sanfte Berührung ihrer Schulter, sie schreckte leicht zusammen, Antonia stand hinter ihr. — „Ach, meine Mutter", rief sie mit holder Anmuth des Vorwurfs, „wie hast du mich erschreckt!"

„Ich denke freudig, Bianca", erwiderte Antonia, „und hätte ich es nicht gethan, so thue ich's wol noch! — Es ist mir eben recht, daß du hier an der Myrte stehst!" Sie brach einen Zweig ab und hielt ihn gegen Bianca's dunkle reiche Locken. „Was meinst du, wie würde dieser Zweig dir stehen?"

„Ach", erwiderte sie unbefangen, „er schickte sich wol besser in blonde Locken als in mein dunkelbraunes Haar. Für mich wäre die Granatblüte dort geeigneter."

Antonia lächelte. „Es könnte ja aber wol sein, daß nur die Myrte zu dem Kranze, den ich dir winden möchte, gebraucht werden dürfte."

bis morgen. Doch führe mich zurück! Vielleicht ist auch die Mutter heimgekehrt."

„Wohl, laß uns denn zurück", sprach er besorgt.

Mostados konnte diese heftige Aufwallung nicht begreifen, er gab sie nur der Krankheit schuld. Mit jedem Schritte wurde Bianca's Eile größer; sie glaubte unaufhörlich Ludovico's Schritte hinter sich zu hören, sie sah ihn hinter jedem dunkeln Stamme lauschen, aus jedem Seitenpfade hervortreten. Endlich schimmerten die Marmorsäulen des Hauses ihnen durch das Helldunkel des herabgesunkenen Abends entgegen. Bianca athmete leichter, sie ging langsamer.

Mostados war nachdenklich geworden. Halbe, ängstliche Vermuthungen, dunkle flüchtige Schattenbilder der Unruhe waren in seine Seele gefallen.

Der Vorplatz an der Terrasse lag einsam; die Arbeiter hatten sie verlassen. — In der Säulenhalle brannten zwei Windlichter, — der Abendtisch war gedeckt.

Montaldi trat aus dem Saal den Kommenden entgegen. „Antonia kehrt heute nicht zurück", rief er ihnen zu; „sie hat mir Bernardo herausgesandt, es uns anzusagen. Die Geschäfte für dich, mein Töchterchen, haben ihr so viel Zeit geraubt, sich so gehäuft, daß sie einen Theil noch auf morgen Vormittag verschoben hat."

Bianca war durch diese Worte wie vom Blitzstrahl getroffen. Der Mutter hatte sie sich ans Herz werfen, ihr Alles entdecken wollen! Dem Vater und Mostados gegenüber verstummte sie in Angst und zagender Besorgniß vor unabwendbarem Unheil. Und die Mutter blieb ihr aus!

Montaldi wandte sich zu Mostados und sprach: „Du speisest doch mit uns? Wir wollen heiter sein, mein Sohn, mein bester Cyprier soll uns die Mahlzeit würzen!"

Sie gingen dem Tische zu, wo die Windlichter brannten, und nahmen Platz. Doch die heitere Stimmung, die Montaldi wünschte, wollte sich nicht einfinden. Nur er selbst war fröhlich in der Hoffnung und Erwartung der Festlichkeiten dieser Tage; darüber bemerkte er es nicht, daß Bianca fast ganz still blieb und Mostados sich nur zur Heiterkeit zwang.

Bianca saß so, daß sie das Auge auf den Garten richten konnte. Ihre Brust war nicht frei von der Besorgniß, daß Ludovico sich näher wagen möge. In der That war er es gewesen, der, von innerer Liebesqual getrieben, Beide schon zuvor umspähte. Er hatte sich jetzt bis in die nächsten Gebüsche gewagt. Aus seinem Versteck konnte er jede Bewegung seiner Geliebten, jeden Zug ihres holden Angesichts wahrnehmen, das, von dem Licht halb angestrahlt, wie ein lieblicher Stern in dem Schooße der Nacht glänzte. Er sah, wie Mostados ihr Arm und Wange schmeichelnd berührte und oftmals ihre Hand an die Lippen drückte. Jede dieser Liebkosungen durchflammte ihn mit zuckendem Schmerz, durch quälende Zweifel über ihre Liebe zu ihm. So sprach jede Minute dieses entsetzlichen Harrens ihm sein Todesurtheil und regte ihn doch zu erneuten Martern belebender Hoffnungsqualen wieder empor.

Der Mond hatte sich jetzt über die Baumwipfel erhoben und beleuchtete den Vorplatz fast mit Tageshelle; er zeichnete die Bäume scharf auf dem Rasen. Unter dem Schutz dieses Schattendunkels wagte sich Ludovico näher, ob er vielleicht den Inhalt des Gesprächs belauschen könne, von dem ihm bisher nur einzelne Worte durch den Hauch des Windes herzugetragen wurden. Bianca, die stets den ahnenden Blick auf die Gruppen der Bäume geheftet hielt, gewahrte plötzlich, wie der Schatten einer menschlichen Ge-

stalt neben dem eines Gebüsches hervorsprang und sich hin und wieder bewegte. Ein Schauer durchrieselte sie, sie war einer Ohnmacht nahe. Ludovico selbst sah sie nicht, eine Säule deckte ihr die Stelle, wo er stehen mußte; doch sie erkannte, daß der Unvorsichtige sich so weit herangewagt haben müsse, um vom Monde leicht getroffen zu werden. Da er selbst sein Auge unverwandt auf Bianca richtete, hatte er weder bemerkt, daß ihn die Strahlen des Mondes trafen, nach daß sein verrätherischer Schatten über den der Gebüsche herausfiel. Mostados und Montaldi saßen zwar halb mit dem Rücken jener Gegend zugewendet, doch das leichteste Seitwärtsblicken konnte zur Entdeckung führen und noch leichter war es, daß einer der bei Tische aufwartenden und kommenden Diener den Eingedrungenen wahrnahm. Das äußerste Unheil war dann fast unvermeidlich; denn so vertraut Ludovico dem Hause Montaldi war, diese Weise seines Erscheinens blieb nur durch die Wahrheit erklärbar. Bianca fühlte, daß ihre Anwesenheit allein ihn auf der gefährlichen Stelle halte; sie faßte also den raschen Entschluß aufzustehen. Sie gab ihr wachsendes Unwohlsein als Grund an, bat den Vater freundlich, ihr die Störung zu vergeben, nahm Abschied von Mostados und eilte auf ihr Zimmer. Auch Mostados fühlte sich nicht gestimmt länger zu bleiben, sondern brach auf. Montaldi war zwar verdrüßlich, doch da der Abend ihm ein mal halb verdorben war, so sah er doch ein, daß von dem Ueberrest wenig zu retten sein werde, nahm Mostados' Abschiedsgruß hin, geleitete ihn, bis er zu Pferd stieg, und wünschte ihm einen glücklichen Ritt.

Die Bewohner der Villa, die den Tag über in angestrengter Thätigkeit gewesen waren, suchten bald die Ruhe

und so wurde das Haus, eine ungewöhnlich zeitige Stunde, noch vor Mitternacht ganz still.

XV.

Bianca, auf ihrem Gemach, bestand außer der anfänglichen Pein der Angst, daß Ludovico entdeckt werden möchte, die heftigsten Kämpfe mit sich selbst. Sollte sie sich die Zusammenkunft mit Ludovico gestatten? Sie wußte, daß sie ein schweres Unrecht beging, dessen Folgen, wenn es entdeckt würde, der verderblichsten, ja der schmachvollsten Art für sie sein mußten. Sollte sie Ludovico, dessen aufs äußerste gesteigerte Leidenschaft sie erkannt hatte, ihn, für den ihr Herz entschied, dem sie so lange ein schwesterlich kindliches Vertrauen und offene Neigung geschenkt hatte, der Verzweiflung preisgeben, ohne ihn nur gehört, ohne ihm ein Wort des Trostes gegeben zu haben? Und war nicht das Aeußerste zu fürchten, für ihn und von ihm, wenn sie ausblieb? Wie weit seine Unbesonnenheit ging, hatte sie gesehen; wenn er diese, falls sie nicht erschien, nun noch weiter trieb, wenn er, da ihm alle Verhältnisse des Hauses bekannt waren, den Versuch machte, bis zu ihr zu dringen.

„Ach, meine Mutter", rief sie schmerzlich aus, „weshalb fehlst du mir in diesen schwersten Augenblicken meines Lebens! — deinem Herzen, deinem Rath würde ich mich vertrauen!" — —

Die Mitternachtsstunde war nahe. Der Park lag in tiefstem Schweigen; der Mond, durch ein leichtes Silber-

„Wie meinst du das, Mutter?“ fragte Bianca betroffen.

„Eine Braut würde doch keinen Kranz von Granatblüten tragen?

„Braut? — Mutter, du scherzest seltsam“, erwiderte sie und Ueberraschung und jungfräuliche Verschämtheit hauchten ein dunkles, flüchtiges Roth über ihre Wangen.

„Nein, meine süße Tochter“, sprach Antonia mütterlich bewegt und nahm sie kosend in die Arme, „wir, der Vater und ich, hoffen wirklich, dir die Locken mit dem Brautkranze zu zieren. Ein edler Bewerber begehrt dein, Graf Mostados.“

Sie hielt inne und blickte Bianca an, um den Eindruck zu erkennen, den der Name auf sie mache. Sie war mehr erblaßt als erröthet, doch wechselten die Farben auf ihrer Wange. „Ach, meine Mutter“, sprach sie endlich und umschlang sie bebend, „ich war so glücklich bei dir, ich dachte nicht, daß es so rasch enden sollte! Dünkt mich's doch, daß ich gestern noch ein Kind war! Ach, wie gern bliebe ich es noch und — bliebe bei dir!“

„Wir werden uns nicht trennen“, entgegnete Antonia, „Mostados will seine Heimat hierher verpflanzen und, daß ich dir es sage, der Herzog selbst wünscht diese Verbindung und hat sie eingeleitet. Uns dünkt, du würdest dieser Wahl nicht entgegen sein. Was sagt dein Herz, mein Kind? Eröffne es mir ganz!“

„O liebe Mutter, mein Herz — es erhob sich zu keinem Wunsche über Das, was es besaß. Ich liebte nur euch, meine Aeltern, — meine stillen, träumerischen Beschäftigungen — Blumen und Bäume, Himmel und See!“

„So erfreut es mich“, sprach Antonia gerührt. „So sei die jungfräuliche Seele! Wer mit Wünschen vorauseilt,

wird leicht von ihnen zum Gefährlichen und Verderblichen hingerissen. Sieh, Bianca, die Wahl ist nicht das Recht der Jungfrau; sie blüht wie die Blume auf dem mütterlichen Boden, bis sie gesucht und durch Den, der sie sucht und wählt, verpflanzt wird. Deshalb ist es die treueste und liebendste Sorge der Aeltern, die sich müht, einem geliebten Kinde den Würdigsten zuzuführen, nicht dem Zufall, oft der Täuschung diese wichtigste Lebensentscheidung zu überlassen. In jedem wahrhaftigen Herzen schlummern die Keime der Liebe; wenn Liebe diese Keime mit warmem Athem anhaucht, erwachen sie zur Gegenliebe! Mit diesem warmen, reinen Verlangen sucht dich Mostados, ein edler Jüngling; bald, das glauben wir, werden die Knospen der Gegenliebe, wenn sie noch geschlossen in deiner Brust ruhen, sich öffnen. Nur so erklärt sich das Geheimniß, das uns Frauen, die wir stumm der Wahl harren, uns mehr vor ihr bergen als ihr entgegentreten, doch das Herz zugeführt wird, dem wir unser Loos vertrauen mögen."

Man hörte rasche Schritte; es war Montaldi, der seine Ungeduld nicht mehr bezähmen konnte. „Nun", rief er schon von weitem, „nun, Bianca? Nun, was sagst du? Nicht wahr, dein Vater hat dir tief ins Herz gesehen?"

Sie stand, bang und erschüttert, an die Mutter gelehnt.

„Wir haben ein reines, liebes Kind!" sprach diese zu Montaldi, als sich Bianca über seine Hand gebeugt hatte, um sie zu küssen. „Ihre Seele ist unbefleckt wie der Schnee drüben auf den Gebirgen und klar wie der Spiegel dieses Sees!"

Der Vater nahm die Tochter in die Arme. Sie weinte, sie lächelte; sie wußte nicht, war sie glücklich oder traurig; soweit ihre Gedanken reichten, sah sie nur Glück, und doch

zitterte ein unbekanntes, dunkles Etwas in der Tiefe ihrer Brust, dem sie keine Sprache zu geben vermochte.

So zieht mitten durch die Helle des sonnigen Tages ein Hauch bang drückender Schwüle; bald bebt ihm ein leises, fernes Rollen des Donners nach und verräth das düstere Gewitter, das hinter den Bergen lagert, die den Blick in die Ferne hoch vermauern!

XI.

Während Montaldi in Hoffnung und Freude lebte, wurde der Herzog durch wachsende Sorge und Kummer tief gebeugt. Zwar hatte ihm Salvi aus Rom gemeldet, daß seinen Wünschen kein Hinderniß entgegenstehe und sein Auftrag bald völlig und glücklich vollendet sein werde; doch um so schmerzlicher traf ihn die Botschaft Alfonso's aus Venedig, daß weder Ludovico noch das Schiff, auf dem er entflohen war, dort eingetroffen sei. Alfonso hatte die sorgfältigsten Erkundigungen eingezogen, alle ankommenden Schiffer befragt, Niemand war dem Fahrzeuge begegnet. Doch wußte man freilich, daß in den Tagen der Fahrt heftige Stürme getobt hatten und daß manches Schiff einen Rettungshafen aufsuchen mußte. Alfonso harrte von Woche zu Woche; er unternahm Reisen nach verschiedenen kleinen Häfen, um Erkundigungen einzuziehen, — Alles vergeblich! Endlich nach Ablauf fast dreier Monate entschloß er sich zur Rückreise, nachdem er zuvor in Venedig bei seinem Freunde Carlo Contarini eiuen Brief an Ludovico zurückgelassen hatte, worin er ihm Alles, was inzwischen vorgefallen war — den Willen des Fürsten, Mostados' völlige

Genesung und endlich dessen Verlobung mit Bianca —, geschrieben hatte. Dringend bat er ihn, sobald er in Venedig eingetroffen sei, Nachricht von sich zu geben.

Nachdem er diese Vorkehrungen getroffen, schiffte er sich ein, voll banger Sorgen um das Schicksal seines Freundes, den er fast ganz verloren gab und dessen Wiederkehr ihn fast noch unheilvoller dünkte!

Salvi, den Alfonso zunächst aufsuchen wollte, war noch nicht wieder aus Rom zurück. Später begab er sich zum Fürsten. Er fand ihn sehr ernst, ja wehmüthig gestimmt; er schien in den wenigen Monaten um manches Jahr gealtert zu sein.

„Und Ihr bringt keine Nachricht von dem Grafen Ludovico Salvi?" fragte der Fürst mit bewegter Stimme.

„Leider keine", entgegnete Alfonso; „es will uns jetzt fast zur Gewißheit werden, daß das Schiff, mit dem er von hier absegelte, verunglückt oder wenigstens doch weit verschlagen ist. Denn in allen Häfen des Adriatischen Meeres, die zwischen hier und Venedig liegen, ließ ich Nachricht einziehen; die Prinzessin, so hieß das Fahrzeug, war nirgend eingelaufen."

Der Herzog hatte das Haupt in die Hand gestützt und Alfonso sah mit Erstaunen eine Thräne über seine Wange rollen. Doch er trocknete sie schnell, blickte mit sanftem Lächeln auf und sprach zu Alfonso: „Ihr seht, ich bin nicht so hart, als ich Euch durch meinen strengen Befehl scheinen möchte. Ludovico's Tod — noch hoffe ich, daß er sich nicht bestätigen werde — geht mir nahe. Ihr wißt, sein Vater, denn so darf ich seinen Oheim nennen, ist mein innigster Freund, der eben jetzt für mich ein Geschäft glücklich vollführt hat, das ihm nicht leicht werden konnte, dem er große Opfer brachte, während es für mich so segensreich

war, daß ich es ihm, solange ich lebe, danken muß. Und nun? Mein strenger Befehl raubt ihm den Sohn! — Ich weiß, was es heißt, einen Sohn verlieren!" setzte er mit doppelsinniger Anspielung hinzu, die jedoch Alfonso nur auf den verstorbenen Thronerben beziehen konnte.

„Ich will wenigstens gut machen, was gut zu machen ist", fuhr der Herzog fort. „Ihr habt doch zuverlässig Bestimmungen getroffen, wo und wie Ludovico Nachrichten von Euch erhalten könnte?"

Alfonso bejahte es.

„Nun wohl, so schreibt ihm denn, daß sein Vergehen volle Verzeihung erhalten hat, daß wir die Schicksale seiner Flucht für hinlängliche Sühne des Fehltritts halten, es ihm aber zur strengsten Pflicht machen, so bald als möglich in die Arme seines alten, bekümmerten Vaters zurückzukehren."

Alfonso verbeugte sich.

„Was sollte auch die Strafe noch bedeuten?" setzte Antonio nach einer Pause hinzu. „Graf Mostados lebt nicht nur, er ist völlig hergestellt, und Ihr wißt, daß in der nächsten Woche seine Vermählung mit der Tochter des Marchese Montaldi stattfinden wird. Ihr seid eben noch zur rechten Zeit gekommen, um ein froher Gast des Festes zu sein!"

Alfonso konnte seine schmerzliche Bewegung kaum beherrschen. — „Ich bezweifle, gnädigster Herr, daß ich auf dem Fest erscheinen werde."

„Und weshalb nicht? Ihr seid dem Hause doch befreundet, ja entfernt verwandt?" fragte der Herzog.

„Das wol! doch es war der Ort, wo ich Ludovico zum letzten male sah — dort entspann sich der unselige Zwist!

Vielleicht — indeß das ist nur eine Vermuthung, der ich nicht Worte zu geben wage!"

„Und welche?" fiel der Herzog schnell ein und sah ihn forschend an.

„Gnädigster Herr", erwiderte Alfonso, „ich bitte, erlassen Sie mir eine nähere Erklärung. Es war übereilt, auch nur eine Andeutung auszusprechen; ich fühle mich vor mir selbst kaum dazu berechtigt. Und — wenn ich meinen Gedanken Worte gäbe, so wäre es entweder zu spät, oder, falls Ludovico wiederkehrte, zu früh, — gefährlich, zu früh, — vielleicht ein schweres Unrecht!"

Der Herzog wurde nachdenklich und schwieg. Er fragte nicht weiter, doch schien er Alfonso verstanden zu haben. Nach einigen Augenblicken winkte er ihm und sie trennten sich schweigend.

„Armer Freund!" dachte Alfonso, indem er die Marmorstufen in den Park hinabstieg, „dir wäre es doch vielleicht am besten, gar nicht wiederzukehren, denn du kämest doch zu spät — oder zu früh!"

XII.

In Montaldi's Hause war große Geschäftigkeit. Der prachtliebende Marchese wollte Alles daransetzen, dem Hochzeitsfest Bianca's den höchsten Glanz zu geben. Der Platz vor der Terrasse sollte in eine Art offenen Tempels verwandelt werden, mit Bildsäulen für alle Göttinnen, die das Schöne gewähren und beschützen. Montaldi hatte aus seinem reichen Museum die Statuen der Aphrodite, der Ceres, Flora, eine Gruppe der Grazien und ähnliche dahin brin-

gen lassen, und für jede wurde ein Laub- und Blumenhalle errichtet, die, mit den reichsten Kränzen und Festons geschmückt, Abends noch in magischer Beleuchtung glänzen sollten. Eine große Anzahl von Dienern, Arbeitsleuten und Landmädchen war beschäftigt, unter der Leitung des Marchese selbst, diese Veranstaltungen ins Werk zu setzen. Die Axt, die Säge, der Hammer ertönten um die Wette. Montaldi vergaß über seinem Eifer bei diesen Zurüstungen fast die Ursache derselben. Antonia, die ihn über Manches zu sprechen begehrte, mußte drei mal nach ihm senden; er vergaß über ein neues Blumengewinde, das er angebracht wissen wollte, über ein Transparent, das ihm im Augenblick einfiel, die Bitte seiner Gemahlin zwei mal. Endlich kam Bianca selbst, in weißer leichter Morgenhülle, einer luftigen Geistergestalt ähnlich, und bat den Vater mit freundlichen Worten, doch der Mutter Gehör zu schenken.

„Per Baccho, Töchterchen!“ rief er aus, „das hatte ich vergessen! Ja, ja, Antonia, sie denkt an nichts, als wie sie das Haus ihres kleinen Lieblings ausschmücken will. Sie wird wieder wichtige Geschäfte von Arm- und Kronenleuchtern, von Fußteppichen und Seidenvorhängen mit mir zu besprechen haben! So geht es bei Hochzeiten, mein Kind“, sprach er lachend, indem er mit einem Zollstabe in der Hand die Höhe an einer Säule bezeichnete, wo er eine Guirlande befestigt haben wollte. „Vater und Mutter haben den Kopf so voll, daß nichts mit ihnen anzufangen ist, und die Tochter das Herz? Nicht wahr?“

Bianca lächelte und wiegte sinnend das schöne Haupt.

„Du siehst blaß aus“, sprach Montaldi halb theilnehmend, halb verwundert, indem er sie betrachtete, „bist du krank?“

„O nein“, entgegnete sie; „doch die innere tiefe Be-

wegung bei dem ernsten Lebensschritt, dem ich nun so nahe bin, raubt mir den gewohnten süßen Schlaf in mancher Nacht. Da mag ich wol ein wenig bleich aussehen!"

„Ernst, ernst!" rief Montaldi ein wenig unwillig, „was schwatzest du mir da von ernst, mein Töchterchen; sei freudig wie ich, wie Alle, die an dir und uns Theil nehmen."

„Mir ist die höchste Freude immer ernst gewesen!" erwiderte Bianca.

„Das kommt von deinen Poeten her!" rief der Vatr, „der Hypochonder Tasso, der finstere Dante, der weinende Petrarca verdrehen dir Herz und Kopf."

„Die Mutter wartet", lenkte Bianca ein.

„Das ist wahr. — So komm!" antwortete er, legte den Zollstab nieder und nahm seinen Hut, den er auf einen Zweig gehangen.

„Nein, bester Vater, laß mich, ich werde ein wenig nach dem See hinabwandeln, — die Leute hier sind mir zu laut."

„Nach Gefallen, Töchterchen", sagte Montaldi freundlich und streichelte ihr die Wange. Dann wandte er sich dem Hause zu, während sie abwärts durch die Gebüsche nach dem Ufer hinunterging.

„He da! Riccardo", rief er einem Diener zu, „dort an der Pforte seh ich einen Pilger stehen, lade ihn ein hereinzukommen; erquickt ihn, es sind Tage der Freude in meinem Hause, kein armer oder frommer Mann soll ungelabt an meiner Thür vorübergehen." Mit diesen Worten ging er die Terrasse hinauf durch den Gartensaal ins Haus.

Der Pilger mit seinem breiten Muschelhut stand vor dem Thor und schaute erstaunt der Regsamkeit, die auf

dem Vorplatz des Hauses herrschte, zu. Er schien eintreten zu wollen, doch zögerte er, vielleicht besorgt um die Aufnahme.

„Kommt näher, frommer Mann", rief ihm Riccardo zu; „wollt Ihr Euch mit einem Becher Wein erquicken?"

„Ich danke Euch", antwortete der Pilger, that jedoch einige Schritte vorwärts und drückte sich dabei den Hut tiefer in die Augen.

„Ja, die Sonne sticht und blendet hier", sprach Riccardo, „kommt in den Schatten der Nußbäume dort! Warum verschmäht Ihr einen Trunk? Es ist heiß und Ihr scheint schon einen langen Weg zurückgelegt zu haben."

„Das hab' ich, doch ich bin nicht durstig", antwortete der Pilger, indem er sich auf seinen Stab lehnte und das Gesicht seitwärts gegen das Haus wandte; „unten an der Osteria habe ich schon einen Becher getrunken. — Wem gehört diese Villa?"

„Dem Marchese Montaldi."

„Und was bedeuten diese Zurüstungen?" fragte der Fremde weiter, indem er sich nach dem Park hinwendete.

„Ei! Sie geschehen zur Hochzeitsfeier. Uebermorgen verheirathet der Marchese seine einzige Tochter. So lange solltet Ihr bleiben! Denn unser Herr ist freigebig, da würdet Ihr auch einen guten Reisepfennig erhalten."

„Uebermorgen!" sprach der Pilger und hielt sich die Hand über die Augen, als schmerze ihn das Sonnenlicht. „Das ist sehr bald — doch für mich zu lange! — Ist die Marchesetta noch jung?"

„Sechzehn Frühlinge — eben ging sie hier vorüber. Dort — den Cypressengang herunter könnt Ihr sie sehen, die weiße Gestalt."

Der Pilger blickte den Gang hinunter. „Mein Auge

ist zu schwach", sprach er, „es flimmert mir Alles bei dem hellen Sonnenlicht. — Der Park ist schön? — ist es erlaubt, sich ein wenig darin zu ergehen?"

„Wie Ihr wollt, frommer Mann, heute stehen alle Thore offen", sprach Riccardo; „doch geleiten kann ich Euch nicht, wir haben hier zu viel zu thun."

Der Pilger dankte und ging langsam den Gebüschen zu. — —

Bianca hatte ihren Lieblingsplatz, die Grotte am Ufer, aufgesucht. Die ganze Zeit ihres Brautstandes war ihr nicht wie eine Frühlingslandschaft voll seliger Düfte und Farben, sondern wie eine herbstliche im Abendlichte erschienen, bei allem Reiz doch von einem Schimmer ahnender Wehmuth überhaucht. Sie sah nur Anlaß, glücklich zu sein, und fühlte doch eine Beklemmung, die mit dem Herannahen ihrer Verbindung eher stieg als abnahm. Sie hatte sich ihrem Verlobten zugeneigt, willig, fügsam gegen den Wunsch der Aeltern und bewegt durch seine warme, innige Bitte der Liebe. So glaubte sie ihn zu lieben; denn sie kannte die Liebe nicht und wähnte die Gestalt, in der sie sich ihr offenbare, sei die einzige und wahre. Doch die innerste Natur läßt sich nicht täuschen, und so empfand auch Bianca die Wirkungen des falschen Zustandes wie die einer Krankheit, deren Keim und Sitz unerkannt ist und deren Erscheinung man deshalb für Täuschungen halten möchte. Wie oft bereitet dieses Doppelspiel der Verwechselung von Irrthum und Wahrheit der menschlichen Brust unnennbares Leid.

Bianca hatte sich im Tiefsten bewegt gefühlt; ihre Bangigkeit, ihre Thränen suchte sie sich aus dem Ernst des Lebensschrittes, aus dem Aufgeben und Verlassen der kindlichen Zustände, des mütterlichen Hauses zu erklären. Bis-

weilen tauchte wol der Gedanke an Ludovico in ihrer Seele auf, doch nie mit dem Bewußtsein der Liebe. Er war ihr älterer Jugendgespiele, der Freund des Hauses gewesen, war ihr vertraut wie ein Bruder; es dünkte sie, daß er ihr in diesem Verhältniß stets so lieb und nah bleiben werde als bisher. Den wahren Grund seiner Entfernung und daß man ihn vermisse, ja verloren gebe, wußte sie nicht, da der Fürst noch immer die Meinung unterhielt, er sei in Salvi's Aufträgen auf Reisen. Bianca dachte daher nicht einmal an eine bestimmte Zeit, viel weniger an einen bestimmten Zweck seiner Rückkehr.

In der beunruhigten Stimmung ihres Herzens suchte sie die Einsamkeit ihrer Lieblingsplätze öfter und länger als jemals. Sie hing hier ungestört ihren wehmüthigen Träumereien nach, denen sie so gern dichterische Gestaltung gab. Eben stand sie wieder vor der alten Cypresse und Myrte, die ihr jüngst den Gedanken zu dem schwermüthigen Sonett eingaben. Langsam wiederholte sie für sich die letzten Zeilen:

Denn Heißgeliebtes läßt sich nicht vergessen
Und keine Zeit kann Todeswunden heilen!

Da fühlte sie plötzlich ihre Hand ergriffen und eine tiefe leise Stimme sprach: „Bianca!"

Sie schreckte zusammen, blickte um, der Pilger stand vor ihr. Er hielt den breiten Muschelhut in der Hand. Zweifelnd staunte sie ihn an; seine Züge waren bekannt und fremd zugleich, — es war Ludovico.

„Still", gebot er leise und hemmte durch ein abwehrendes Zeichen den Ausruf ihres Erstaunens, „still um des Himmels willen! Niemand darf mich erkennen, als du allein!"

Bianca zitterte; ein schauerliches Bangen, gemischt mit

einer schmerzlich süßen Lust, durchbebte sie. — „Was soll das, Ludovico?“ fragte sie nach einigen Augenblicken des Verstummens, „was bedeutet diese Verkleidung? Woher kommt Ihr? O, reißt mich aus dieser Augst!“

„Bianca!“ hub er aus tiefster Seele an, „du sprichst von Angst? Wer duldet hier jede Folter der tödtlichsten Angst als ich? Ist es wahr, bist du ewig für mich verloren? Bist du Mostados' Braut?“

Er preßte ihre Hand heftig in die seinige; die Bestürzung raubte ihr die Sprache, der Schrecken hatte sie mit so plötzlicher Gewaltsamkeit ergriffen, daß sie fast ohnmächtig niedersank.

Sie wankte; er legte seinen Arm um sie, ließ sie sanft auf ein bemoostes Felsstück niedergleiten und kniete zu ihren Füßen nieder, indem er ihre Hand an seine brennenden Lippen drückte und sie mit heißen Thränen überströmte. Endlich raffte sie sich zusammen und rief angstvoll: „Ludovico, steh auf, um der heiligen Jungfrau willen, du rasest, — du frevelst — ich verstehe diese Sprache nicht!“

„Ach“, seufzte er, „nur zu wohl weiß ich es, daß du mein Herz nicht verstandest! Und ich bin betrogen, um den Himmel dieses Lebens betrogen!“

Sie wollte aufspringen, sich ihm entreißen, er hielt sie fest und zog sie zurück. „Wie, Bianca“, rief er heftig, „so grausam könntest du sein, daß du mir auch diese einzige Minute versagtest? Soll ich dir mein namenloses Leid nicht ein mal klagen dürfen?“

„Nein, nein!“ gebot sie in Thränen, „entfliehe, Unglückseliger! „Ich darf, ich will nichts hören, jedes Wort wird ein Verbrechen!“

Sie wollte sich abermals losreißen; er hielt ihre Hände fester; sie erhob das schöne Auge gen Himmel, als flehe sie

um Rettung, ihre Thränen rollten in großen Tropfen über die erbleichte Wange.

Man hörte Tritte im Gebüsch.

„Fort", rief sie, „flüchte, wir sind verloren!"

Er sprang auf. — „Doch ich sehe dich wieder? Ich muß dich sehen!"

„Nimmermehr!" bat sie ihn flehentlich.

„Heut Abend auf dieser Stelle, oder erwarte das Entsetzlichste!" rief er aus und verschwand in den Gebüschen.

Bianca stand noch wie betäubt, sprachlos, ohne Rath, ohne Wollen, — sie fühlte nur Eins, daß ein namenloses Unglück geschehen sei und nichts in der Welt die Macht habe, die furchtbare Minute zu vernichten, die ihr ganzes Dasein plötzlich in düstere Wolken verfinsterte, aus deren Schoos verborgenes, unermeßliches Unheil hervorzubrechen drohte.

Ein Gärtnerbursche, der das Geräusch veranlaßt hatte, ging an ihr vorüber.

Sie wollte der Grotte zuschwanken, ihr Fuß trug sie nicht; ermattet kehrte sie sich gegen die alte Cypresse und sank am Fuß ihres Stammes unter den Myrtenzweigen auf den Rasen nieder. Erst nach langer Frist gewann sie so viel Kräfte wieder, um nach der Villa zurückzukehren. Sie traf ihren Vater unter den Arbeitern. Um ein Gespräch mit ihm, zu dem sie sich jetzt nicht fähig fühlte, zu vermeiden, ging sie seitwärts vom Platz hinein. Doch Montaldi sah sie und rief sie zu sich heran.

„Erräthst du, was ich dir zu sagen habe?" fragte er, als sie näher getreten war. „Die Mutter ist nach der Stadt gefahren, sie kehrt erst Abends zurück; und weißt du, weshalb?" Er sah sie lächelnd an. „Ja, ja, das war der Inhalt unsers Gesprächs! Sie hat noch nicht genug

der köstlichen Dinge aller Art für ihr Töchterchen beisammen! Da fehlen noch Armbänder und Ohrgehänge, und Vasen und Teppiche und Stoffe und Geräthe aller Art! — Aber wie siehst du aus, Bianca! — krank oder betrübt? Wenn ich's noch wäre, über den schweren Beutel von Zechinen, den Antonia mir entlockt hat! Nicht wahr, du kleines blasses Röschen? Ich hätte Ursach — Aber du? die verwünschten blassen Wangen! Geh, schaff dir wieder rothe an, oder du siehst die meinigen so roth vor Zorn, daß dich ihr Feuer erschrecken soll!"

Bianca gab sich Mühe, zu lächeln, doch brach sie das Gespräch so schnell als möglich ab.

Sie ging in ihr Zimmer, dessen Fenster nach der andern Seite des Gartens, wo ihn die Mauer umgrenzte, hinaus lagen. Hier erst fing ihr Herz an, sich seiner selbst bewußt zu werden. Der Schleier des Geheimnisses, der ihr das Innerste der eigenen Brust verhüllt hatte, war plötzlich zerrissen. Jetzt wußte sie, was die Schatten banger Wehmuth in ihr Scheinglück geworfen hatte, — sie liebte Mostados nicht! Ludovico war es, dem ihre jugendliche Seele sich in der still allmäligen Entfaltung ihrer Triebe angeschmiegt hatte, mit dem sie jetzt unzertrennlich verwachsen war! Sie erkannte, daß sie es nicht mehr vermöge, ihr Herz zur frommen Pflicht der Hingebung an Mostados zu wenden, sondern daß sie nur entscheiden könne, ob es brechen müsse in der Ausübung des kindlichen Gehorsams, in der Erfüllung ausgesprochener Gelübde, oder ob es einem höhern Gebot, einem höhern Beruf und Recht folgen, ein neues Leben wieder gewinnen dürfe.

„Ach", rief sie und warf sich in strömenden Thränen vor dem Bilde der Mutter Maria nieder, „gebiete du mir,

meine Heilige, was ich thun soll! Laß mich als Opfer sinken, doch laß mich das einzige sein!"

Es fiel etwas neben ihr; sie schreckte auf.

Es war eine Muschel, in ein Blatt gewickelt. Sie entfaltete es; es enthielt die Zeilen Ludovico's:

„Ich beschwöre dich, Bianca, höre mich, bevor du mich verdirbst; um Mitternacht an der alten Cypresse von diesem Morgen. Seh' ich dich nicht — so hast du mein Loos zum ewigen Unheil entschieden!"

XIII.

Alfonso war eben im Begriff, zum Fürsten zu gehen, um neue Verhaltungsbefehle von ihm zu empfangen. Die Thür seines Zimmers öffnet sich; ein Mann mit übergeworfenem Reisemantel tritt hastig ein, wirft ihn ab, — es ist Ludovico, der in seine Arme stürzt.

„Wo warst du? Bist du den Meeren entronnen? Rede, sprich!" rief Alfonso den Freund an.

Dieser unterbrach ihn mit der heftigen Bitte des Schweigens. „Niemand darf meine Ankunft erfahren! Nur dir vertraue ich mich an. Sorge, daß uns Niemand unterbreche!"

Alfonso schloß die Thüren und kehrte in äußerster Spannung zu seinem Freunde zurück. Jetzt erschrak er über dessen Anblick; sein Antlitz war bleich, verstört, ohne Jugend, ohne Freude. Die Sanftmuth und Innigkeit der Züge, worin sich sonst seine Seele so schön abspiegelte, war verschwunden; eine düstere Heftigkeit allein flammte aus dem unsteten Auge.

„Ach, Alfonso“, rief er ihm klagend entgegen, „wie sehen wir uns wieder! Du siehst, ich weiß Alles!“

„Doch ich weiß nichts von dir, Ludovico“, erwiderte Alfonso bewegt. „Was hielt dich so lange fern? War es Absicht, war es Zufall?“

Ludovico umschloß den Freund und brach in lautes Weinen aus; man hätte es unmännlich nennen müssen, wäre es nicht so heftig gewesen, daß nur die Größe des Schmerzes, der die Seele des Unglücklichen zerriß, daraus zu empfinden war. Alfonso ließ ihn gewähren. Es dauerte lange, bevor er zur Erzählung seiner Erlebnisse kam. Das Schiff, auf dem er flüchtete, war von den am nächsten Tage einbrechenden Stürmen gegen die illyrische Küste getrieben worden; nachdem es drei Tage mit den Wellen gekämpft, scheiterte es völlig auf den Klippen einer kleinen Fischerinsel. Fast die ganze Mannschaft kam in den Wellrn um; nur Ludovico und zwei Matrosen wurden glücklich von der Brandung ans Ufer geworfen. Hier fanden sie Aufnahme bei den armen Fischern; doch alle Drei erkrankten heftig, infolge der ungeheuern Anstrengungen und erst nach Monatsfrist waren sie so weit hergestellt, um die Insel verlassen zu können. Die Schiffer übernahmen es, sie nach Ragusa zu bringen; doch mehre Wochen stand der Wind zu der Fahrt so ungünstig, daß sie nicht auszuführen war. Und als sie endlich dorthin gelangten, fand sich wiederum lange kein Schiff nach Venedig vor. Ohne alle Nachricht aus der Heimat und ohne die Möglichkeit, Kunde dahin gelangen zu lassen, brachte Ludovico seine Tage in der qualvollsten Angst zu. Seine Ahnung sagte ihm tausend mal, daß Das geschehen werde, was jetzt geschehen war und was er zu Venedig, als er dort eintraf, aus Alfonso's zurückgelassenen Briefen erfuhr. Jetzt wollte er sich dem unsichern

Element des Meeres nicht mehr anvertrauen, sondern eilte, da Contarini ihm alle Mittel dazu zu Gebote stellte, zu Lande in möglichster Schnelle zurück. Er nahm seinen Weg gerade nach der Villa Montaldi und stieg in einer unfern derselben an der Landstraße gelegenen Osteria ab. Hier warf er sich in die Verkappung als Pilger, unter der er in Montaldi's Garten Eingang fand, und jetzt war er, in den Mantel gehüllt, mit tief in die Augen gedrücktem Hut, auf einsamen Feld- und Waldwegen nach Montebello geritten, um Alfonso aufzusuchen und seine Hülfe, seinen Rath in Anspruch zu nehmen.

Alfonso blickte düster vor sich hin. „Ich sehe keinen Rath, ich sehe keine Hülfe für dich, armer Freund", sprach er voller Wehmuth. „Der Fürst hat die Verbindung gewünscht, befördert; seine Ehre, die Ehre Montaldi's ist verpfändet, — Mostados liebt seine Braut mit aller Glut der Jugend und der hispanischen Heftigkeit."

„Doch Bianca, liebt sie ihn?" fragte Ludovico eifrig. „Das ist das Einzige in der Welt, wonach ich frage."

„Und die Einzige, die dir diese Frage beantworten kann — wenn sie darf —, ist Bianca", entgegnete Alfonso, halb mit warnendem Ton.

Ludovico überhörte ihn; er rief nur heftiger aus: „Und ich will sie fragen, sie wird, sie muß mir Wahrheit geben. Liebt sie ihn, nun dann fahrt hin alle, ihr Hoffnungen auf Glück und Leben; — liebt sie ihn nicht, so flammt auf in neuer mächtiger Glut! In ihrer Liebe allein liegt das Recht der Entscheidung, — die Tücke des Zufalls soll mich nicht um mein Lebensglück betrügen!"

Alfonso sah, daß es unmöglich sei, in diesem Sturme der Leidenschaften das Steuer der Vernunft zu führen. — „Und was sinnst, was hoffst du?" sagte er.

Ludovico erzählte ihm, daß er Bianca beschworen habe, ihn diesen Abend im Garten zu sprechen; daß er sich dort ihrer Entscheidung unterwerfen wolle.

Alfonso schüttelte das Haupt. Er zeigte dem Freunde alle Hindernisse, die sich seinem Beginnen entgegenstellten, den Willen und die Ehre Montaldi's, die Beleidigung des Fürsten, den Gehorsam Bianca's, — er stellte ihm das Unrecht gegen diese, gegen Mostados vor, — doch vergebens.

„Ist hier noch eine Wahl, Alfonso?" rief Ludovico leidenschaftlich aus; „Einer von uns Beiden muß der Unselige sein, — nur Bianca's Herz hat die Entscheidung, nicht das Wort, das man ihr entlockt, um das man sie arglistig betrogen."

„Arglistig?" wiederholte Alfonso mit sanftem Ton des Vorwurfs.

„Und wenn sie ihn nicht liebt, sind wir Beide und sie dem Elend hingegeben!"

„So thue denn, wie du zu müssen glaubst", sprach Alfonso, „doch handle mit männlicher Besonnenheit in der Ausführung. Setze nicht Bianca's Glück und Ehre aufs Spiel, bis du gewiß bist, beide sicher unter deine Obhut zu stellen."

Einen Ausweg, der zum Guten führte, entdeckte Alfonso hier wie dort nicht. So beschloß er denn, nur der Stimme der Freundschaft für Ludovico Gehör zu geben. Es blieb ihm jetzt nichts weiter übrig, als die Maßregeln mit ihm zu verabreden, die zur Ausführung des Vorhabens zu treffen waren. — Ludovico wollte Bianca, wenn er das Geständniß ihrer Liebe erhielt, überreden, mit ihm zu entfliehen. In der nächsten Nacht gedachte er mit einer Leiter die Mauer des Parks zu übersteigen und in dem dichten Gebüsch unter der Terrasse Bianca's zu harren. Bei der

Grotte am See sollte Alfonso eine Barke bereit halten, um mit dieser das andere Ufer zu gewinnen. Hier lag in tiefer Einsamkeit des Gebirgs ein Kirchlein mit einer Kapelle, wo ein Geistlicher aus dem unfern gelegenen Franciscanerkloster das heilige Amt in frommer Einsamkeit übte. Diesem hatte Ludovico vor wenigen Monaten das Leben gerettet, da er auf der Heimkehr von der Jagd den Greis aus den Händen zweier Räuber befreite, die ihn im Walde überfallen hatten, um ihm die Sammlung frommer Gaben, die der Mönch in der Umgegend für sein Kloster veranstaltet hatte, abzunehmen. Von ihm hoffte Ludovico die heilige Weihe für seinen Bund mit Bianca zu erhalten. Dann wollte er zu Pferde mit Bianca in das Gebirg entfliehen und jenseit der Grenze des Herzogthums einen stillen Aufenthalt wählen, bis er Montaldi und den Fürsten versöhnt haben und ihnen die Rückkehr gestattet sein würde.

Alfonso übernahm es, da Ludovico sich nirgend zeigen durfte, alles zur Flucht Nöthige herbeizuschaffen, und eilte fort, um sogleich zum Werk zu schreiten, da keine Zeit mehr zu verlieren war.

XIV.

Mostados war, wie er jeden Abend pflegte, auch heute zum Besuch nach der Villa Montaldi herausgekommen. Montaldi war noch so in den Voranstalten zu dem Feste beschäftigt, daß er den Kommenden sogleich mit einem Scherz ab und zu Bianca hin verwies, die auf ihrem Zimmer sei. Antonia war noch nicht zurückgekehrt. Mostados eilte die schönen Marmorstufen hinauf, die in das obere Geschoß der

Villa führten, wo Bianca's Zimmer lag. Die Fenster desselben, die sich bis auf den Fußboden öffneten, führten zugleich als Thüren auf einen Altan hinaus, von dem man den Garten und die Landschaft übersah, soweit diese zwischen den Wipfeln der höhern Bäume hindurchblickte oder sie überragte. Die Sonne war eben hinter dem Gebirg herabgesunken und umstrahlte die kühnen, von Gewölk halb umlagerten Felsgipfel mit rosiger Glut; der Hauch des Abends wehte lau über das Laub der Bäume und Gesträuche und trug den Duft von tausend Blüten und Blumen auf seinen unsichtbaren Flügeln. Mostados wollte die Geliebte überraschen; sie saß auf einer Marmorbank des Altans, die von einigen Orangenbäumen in Töpfen beschattet war. Die Rechte hatte sie auf die Brüstung gestützt und lehnte das Haupt sinnend in die Hand. In milden Funken schimmerte das Gold des Abends durch ihre Locken und hauchte ihre Stirn und Wange rosig an. Die Linke war ihr in den Schoos herabgesunken. Ein leichtes weißes Gewand umhüllte sie mit luftigem Faltenwurf. Das Auge war halb gegen den Himmel gewandt; der Blick verlor sich träumerisch in den blauen Aether. So gewahrte sie den eintretenden Mostados nicht; er blieb wie gefesselt von dem Anblick stehen. So überirdisch schön war sie ihm noch nie erschienen; es war ihm, als müsse er zu ihren Füßen niedersinken, wie vor einer Heiligen. Mit leisen Schritten nahte er ihr, bis er dicht an ihr stand; dann berührte er ihre Hand leise: „Bianca!" Sie fuhr auf, blickte ihn hastig, unruhig an und war so verwirrt, daß sie nicht zu sprechen vermochte. „Bianca", wiederholte er theilnehmend, „habe ich dich erschreckt? Holdes Herz, was besorgst du?" — Sie hatte an Ludovico gedacht; Mostados' plötzliches Erscheinen glich dem seinigen an diesem Morgen, unwillkürlich

entfloh sein Name halb ihrer Lippe; sie war ungewiß, ob sie sich verrathen habe, und bebte in diesem Gedanken; doch Mostados hatte den Laut nicht verstanden. Er tadelte nur sich, daß er sie erschreckt habe, und suchte sie durch milde Worte zu beruhigen. Es gelang ihm endlich, da sie sich allmälig überzeugte, daß sie sich nicht verrathen habe. Desto tiefer quälte sie nun der Gedanke, daß sie ihn verrathe, der arglos, vertrauensvoll, ohne irgend eine Schuld gegen sie, ihr gegenüberstand. Er schlug ihr einen Spaziergang durch den Garten vor, sie nahm ihn an. In peinlichem Schweigen wandelten sie nebeneinander hin; sie hatte, die einzige Ausflucht, die ihr in dieser gefolterten Lage blieb, Unwohlsein vorgeschützt, um durch den Körperzustand ihr Seelenleiden zu erklären und zu verbergen. Unaufhörlich erinnerte sie sich an das Gute, Edle, Würdige, das Mostados besaß, an den ganzen Werth seiner Liebe, um sich dadurch selbst zu zwingen, ihm ihr Herz wahrhaft und innig zuzuwenden. Dennoch vermochte sie es nicht. Denn die Liebe ist kein Erzeugniß der urtheilenden, besonnenen Kräfte des Menschen, sie kennt keine Ursache, sie kennt nur einen Gegenstand und ihr Ursprung bleibt wie ihr Wesen ein ewiges Geheimniß.

Sie gingen an den See hinunter; es fing an zu dunkeln; die Wellen blinkten matt im Widerschein des erbleichenden Abendhimmels; die Sterne leuchteten ruhig mild aus dem Blau des Aethers und zitterten in der Flut. Eine tiefe Stille lag auf der Abendlandschaft. Von dem jenseitigen Ufer herüber blickten einige Lichter aus den Dörfern, die an dem Gebirgsabhange lagen; das traurig einförmige Geläut eines Glöckchens schwebte auf dem Abendhauch herüber.

„Das klingt wie eine Sterbeglocke", sprach Bianca und stand einen Augenblick still.

„Es ist die Abendhora des frommen Klosterbruders, der drüben in der Kapelle wohnt", erwiderte Mostados.

„Der Ton der Glocke hat etwas eigen Wehmüthiges", wiederholte Bianca. Sie warf einen zufälligen Blick zur Seite und sah sich neben der alten Cypresse. Da zog es mit schauerlicher Ahnung durch ihre Seele und sie lauschte, im Geiste still ergeben, auf die traurig einförmigen Glockentöne.

Es rauschte neben ihr in den Gebüschen, als ob sich Jemand darin bewege. Plötzlich überfiel sie der Gedanke, Ludovico könne schon jetzt ihrer harren und Mostados mit ihm zusammentreffen. Sie stand wie eingewurzelt mit angehaltenem Athem.

„Was ist dir, Liebe?" fragte Mostados unbefangen. „Ich bitte dich, entdecke mir, was dich beängstigt!"

„O, es war nichts", antwortete sie, da sie nichts ferner hörte; „es rauschte hier unvermuthet neben mir in dem Myrtengesträuch, — ich erschrecke jetzt so leicht."

Sie gab ihm wieder den Arm und schweigend gingen sie weiter. Aengstlich sah sie noch mehrmals zurück, da schwebte eine dunkle Gestalt leise über den Weg nach dem Pavillon zu. Jetzt verfolgte sie der Gedanke: Es ist Ludovico! gleich einem Gespenst. Wenn seine Heftigkeit und Mostados' Argwohn sich hier begegneten! Sie sah im Geiste gezückte Schwerter, blutende Wunden. Es jagte sie mit betäubender Angst. Ein fieberhafter Frost durchzitterte ihre Glieder; sie vermochte sich kaum neben Mostados aufrecht zu erhalten.

Mostados fühlte ihr Zittern und fragte sie abermals besorgt um ihr Befinden.

„Krank bin ich", sprach sie matt, „du mußt schon Geduld mit mir haben; ich hoffe gewiß, ich werde genesen

gewölk eingehüllt, umschloß die Gebüsche mit dämmerndem Halblicht. Noch kämpfte Bianca mit sich selbst, doch endlich siegte das Herz über alle Gegengründe und sie schwebte, in einen dunkeln Shawl gehüllt, unhörbar wie eine Geistergestalt, die Marmorstufen hinab, durch den Saal auf die Terrasse. Von ängstlicher Sorge getrieben, überschritt sie den Vorplatz nicht, sondern wandelte am Hause dahin, um so die nächsten Umbüschungen zu erreichen. Dann flog sie, leisen Schrittes, doch mit pochender Brust durch die verschlungenen Laubpfade bis zum Ufer des Sees hinab.

An der alten Cypresse sah sie, es war keine Täuschung, eine tief eingehüllte männliche Gestalt; es mußte Ludovico sein. Doch zögerte sie näher zu treten, die Möglichkeit, daß es ein Fremder sei, erfüllte sie mit bangen Schauern. Doch die Liebe hat ein leises Ohr; Ludovico hatte Bianca's schwebenden Schritt nicht überhört; er erkannte ihre dunkle Schattengestalt in der Tiefe der Umbüschung. Entschiedenen Schrittes eilte er ihr entgegen, sie hatte gezittert, daß er es nicht sein möchte, — sie bebte, daß er es war.

„Du bist gekommen", sprach er bewegt, „du wolltest mich nicht hoffnungslos lassen."

„Ich bin nur gekommen", erwiderte sie mit ermatteter Stimme, „um dir jede Hoffnung zu versagen!"

Er hörte sein Urtheil stumm, tief gebeugt von Gram. „Du siehst mich zur Entsagung gefaßt", sprach er männlich ernst; „vielleicht hast du einen wild Stürmenden, von der Leidenschaft Fortgerissenen zu finden erwartet. Ich war es — ich bin es nicht mehr! Und dennoch, Bianca, habe ich meine Hoffnung nicht aufgegeben, wenn du sie mir nicht raubst!"

„Unglückseliger Freund", sprach sie, von dem sanften

Schmerz seiner Seele im Tiefsten ergriffen, „darf ich dir denn eine Hoffnung geben?"

„Ja, Bianca, du darfst es", erwiderte er innig. „Wenn nicht dein Herz den Eid der Treue geschworen hat. Noch darfst du es, — ehe die Sonne zwei mal sinkt, wird es ein Verbrechen! — Bianca, nur Eins beantworte mir aus der tiefsten Wahrheit deiner Seele. Liebst du Mostados?"

„O meine Heilige", rief Bianca weinend, „erbarme dich! Ich fühle es, ich stehe schwindelnd am Abgrund der Schuld!" — Doch auf Ludovico's Frage verstummte sie.

„Dein Schweigen spricht, Bianca", fuhr Ludovico fort; „ach es scheint mir süß zu klingen! Doch dieses stumme Nein gibt mir nur die halbe Antwort — sage nun auch noch ein holdseliges unglückseliges Ja! — Rührt meine Liebe dich zur Gegenliebe — gibst du mir das freie göttliche Geschenk des Herzens? Gabst du es mir unbewußt, im schwesterlichen Vertrauen, bevor ich es foderte, sowie ich es dir gegeben, mir selbst unbekannt, träumend, im seligen Genügen, nur jetzt, da es zu spät war, fürchterlich geweckt? Bianca — sprich nur noch dieses eine Ja oder Nein aus heiliger Wahrheit der Brust! Das darfst du doch?" —

Er wurde nicht heftig, doch immer inniger, glühender; seine Worte legten sich, gleich unwiderstehlichen, geheimen Zauberbanden, um ihr Herz und zogen es zu dem seinigen hinüber. Die dunkeln Träume ihrer Brust wurden zum hellen Bewußtsein, die Gewalt des Lichts drang unwiderstehlich auf sie ein. Sie wollte ihr das Auge schließen, doch sie hatte gesehen und keine Macht der Erde konnte jetzt wieder aus dem Kreise ihres Erkennens verbannen, was ihr einmal offenbart war. Bebend suchte sie sich, sanft, dem Zuge seiner Hand zu entwinden; doch der Gewalt

seines Worts, der Macht der Wahrheit vermochte sie nicht zu entfliehen.

Ludovico ließ auch ihre Hand nicht. — „Dein Verstummen redet lauter als tausend Schwüre“, sprach er mit eindringender Milde. „O, du hast mich wunderbar beseligt! Könntest du mir ein Nein auf meine Frage sagen, fändest du einen Schimmer des Rechts dazu in dir, du hättest es gesagt! Und nun! Was willst du thun? Die heiligste Offenbarung willst du verschmähen, verleugnen? Soll das ewige Recht der Liebe, die unsere Herzen zueinander führt, verstummen vor dem Recht des Zufalls, das dich an Mostados bindet? Gehörst du ihm denn, wenn dein Herz das Ja erlügt, das dich ihm unauflöslich vereinigt? — Bisher warest du selbst die Getäuschte — jetzt willst du täuschen. Nein, Bianca, das größere Unrecht, wenn hier ein Unrecht, nicht einzig ein Unheil waltet, liegt auf der Seite, nach der du wandeln willst.“

„O, betäube mich nicht mit süß täuschenden Worten“, bat sie in dem Gefühl, daß ihr Herz der Ueberredung unterliege.

„Nein, Bianca! Ich habe es durchgedacht mit brennender Kraft des Geistes — ich folge nicht mehr dem Sturm der Leidenschaft, wir sind im Recht!“

„Wir stürzen ins Verderben!“ rief sie und rang die Hände.

„Die süßen, heiligen Stimmen des Herzens, die dir und mir, von göttlicher Weihe geweckt, ertönten, können sie uns ins Verderben stürzen?“

„O Freund“, sprach sie bang und lehnte sich an ihn, „süß locken die Sirenen zum Untergang!“

„Ist dir der Arm der treuesten Liebe, der sich dir öffnet, ein Abgrund, der dir den Untergang droht? — O, Bianca!

ich sehe den Untergang da, wohin du dich wenden willst!"

„Er ist überall! Wohin ich mich wende, sinke ich dem Jammer, dem Elend in den Schoos!"

„Hier nicht, mein einzig süßes Leben, hier nicht", — so sprach er sanft und zog die kaum Widerstrebende an seine Brust und küßte die Thränen von ihrer Wange, den Hauch der Klage von ihren Lippen.

„O meine Mutter, meine Mutter!" seufzte sie angstvoll, „könnte ich an deinem Herzen liegen, dir meine Brust öffnen!"

„Nein, Bianca", bat Ludovico, „hier vertraue mir, mir allein. Bis hierher, bis heute hatte deine Mutter die alleinigen Rechte; mit dem Schritt, den du jetzt thust, übergibst du dich einem neuen Schutz, dem des Mannes, den dein Herz gewählt hat. Ihm mußt du ganz vertrauen, ganz gehorchen. — Geliebte! die Stunden sind flüchtig! Nur wenige sind noch unser! Höre mich an; Sei du mein, folge mir, laß das unauflösliche Band des Sacraments uns vereinen! Dann werden, dann müssen Alle sich mit uns versöhnen, die es jetzt nicht dürfen! Deine Mutter darf dem Willen deines Vaters nicht widerstreben, sie vermöchte es nicht. Vertraust du ihr unser Geheimniß, so machst du sie zur Schuldigen, oder verdirbst dich und mich! Antonia wird dich segnen, wenn du es ihr ersparst, dich zu opfern! — Alles, Alles fügt sich glücklich, wenn du mir folgst. Dein Vater hält sich durch sein Wort, durch die Ehre gebunden; es mag sein, daß er nicht anders darf! Folgst du mir, so ersparst du auch ihm die Schuld, — und die Qual, wenn er dich liebt. Und der Herzog? Was hat er über unsere Liebe zu gebieten?"

„Und Mostados!" fiel Bianca ihm ins Wort.

„Ihn kannst du beweinen, doch nicht retten! Ist er ein edler Mann, — wird er glücklich sein, wenn er dich verdirbt?"

„Ich gelobte ihm Treue, Liebe —"

„So gelobtest du, was du nicht besaßest, was du nicht geloben durftest, Liebe! Weil du ihn bewußtlos ein mal täuschtest, willst du ihn mit frevelndem Bewußtsein zum zweiten male und für das Leben täuschen? — Wende es, wie du magst, ihn trifft ein Unheil. Doch das größere wäre das, unauflöslich mit dir verbunden zu sein, die ihm nie gehören kann! — Nein, Bianca, schweige und folge mir; auf jedem andern Wege kannst du nur uns verderben und Niemand beglücken."

Bianca vermochte nichts mehr zu erwidern. Die Zunge der Liebe ist beredt, ihr Ohr gläubig! Betäubt, verwirrt von den Worten des Geliebten, von den Wünschen des eigenen Herzens, hing sie, ohne Willen, fast ohne Bewußtsein in seinen Armen und verhieß ihm mit hinsterbendem Ja die Seine zu sein, ihm zu folgen.

Ludovico entdeckte ihr, daß in der nächsten Nacht Alles in Bereitschaft sein solle. Der Pater Leonardo hatte eingewilligt, ihrem Bunde das Sacrament zu ertheilen. Es war nur noch ungewiß, ob Alfons einen Nachen erhalten werde, um über den See zu setzen. Er und Ludovico wollten selbst die Ruder führen, damit sie sich Niemandem anzuvertrauen hätten. War ein Nachen nicht in der Stille ohne allen Argwohn zu bekommen, so sollten Pferde in Bereitschaft stehen und man wollte den Weg um das südliche Ufer des Sees nehmen, was freilich ein Umweg von einigen Stunden war. Bianca war in ängstlicher Sorge über diese Ungewißheit, denn sie mußte, je nachdem die Entscheidung fiel, sich zuvor in der Stille des Ausgangs versichern.

Ludovico beruhigte sie aber mit den Worten: „Du sollst Nachricht haben. Ich sende dir Alfons. Bringt er dir dieses kleine Diamantenkreuz, das ich hier auf der Brust trage" — er zeigte dabei auf das Kreuz, das er an einer goldenen Kette trug —, „so flüchten wir zu Roß. Ach, Bianca — es führt die Inschrift: «Treue Liebe siegt.» Es ist ein Andenken von meiner Mutter! Möge ihr Segen auf uns ruhen, mögen die Worte uns eine Vorbedeutung des Heils sein."

In Bianca's Herz lebte nur die Sorge, keine Hoffnung. Sie hing stumm in Ludovico's Umarmung, endlich riß sie sich los und sprach hastig: „Nun flüchte, — mir ist, als drohe uns Gefahr — flüchte, — ich könnte wankend werden. — Leb wohl!" So trennte sie sich von ihm und flog eilends, unhörbaren Schrittes durch die Gebüsche. Ludovico stand lange in tiefem Nachsinnen. Auch ihm wollte, trotz der Erfüllung seiner heißesten Wünsche, die Freude nicht zurückkehren. Ein schauerndes Gefühl in seiner Brust sagte ihm, du begehst einen Frevel — und was auch die überredenden Wünsche entgegneten, sie vermochten nicht diese Stimme der Warnung und Strafe zu besiegen.

„Vorwärts", sprach er endlich, „die Brücke hinter dir ist abgebrochen! Hinein in den tiefen, dunkeln Strom! Laß deinen Muth nicht sinken und du wirst das schöne Ufer jenseit erreichen."

Er ging. In der Waldung neben dem Garten, tief im Gebüsch versteckt, stand sein Pferd; er schwang sich auf und jagte mit verhängtem Zügel davon.

XVI.

Als Mostados die Villa verlassen hatte, ritt er langsam, von düstern Gedanken und Sorgen beunruhigt, dahin. Bianca's Wesen war ihm räthselhaft. Vom ersten Augenblick seiner Verlobung zwar hatte ihn etwas Fremdes in ihr berührt, das ihm nicht der Ausdruck der Liebe zu sein schien, die er selber empfand; doch sie war seine erste Liebe, er kannte das weibliche Herz zu wenig, um sich nicht mit dem Gedanken zu beruhigen, daß die jungfräuliche Weise eine andere sei als die des Jünglings. Freundlich, hingebend, ja demüthig seinen Wünschen unterworfen, hatte er Bianca stets gefunden; doch sie schien ihm nicht von der heiligen Freude der Liebe, von dem Uebermaß des Glücks beseligt, das ihn selbst erfüllte. Nur für ihn war die Liebe der reine Frühlingshimmel des Lebens, für Bianca durchzogen ihn oft ängstlich drückende Gewölke. Späterhin verlor sich dieses Gefühl, theils weil er nun einmal Bianca nur in dieser Weise kannte, theils weil auch durch den innig nahen Umgang mit ihr sich manche Fäden holder Vertraulichkeit angeknüpft hatten, die ihm nach und nach das Glück der Liebe so zu versprechen schienen, wie er es in seinen Träumen geahnt hatte. Doch mit der Annäherung der Verbindung waren jene trüben Gewölke zurückgekehrt und schienen sich dichter und dichter zu sammeln. Umsonst suchte sich Mostados durch Alles zu beruhigen, was bei diesem Lebensschritt das Herz der Jungfrau, der Tochter bedrängen und beklemmen konnte. Dunkle Besorgniß senkte sich in seine Brust und lichtscheue Keime des Argwohns nährten sich an der düstern Stelle. Heute aber mußte irgend ein entscheidendes Ereigniß eingetreten sein, das Bianca's Seele mehr erfüllte als

die Liebe und ihre goldene Zukunft. — War sie erkrankt? Er glaubte es nicht. Ihre Seele, ihr Herz mochte erkrankt sein. Allein wodurch? — Plötzlich blitzte ein Funke der Eifersucht in seiner Brust auf! — Ihr Erzittern im Garten, ihr Umschauen, ihr scheues Flüchten, wo sie sonst nie an Gefahr gedacht, — jede Erinnerung wurde ein Giftpfeil! Es hatte geblitzt in der tiefsten Höhle seiner Brust, er hatte einen deutenden Schimmer gewonnen, — jetzt setzte die arbeitende Phantasie des Argwohns jeden Umstand, jedes Wort, jeden Blick, jeden Athemzug in Verbindung, um daran den Faden zu knüpfen, der ihn aus diesem Labyrinth leiten sollte. Die Liebe sieht scharf, die argwöhnende schärfer; in wenig Augenblicken wurde ihm der Verdacht fast zur Gewißheit. Er war schon auf halbem Wege nach Haus; jetzt stachelte es ihn zurück. Was er erspähen, was er beobachten wollte, er wußte es nicht; doch ein dunkler Trieb riß ihn mit unwiderstehlicher Gewalt fort. Er spornte sein Roß, daß es pfeilschnell durch die Nacht schoß; wie ein finsterer Dämon brauste er durch Feld und Flur. Jetzt leuchteten ihm im gedämpften Mondlicht die weißen Marmorsäulen der Villa zwischen dunkeln Gebüschen. Er hielt sein Roß an, um sich leiser zu nähern. Alles lag in tiefem Schweigen; nur ein wehmüthiger Hauch des Nachtwindes zog flüsternd durch die Wipfel. Mostados erreichte die Mauer des Parks, er ritt an derselben entlang, bis er an die Stelle kam, wo er Bianca's Fenster sehen konnte; es war noch Licht in ihrem Zimmer. Sollte er ihr ein Zeichen geben, ihren Namen rufen? — Ach, in glücklicher Stimmung, welches Bedenken hätte er gehabt, ihr noch einen Liebesgruß darzubringen? Jetzt hielt ihn ein unheimliches Grauen zurück! — Sein Blick schweifte über die Mauer; in den Park konnte er nicht hinabsehen, sie

war zu hoch. Doch weiter zurück erhob sich der Boden in einer leichten Welle; er ritt hinauf. Von hier aus konnte er einen Theil des Vorplatzes überblicken. Eine weibliche Gestalt trat aus den Büschen! Er täuschte sich nicht. Sie schwebte flüchtig über den Rasen, die Marmortreppe hinan; er erstarrte zu Stein! Wer konnte es sein als Bianca? — Doch vielleicht eine der Dienerinnen im Hause — welch ein qualvolles Vielleicht! Sein Auge heftete sich auf ihre Fenster; das Licht blieb ruhig, es regte sich nichts im Zimmer. Ha! Jetzt wurde der Schein unstät, dunkel, er verschwand und kehrte wieder, wie von bewegter Flamme. Durch die tiefe Nachtstille hörte er das Oeffnen einer Thür, ein Schatten schwebte an der Decke hin, glitt über die Fenster — es war Jemand eingetreten. Konnte er noch zweifeln? Eine namenlose Angst ergriff ihn, er drückte sich die Hände vor die Stirn; — als er wieder aufblickte, war das Licht erloschen! „Weh mir", seufzte er leise, „das war der Stern meines Glücks!" — Sein Roß scharrte mit dem Hufe. Er wollte sich nicht verrathen, vom Fenster herab mußte man ihn sehen können; leise lenkte er das Thier zurück in den Schatten der Bäume und jenseit den Hügel hinab, um so die Straße zu gewinnen.

Auf dem weichen Rasen sind die Tritte des Hufes nicht zu hören; Alles ist tief still und einsam. Was ist das? Geräusch im Gebüsch! Er horcht auf — das Schnauben eines Pferdes; — Himmel und Hölle! Er hält an, er lauscht; es ist keine Täuschung, ein Reiter nähert sich von der Seite des Parks und Sees her. Unwillkürlich greift er nach dem Degen. „Rede stehen soll mir der Verwegene!" Er wendet das Pferd dem Kommenden zu und hält im Schatten; jetzt ist der Fremde dicht an ihm. „Wer seid

Ihr?" ruft er ihn an. „Zurück!" tönt ihm eine männliche Stimme entgegen. Sein Pferd scheut und bäumt; der Fremde spornt das seinige und sprengt mit verhängtem Zügel davon. Er verläßt die Straße und jagt querfeldein; Mostados folgt wie von allen Furien gepeitscht. Hart nacheinander brausen die sturmschnellen Rosse schnaubend dahin; keines weicht dem andern an edler Ausdauer. Ein tiefer Erdspalt läuft durch das steinige Feld; der Fliehende sprengt hinüber. Mostados, der die Klüftung in der Leidenschaft nicht zur rechten Zeit beachtet, ist überrascht; er gibt dem Roß unsichere Hülfen, es springt, fehlt, stürzt. Zwar rafft es sich auf und der Reiter schwingt sich im Augenblicke wieder in den Sattel, doch der Vorsprung des Flüchtigen ist zu groß, es ist unmöglich, ihn zu erreichen. Schon ist er im Halbdunkel der halbverschleierten Mondnacht verschwunden; bald verhallt auch der Hufschlag seines Rosses und Mostados sieht sich allein auf ödem Gefilde, überflutet von einem Meer namenloser Qualen!

XVII.

Mit dem frühsten Morgen war Mostados bei Enrico. Dieser rief ihm erschreckt entgegen: „Freund, um des Himmels willen, was ist geschehen? Du siehst aus, als habest du die Nacht unter Gespenstern zugebracht!"

„Und doch wollte ich", erwiderte Mostados, „daß es Gespenster wären, die ich gesehen! Laß mich erzählen!" — Er setzte sich und erzählte dem staunenden Freunde seine Vermuthungen, seinen Argwohn, seine Begegnisse. Anfangs suchte Enrico Einwendungen zu machen, ihn zu überreden,

daß er sich durch eitle Wahngebilde quäle; doch als er Alles gehört hatte, war seine Ueberzeugung tief erschüttert.

„Nun rathe mir“, sprach Mostados in mühsam beherrschter Wallung, „was soll ich thun! Ich kann nicht anklagen, denn nichts beweist meinen Argwohn! ich kann nicht schweigen, denn ich würde mit offenen Augen in einen Abgrund unseliger Qualen stürzen! Zeige mir meinen Feind und ich will ihn vernichten oder fallen! Doch mein Schwert führt Streiche gegen leere Luftgebilde!“

„Und doch“, erwiderte Enrico, „wie leicht verschwört sich der Zufall mit dem Argwohn. Alles, was du erlebt, kann das Werk des Zufalls sein! Ein Spaziergang in dem verschlossenen Park in milder Mondnacht — ist das etwas Sträfliches? Und wie leicht kann ein verdächtiger Raubvogel der Heerstraße den Park umschwärmt haben!“

„Nein“, rief Mostados, „das war es nimmermehr! Ein so edles Roß, das von dem meinigen nicht erreicht wird, gehört nur einem Ritter zu!“

„Doch ein Ritter steht seinen Mann! Er flüchtet nicht feig über Feld“, bemerkte Enrico.

„Wenn er nicht erkannt sein will? Wenn er die Ehre einer Geliebten zu wahren hat!“

„Teufel! Freilich!“ rief Enrico und stampfte mit dem Fuß! „Für einen solchen war die Flucht ein Gebot der Ehre! — Und hast du keine Muthmaßung auf irgend wen?“

Mostados schüttelte den Kopf.

„Laß uns das Hirn anstrengen! Wer späht, entdeckt! Richter, die ein Verbrechen zu enthüllen haben, betrachten eine Stecknadel mit schärfster Aufmerksamkeit, denn sie kann Geheimnisse verrathen. Erinnerst du dich keines Worts, keines Blicks, keines Lächelns, keines Seufzers, woraus du

Verdacht schöpfen könntest? Gib mir ein Atom und ich schaffe eine Weltkugel daraus!"

„Vergebens — Von allen Rittern, die seit zwei Monden im Hause verkehrten, weiß ich keinen, auf den ich auch nur einen Schatten der Muthmaßung werfen könnte; es sind fast nur ältere Männer, die zum Umgang des Hauses gehören, jüngere zeigten sich nur in flüchtigen Besuchen."

„Doch du sagtest", fuhr Enrico, der seinen Scharfsinn mit aller Macht anstrengte, fort, „daß dir von Anbeginn Bianca's Wesen nicht wie das einer Liebenden erschienen sei!"

„Ach! das kann auch Täuschung gewesen sein!" sprach Mostados.

„Dein Nebenbuhler kann aber nach diesen Zeichen auch aus älterer Zeit stammen. — Ich bekenne dir, daß ich auf Ludovico Verdacht haben würde, wenn" —

„Ludovico!" rief Mostados und sein Auge flammte. „Ist er zurückgekehrt?"

„Ich kann's nicht glauben; Gestern noch äußerte sich der Herzog tief bekümmert über seinen Verlust gegen seinen Oheim Salvi, der eben aus Rom zurückgekehrt war. — Doch — halt — ein Blitz leuchtet in das Chaos meiner Vermuthungen. — Gestern Morgen sah ich Alfonso mit einem Unbekannten Arm in Arm hastig, auf Nebenwegen durch den Park gehen — sie erblickten mich aus der Ferne, es schien mir, daß sie mich vermeiden wollten, — ich achtete nicht darauf — ich stehe kühl mit Alfonso — doch jetzt wird mir Manches verdächtig bei dieser Begegnung. Ist Ludovico zurückgekehrt, hält er sich heimlich hier auf — dann wehe dir, armer Freund, dann hast du Recht!"

Mostados bebte vor Zorn; sein feuriges Auge rollte.

„Dann trete er mir noch ein mal gegenüber“, rief er aus, „und wir wollen versuchen, ob auch er einen Talisman trägt, der sein Herz vor der Spitze dieses Degens schützt.“ Er faßte bei diesen Worten heftig an sein diamantenes Kreuz und drückte es gegen die Brust. — „O“, fuhr er fort, „wenn meine schönsten Lebenshoffnungen so scheitern sollen, hättest du dann lieber dem feindlichen Stahl den Lauf gelassen, so wäre mir wohl! Was spartest du mich zu solchen Qualen auf!“

Von Schmerz überwältigt, setzte er sich; er drückte das Haupt gegen Enrico's Brust und heiße Thränen entströmten seinem männlichen Auge. Der Freund war theilnehmend über ihn gebeugt; er empfand, was in der Seele des Unglücklichen, der aus dem Rosenlicht der schönsten Träume und Hoffnungen in die finstern Tiefen verzweiflungsvoller Qualen hinabstürzte, vorgehen mußte.

Gedankenvoll blickte er über Mostados' angelehntes Haupt hinaus durch das Fenster auf die Straße von Villen, die sich an dem Park von Montebello hinabzog, sie war von Vielen, die zur Umgebung des Fürsten gehörten, und von den reichen und edeln Familien überhaupt, die hier ihren Sommeraufenthalt hatten, bewohnt. Noch lag sie in früher Morgenstille, nur von wenigen Landleuten, die Früchte zum Verkauf brachten, belebt. Zwei Ritter kamen aus dem Park, bogen in die Straße ein und gingen sie abwärts. „Ha!“ rief Enrico, „täuscht mich nicht Alles, so ist das Alfonso mit seinem gestrigen Begleiter!“

Mostados fuhr empor. — „Alfonso ist es“, rief er aus, „ich setze mein Leben ein — ich will hinab.“

„Ich begleite dich“, rief Enrico, indem er den Degen nahm und den Mantel umwarf; im Augenblick waren sie

vor dem Hause. Doch schon waren die beiden Ritter verschwunden.

„Sie können nur dort in die Seitenstraße zwischen den Gärten nach dem Meeresufer hinabgegangen sein", rief Enrico aus, „laß uns dahin eilen." Sie gingen hastigen Schrittes.

Es waren wirklich Alfonso und Ludovico gewesen, die den frühen Morgen gewählt hatten, um einige nothwendige Vorbereitungen zu der Flucht Ludovico's zu treffen. Ludovico hatte Alfonso schon das Ereigniß des gestrigen Abends mitgetheilt; dieser sah darin die äußerste Gefahr für das Gelingen des Planes. Ludovico glaubte Mostados erkannt zu haben; auch Alfonso zweifelte nicht, denn kein Anderer hätte ihn so erbittert verfolgt. Als sie in die Straße einbogen, warf er einen ahnenden Blick zu Enrico's Fenster hinauf und sah diesen dort stehen. Ein Gefühl, das sich nur aus den Umständen so scharf ausbilden konnte, sagte ihm, daß auch Enrico sie Beide gesehen habe und Argwohn schöpfen müsse. Deshalb schlug er sogleich mit Ludovico den Seitenpfad ein, um zwischen den Gärten hindurch einer möglichen Nachspürung zu entgehen. Sie sahen sich öfters um; plötzlich gewahrten sie die Verfolger! Jetzt war es schwer, ihnen zu entgehen, ohne den Verdacht gefährlich zu steigern. Etwas weiter unten theilte sich der Weg, doch beide Arme führten nur zum Strande nach verschiedenen Stellen desselben hinab. „Geh du links", ordnete Alfonso an, „und kehre durch den Seitenweg oberhalb der Bucht in den Park zurück; ich werde zurückgehen, als hätte ich dir nur das Geleit gegeben." Dabei reichte er ihm die Hand und nahm Abschied. Enrico und Mostados, die dies aus der Ferne sahen, beeilten ihre Schritte. Alfonso aber kehrte um, ging ihnen offen ent-

gegen und begrüßte sie anredend: „Guten Morgen! Schon so früh im Freien? Sind es Geschäfte oder Vergnügungen, die Euch so zeitig weckten?“

„Die Frage möchten wir Euch selbst thun, Don Alfonso“, entgegnete Enrico ungeduldig, denn er ahnte den absichtlichen Aufenthalt; „Ihr scheint noch früher aufgestanden als wir und ginget einen raschen Schritt mit Euerm Begleiter. Darf man fragen, wer es war? Mich dünkt, ich sah Euch gestern schon mit ihm!“

Alfonso hatte sich auf diese Frage vorbereitet. „Ganz recht“, sprach er, „es ist mein Freund aus Genua, Don Felipe Verrina, den ich bei meiner letzten Reise kennen lernte und der mich hier aufsuchte. Ich geleitete ihn auf den Weg zum Strande; er hat eine Barke unten liegen, die ihn nach seinem Schiff führen soll.“

„Guten Morgen“, brach Enrico das Gespräch kurz ab, weil er bemerkte, daß er absichtlich dadurch aufgehalten werde, und wollte vorüber. Doch Alfonso hielt ihn an und fragte: „O sagt mir, Ihr waret gestern beim Herzog. Ist es wahr, daß Graf Pietro Salvi zurückgekehrt ist?“

„Dem ist so“, entgegnete Enrico hastig.

„Sprachet Ihr ihn? Hat man nichts von Ludovico Salvi erfahren?“ Diese Frage that Alfonso so unbefangen und zugleich so eindringlich, daß Enrico doch irre an ihm wurde.

„Nichts, daß ich wüßte“, erwiderte er.

„Armer Freund!“ seufzte Alfonso — „Euch gaben wir damals verloren“, wandte er sich zu Mostados, „und er ist der Verlorene!“

„Wer weiß“, erwiderte dieser mit Beziehung, „das Leben ist ein Scheinbild! Die Sichern schweben in Gefahr, die Glücklichen sind bedroht, die Verlorenen finden sich wieder!“

„Der Himmel gebe es", sprach Alfonso, grüßte und ging nun selbst. Er glaubte Ludovico jetzt so weit, daß man ihn nicht mehr erreichen könne, und setzte daher seinen Weg nach Haus fort, wo er ihn wieder treffen wollte. Doch kaum war er hundert Schritte in der großen Allee an den Villen vorübergegangen, als er den Freund aus einem der Gärten treten und ihm entgegenkommen sah. Dieser war, um den Nachspähenden ganz gewiß zu entgehen, vom Wege ab über eine niedrige Gartenmauer gesprungen und hatte, da er die Villen sämmtlich ganz genau kannte, den Rückweg durch den Garten einer derselben genommen. So hatten Mostados und Enrico ihn auch nicht einmal mehr gesehen, sondern er war ihrer Nachforschung völlig entgangen. Die Gefahr der Entdeckung blieb indeß jetzt so groß, daß Ludovico sich auf keine Weise mehr öffentlich zeigen konnte. Alfonso übernahm es daher, alle noch nothwendigen Vorkehrungen allein zu treffen und eilte mit dem Freunde nach Hause, um diesen in seiner Wohnung so lange zu verbergen, bis die Nacht angebrochen sein würde.

XVIII.

Mostados harrte in Enrico's Wohnung auf diesen. Finster ging er auf und nieder und sein dunkles flammendes Auge warf unruhige, spähende Blicke durch die Fenster, ob der Freund nicht komme. Da Beide am Morgen Den, welchen sie suchten, nicht auffinden konnten, hatten sie sich getrennt, ein Jeder auf verschiedenen Wegen, um Nachforschungen anzustellen. — Mostados hörte Hufschlag, es

war Enrico, er sprang vom Pferde und stand nach zwei Minuten im Zimmer.

„Nun“, fragte Mostados voller Erwartung, „was hast du ausgekundschaftet?“

„Gib mir erst deine Nachrichten“, erwiderte Enrico, „sie dienen vielleicht dazu, mir die meinigen selbst deutlicher zu machen.“

„Ich lag im Hafen; es liegen zwar drei Schiffe aus Genua dort, doch das eine ist schon seit vierzehn Tagen hier, das zweite gestern Abend spät, das dritte erst diesen Morgen eingetroffen. Kein einziges hat einen Reisenden des Namens Verrina am Bord gehabt.“

„Wie ich mir's dachte“, rief Enrico, „also Alles erfunden! Es ist Ludovico, er muß es sein! — Und hörtest du sonst nichts?“

„Nichts von irgend einigem Gewicht für unsere Absicht.“

„Ich desto mehr! — Etliche Zechinen haben mir die verschwiegenen Lippen eines Dieners in Alfonso's Hause geöffnet. Seit gestern Morgen geht es geheimnißvoll daselbst zu. Alfonso ist stundenlang mit einem Fremden eingeschlossen gewesen, der sich, ohne von Jemand bemerkt zu werden, ins Haus geschlichen hatte. Nur der älteste, vertraute Diener Alfonso's, Gianettino, ist in seinem Zimmer zugelassen worden; die andern wurden sogar öfters vom Hause entfernt. Gianettino hat überdies gestern den ganzen Tag allerlei geheime Aufträge gehabt; heute ist Alfonso vor Tagesanbruch ausgegangen und ist doch fast die ganze Nacht wach gewesen und hat Licht in seinem Zimmer gehabt. Auch hat er sich gestern Nachmittag noch eine bedeutende Summe Goldes einwechseln lassen.“

„O“, rief Mostados, „es ist nur zu klar, irgend ein Unternehmen ist im Werke. Doch was, wie, wo? Wer sagt

uns das? Und wer sagt uns, ob Bianca davon weiß, ob sie einverstanden ist, ob sie uns Alle täuscht! — Und ist es möglich, sie auf diese unbestimmten Zeichen hin anzuklagen? — Die Qualen dieser Ungewißheit sind furchtbarer als die entsetzlichste Gewißheit selbst!"

„Höre mich an, Freund", sprach Enrico, „ich habe einen Plan entworfen. Wir wissen freilich nicht, was man unternehmen will, doch wohl, was man unternehmen kann! Eine Flucht Bianca's mit Ludovico wäre das einzige Mögliche und dazu bleibt ihnen nur noch diese Nacht. Laß uns Maßregeln treffen, die Ausführung eines solchen Unternehmens in der Stille zu vereiteln, die Thäter dabei zu überraschen; so gelingt es uns vielleicht, das ganze Gewebe des Trugs zu zerreißen und Denen, die es spinnen, die Larve abzureißen."

„Und wie willst du", fragte Mostados, „das ausführen, ohne Bianca's Ehre aufs Spiel zu setzen, ohne vielleicht das Unglück erst zu erschaffen, das ich jetzt nur fürchte, — und das doch vielleicht nur eine leere Befürchtung ist?"

„Laß mich gewähren", begann Enrico nach einigen Augenblicken. „Ich habe einen guten Plan; zuvor will ich mich der Mittel der Ausführung völlig versichern, dann gelobe mir, durchaus meinem Rathe zu folgen, und ich stehe dir dafür, daß wir wenigstens jedes Vorhaben unserer Gegner vereiteln und hoffentlich auch sie entlarven, ohne daß auch nur der Schein einer Anklage auf Bianca fällt, wenn sie schuldlos ist."

Mostados, der wohl sah, daß Enrico in seiner kältern Besonnenheit viel fähiger zum fördernden Handeln sei als er, versprach, sich ganz dessen Leitung hinzugeben.

Alfonso und Ludovico hatten indessen auch ihrerseits reiflichen Rath gehalten, was sie unter den immer drohen-

der und bedenklicher werdenden Umständen thun sollten. Hatte Mostados Verdacht gefaßt, so war die Flucht jetzt mit Gefahren verknüpft. Diese wurden größer, wenn die Entführung in einem Nachen über den See stattfinden sollte, denn dieser bot nur eine, leicht zu beobachtende Landungsstelle dar und außerdem war das Wetter so schwül geworden, daß man für den Abend ein schweres Gewitter fast mit Gewißheit erwarten durfte. Dann war bei den wilden Gebirgsströmen, die aus den Schluchten hervorbrachen, die Fahrt über den See von äußerster Gefahr, ja ohne zahlreiche Ruderer eine Unmöglichkeit. Man mußte daher zu Roß flüchten. Hierbei konnte das Ungewitter eine Verzögerung, eine Beschwerde veranlassen, doch es brachte nicht unbedingte Gefahren mit sich. Auch war es leichter für Bianca, einen sichern Augenblick zu erwarten, da man vom Einbrechen der Nacht an in Bereitschaft sein konnte, sie zu empfangen. Im äußersten Fall, wenn Bianca den Park nicht verlassen konnte, war es nicht schwer, die Mauer durch eine Strickleiter zu übersteigen und diese auch an Bianca's Altan zu legen.

Der Verabredung gemäß sollte also Alfonso am Nachmittage hinausreiten, um Bianca das diamantene Kreuz von Ludovico zu bringen, welches ihr zum Zeichen diente. Ergab sich die Gelegenheit günstig, so konnte er sie auch mündlich, oder durch ein zugestecktes Blättchen auf das genaueste benachrichtigen.

Zur bestimmten Stunde ritt Alfonso nach der Villa Montaldi hinaus. Er war seit seiner Reise zur Aufsuchung Ludovico's noch nicht dort gewesen und wurde daher von dem gastfreien Montaldi mit großer Freude begrüßt. Durch einen Zufall traf er gleichzeitig mit Antonia ein, die so lange in der Stadt verweilt hatte, um Alles zu

vervollständigen, was zur glänzenden Einrichtung des Hauses ihrer Tochter nur irgend noch zu wünschen übrig blieb.

Bianca war nicht zugegen. Doch Montaldi sandte sogleich nach ihrem Zimmer hinauf, um sie zu benachrichtigen, daß die Mutter eingetroffen sei. Wenige Minuten danach trat sie in den Gartensaal. Als sie Alfonso erblickte, durchzuckte sie ein Schreck, dessen sie jedoch schnell Meister wurde. Sie eilte ihrer Mutter in die Arme und empfing sie mit einer Wärme, die an Heftigkeit grenzte.

Einige Augenblicke später wandte sie sich an Alfonso und hieß ihn freundlich willkommen.

Alfonso begann eine leichte Unterhaltung. „Ich war lange verreist“, sprach er, „fast sind es drei Monate her, daß ich die gastfreundliche Villa Montaldi nicht betreten. Auch in Venedig, der königlichen Handelsstadt, wo die Welt ihre Schätze zu Markt bringt, war ich längere Zeit. Dort hörte ich“, sprach er mit scherzender Schmeichelei zu Bianca, „daß uns der kostbarste Schatz entführt werden solle, ein Kleinod, welches durch alle Reichthümer von St.-Marco nicht aufgewogen wird.“

Bianca erröthete hold; Antonia lächelte und sprach: „Gut, Don Alfonso, daß Ihr uns nicht in Zweifel laßt, ob Ihr spottet. Der Scherz soll dem alten Freunde des Hauses gern vergeben sein!“

„Scherz!“ — rief Alfonso lebhaft, „meint Ihr, Signora Antonia, daß es einen Preis der Schönheit und Holdseligkeit gibt?“

„Wenn auch keinen Preis“, entgegnete Antonia, „doch eine Schätzung, die so Vielen den Vorrang läßt, daß wir gern in bescheidenes Dunkel zurücktreten!“

„Das Zurücktreten, edle Signora, laßt uns“, antwor-

tete Alfonso. „Mir aber gestattet, mich mit bescheidenem Tribut zu nähern, — ein Tropfen aus dem Meere des Glanzes und der Pracht, der uns in Venedig entgegenstrahlt!“ Bei diesen Worten nahm er das Diamantkreuz und reichte es Bianca mit einer Verbeugung dar. Ein kaltes Grauen durchzuckte sie, als sie es berührte; es war ein blitzendes Wort der Mahnung, dem Alfonso's Blick noch weitere Deutung gab.

Antonia und Montaldi traten hinzu. „Wahrlich“, rief der Marchese, „Ihr seid ein Verschwender, Don Alfonso — prächtig wie Sonnenglanz! Nicht wahr, Bianca? das blendet ein Mädchenauge mit herrlichen Strahlen!“

„Zu gütig, Don Alfonso“, sprach Bianca schüchtern; „es soll mir ein theures Angedenken sein.“

„Legt der geringen Gabe keinen andern Werth bei, als den der Gesinnung, die sie darbringt“, entgegnete er, indem er ihr die Hand küßte. „Ich sage Euch mehr“, flüsterte er im Verbeugen.

Alfonso suchte, vorzüglich um nicht von Mostados angetroffen zu werden, den Besuch abzukürzen und die Gelegenheit, Bianca noch auf einige Worte zu sprechen, herbeizuführen. Wie zufällig warf er einen Blick auf die Veranstaltungen im Garten. „Beim Himmel, Marchese“, rief er aus, „das Fest morgen wird an Pracht Alles überstrahlen, wovon wir seit einem Menschenalter zu erzählen wissen!“

„Ich hoffe, ja, es soll einigen Glanz haben“, antwortete Montaldi selbstgefällig.

„Ist erlaubt, diese Vorbereitungen in der Nähe zu beschauen?“ fragte Alfonso.

Nichts war dem Marchese willkommener; er öffnete die Flügelthüren des Saales und wollte Alfonso vortreten las-

sen; dieser bot, als setze er voraus, daß die Frauen nicht zurückbleiben würden, Donna Antonia den Arm und warf zugleich einen bedeutungsvollen Blick auf Bianca. Montaldi schritt voran, Bianca folgte der Mutter. Mit eifriger Geschäftigkeit erklärte Montaldi seine Anordnungen und foderte Alfonso auf, bald diesen, bald jenen Standpunkt anzunehmen, um eine Gruppe besser zu betrachten. Es war Alfonso leicht, bei dieser Gelegenheit auch ein mal auf die Seite hinzutreten, wo Bianca stand; indem er den Schein annahm, als spreche er mit ihr über den Eindruck dieser Veranstaltungen, flüsterte er ihr zu: „Mit Einbruch der Nacht sind die Rosse im Gebüsch neben dem Park, bei den drei großen Pinien, in Bereitschaft. Ludovico wird dicht an der Mauer zunächst Euerm Fenster auf Euch harren. Kommt Ihr nicht früher, so ersteigt er um Mitternacht mit einer Strickleiter Euern Altan!

Bianca lauschte athemlos, mit pochender Brust, — jedes Wort durchschauerte sie mit Todesbangen.

Alfonso sah ihr Erbleichen, ihr verzagendes Erzittern. Er besorgte, sie werde jetzt noch zurücktreten, nachdem sie so weit gegangen war, daß auch auf der andern Seite Alles verloren gewesen wäre; er fürchtete, sie werde sich dem Vater, der Mutter entdecken. Daher flüsterte er ihr zu: „Versagt Ihr Euch der Flucht, so habt Ihr Ludovico's Todesurtheil gesprochen! — Antwortet mir nur: Bring' ich ihm Tod und Verzweiflung — oder Leben und Seligkeit?“

„Leben — wenn ich's überlebe!“ — hauchte sie kaum hörbar. Das Gespräch war unbemerkt geblieben. Alfonso hatte seinen Auftrag beendigt; jetzt mußte er so schleunig, als es ohne aufzufallen möglich war, die Villa verlassen. Er sprach noch mit Antonia, mit Montaldi, pries den

Geschmack, den Reichthum der Veranstaltungen, erklärte, er werde auf dem Fest einer der fröhlichsten Gäste und Tänzer sein, obgleich er dem Tanz schon halb entsagt habe, und schied endlich, indem er Geschäfte vorschützte und deshalb die Einladung, zu Nacht zu bleiben, ablehnte, anscheinend heitersten Sinnes, doch im Innern tief zerrissen und bedrückt von dem Unheil, das er nahen sah und fördern half, weil er es doch nicht abwenden konnte und weil die Liebe zu dem Freunde jeden andern Gedanken in seiner Brust überwog.

XIX.

Es war indeß Abend geworden und Montaldi fing an sich zu verwundern, daß Mostados noch nicht komme. Bianca, obwol sie die Qualen, ihm gegenüber zu sein, schon in der Ahnung furchtbar empfand, beunruhigte sich gleichfalls darüber; denn ihr Bewußtsein flößte ihr Furcht ein. Der nächste unzertrennliche Begleiter der Schuld ist der Argwohn, verrathen zu sein.

Ein Bote sprengte in den Vorhof der Villa; Bianca sah ihm vom Fenster nach und erkannte einen Diener Enrico's. Da sie wußte, daß er und Mostados beständig beisammen waren, mußte es eine Botschaft von ihm sein. Sie erwartete einige Zeilen an sie, doch der Bote ging auf ihren Vater zu, der eben aus dem Garten trat, und übergab diesem einen Brief.

An den Zügen des Vaters erkannte Bianca, daß er etwas Wichtiges enthalten müsse; denn Montaldi stutzte,

schüttelte den Kopf, las zum zweiten mal und rief dann seinen Kammerdiener, mit dem er leise sprach.

Bianca war in größter Spannung; doch hielt sie ihr inneres Bewußtsein ab, den Vater wegen des Inhalts der Botschaft zu befragen.

Nicht lange darauf trat er in den Saal, wo Bianca und Antonia, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, saßen. Er meldete ihnen, daß Mostados diesen Abend nicht mehr kommen werde, weil er Befehl erhalten habe, beim Herzog zu erscheinen. Bianca athmete leicht auf bei dieser Nachricht, denn vor der innern Qual, mit ihrem Bewußtsein Dem, der sie liebte und ihr vertraute, gegenüber zu treten, hatte sie schon längst geschaudert. Ach, sie hatte oft den Entschluß gefaßt, ihm Alles bekennen, Alles von seiner Großmuth erflehen zu wollen! — O hätte sie es gethan! — Doch das Zagen, halb der Jungfräulichkeit, halb der Schuld und die Angst, Ludovico zu verderben, ließ sie stets vor der muthig würdigen Entschließung zurückbeben. — Eben zuvor war sie noch ein mal auf dem Punkt, die Lippen zu öffnen. Sie wollte der Mutter zu Füßen sinken, ihr das Geständniß in den Schoos legen, ihre Hülfe, ihren Schutz erflehen, — da trat ihr Vater ein und ihr Geheimniß flüchtete erschreckt wieder in die tiefsten Tiefen ihrer Brust hinab.

Montaldi wünschte, daß die Frauen zeitig zur Ruhe gehen möchten, damit sie nichts von den Veranstaltungen gewahr würden, die er auf Mostados' Brief traf. Er hatte daher befohlen, daß man früher zu Abend speiste. — Bianca ist mir nicht wohl, — morgen muß sie es sein", sprach er in seiner entscheidenden Weise. „Ich wollte lieber den Kopf einbüßen, als daß mir morgen irgend etwas den Glanz, die Sitte, die Heiterkeit des Festes störte; Söhne

hat mir der Himmel versagt, ich habe nur dich, meine einzige Tochter. Morgen ist dein Ehrentag und ein Ehrentag meines ganzen Hauses; er darf mir durch nichts gestört werden. Raffe deine ganze Kraft zusammen; — du sollst heute früh zur Ruhe; darum habe ich die Abendtafel sogleich befohlen. Eine lange Nacht des süßen Schlummers heilt in deinen Jahren, bei deiner Frische alle Uebel. Morgen wirst du blühen, wie die Rose nach einem milden Nachtregen, nicht wahr, mein Töchterchen?"

Die Worte drangen wie glühende Pfeile in Bianca's Herz; doch erzwang sie ihren absterbenden Lippen ein sanftes Lächeln und ein muthloses: „Ja, mein Vater, ich hoffe es!"

Man setzte sich zu Tisch; die Mahlzeit war schnell geendet; die Frauen standen auf.

„Du, Antonia, bleib noch ein wenig", sprach Montaldi, „ich habe noch Einiges mit dir zu sprechen. Du aber, Bianca, geh' hinauf; komm' her. Gib mir den letzten Kuß als Tochter des Hauses — morgen bist du Frau des Hauses, — indeß du bleibst meine Tochter, nicht wahr?"

„Mit dankbarster Liebe, ewig, ewig, mein Vater", erwiderte sie und hielt ihn in fester, heftiger Umarmung.

„Nun, nun", sprach Montaldi abwehrend, „der Abschied wird ja auch morgen so erschütternd nicht sein; gehst du doch nicht mit Mostados übers Meer, sondern bleibst bei uns, daß wir uns täglich sehen können! Deshalb macht mich ja diese Heirath so glücklich! — Drum sei auch du fröhlich und jetzt schlafe wohl!"

Sie ging.

Als sie hinaus war, begann Antonia zu Montaldi:

„Unser Kind beunruhigt mich ernstlich, — weißt du, was ich muthmaße?“

„Nun?“ fragte er aufhorchend.

„Sie findet keine Liebe in ihrem Herzen für Mostados und bebt vor ihrer Verbindung.“

„Was! die Thörin!“ rief Montaldi heftig auffahrend, daß Antonia erschreckte. „Ich glaube, du träumst, oder sie ist nicht bei Sinnen! Was will sie! Mostados ist der edelste, trefflichste junge Ritter, den ich je gekannt habe! Tapfer, unterrichtet, an Rang und Reichthum so würdig, als wir es wünschen können — und sie wollte! Es ist unmöglich, sage ich dir! Das sind kindische Launen, die man zurückweisen muß, — daß — sie sollte es wagen gegen mich — ich will sogleich zu ihr!“

Er wollte forteilen, um seine Heftigkeit sogleich gegen Bianca auszulassen; Antonia hielt ihn besorgt und entschlossen zurück.

„Nein, Montaldi“, rief sie, „um des Himmels willen veranlasse in deinem Eifer nicht ein Unglück! Ich habe ja nur eine Vermuthung, eine mütterliche Sorge ausgesprochen. Ich kann mich irren —“

„Du wirst dich irren, du mußt dich geirrt haben“, erwiderte er minder heftig, doch immer noch in starker Aufregung. — „Und wenn du es nicht hättest — sollte es mich nicht so viel kümmern! Die Verbindung wird morgen geschlossen; die Ehre gebietet es, ich wollte lieber den Kopf einbüßen als zurücktreten.“

In seiner Heftigkeit ereiferte sich Montaldi mit Gründen auf Gründe; weniger, weil er Grundsätze entschuldigen wollte, als weil er außer sich gerieth, bei dem Gedanken, daß sein Lieblingsplan durch irgend etwas gestört werden könnte. Antonia kannte ihn, deshalb ließ sie ihn

schweigend gewähren. Er ging einige mal unruhig auf und ab, dann wandte er sich nochmals zu ihr. „Eins sag' ich dir, Antonia! Sollen wir uns nicht aufs ernstlichste entzweien, so laß diese ganze Sache unangerührt. Ist Bianca krank, wie sie weinerlich behauptet, je nun, so wird sich's zeigen. Hat sie so kindische Gründe, wie du voraussetzest, so müssen sie gar nicht ein mal bekannt werden. Ich gebiete dir also, frage nicht danach, und will sie dir etwas vorklagen, so höre sie nicht an. — — Ich hätte über diese Thorheit fast die Hauptsache vergessen, über die ich mit dir sprechen wollte", fuhr er nach einigen Augenblicken fort. „Mostados hat mir gemeldet, daß sich verdächtiges Gesindel in der Nähe der Villa gezeigt hat, er warnt mich vor der Möglichkeit eines räuberischen Ueberfalles. Wir haben uns nicht zu fürchten, müssen aber doch darauf gefaßt sein. Wenn also was vorfällt, beunruhige dich nicht. Bianca mochte ich nichts sagen, da sie mir so krankhaft aufgeregt schien; sie schläft droben in ihrem Zimmer, wo sie hoffentlich durch nichts gestört wird. Doch du mußtest davon wissen, weil ich doch einige Anstalten treffen ließ, die dir nicht entgehen können. Verwundere dich also nicht, wenn du unsere Leute bewaffnet siehst. Es sind einige Posten aufgestellt, die uns Zeichen geben; wir möchten gern die Schelmenvögel ein wenig anlocken, um sie dann desto sicherer zu fangen."

Diese Nachrichten beunruhigten die Marquise doch einigermaßen. Sie fragte besorgt: „Mein Gott — wir werden doch kein Gefecht haben?"

„Nicht der Rede werth, auf mein Wort, Antonia. Ich denke, es werden ihrer Etliche sich hereinschleichen und wenn wir ihnen ein halbes Dutzend Gewehrmündungen

zeigen, kniend um Gnade bitten. Geh du auf dein Zimmer, geh zur Ruh. Ich wollte nur nicht, daß es dir auffallen möchte, wenn es auf den Corridors etwas unruhig bleibt. — Nun, gute Nacht!"

Die Marquise ging; nicht so ruhig, wie Montaldi meinte und ihr anrieth, sondern von wechselnder Besorgniß aufgeregt. — —

Als Bianca den Saal verlassen hatte, blieb sie unschlüssig einige Augenblicke stehen, im wiederum erneuten Kampf mit sich selbst, ob sie nicht zurückkehren, Alles bekennen und von der Liebe ihrer Aeltern ihre Rettung erbitten solle. Wirklich wandte sie den Schritt gegen die Saalthür zurück. Da hörte sie Montaldi's heftigen Ausruf: „Was! Die Thörin!" und die Flut von scheltenden Worten, die er, unvorsichtig und heftig wie er war, mit lauter Stimme ausströmte, ohne zu bedenken, ob ihn irgend ein Unberufener vielleicht höre. Es durchzuckte sie lähmend bis in die Knie, sie wollte flüchten, aus Furcht, entdeckt zu werden, doch sie fühlte sich wie zermalmt. Da vernahm sie des Vaters Wort: „Ich will sogleich zu ihr!" und seinen Schritt! der sich der Thür näherte. Zu fliehen vermochte sie nicht; sie fiel auf die Knie und erhob bittend die Hände — hätte ihr Vater jetzt die Thür geöffnet, so würde er sein Kind in dieser Stellung angetroffen und vielleicht der Anblick sein Herz gerührt und gewendet haben. — Es sollte nicht sein! Antonia hielt ihn zurück; Bianca sammelte sich wieder, sie wollte nicht lauschen — sondern wankte nach ihrem Zimmer. Jede Hoffnung, jeder Muth war ihr entschwunden. Sie warf sich vor dem Bilde ihrer Heiligen betend nieder und flehte: „Meine Kraft ist dahin, — ich vermag nicht mehr zu handeln —

walte du über mir, was du verhängst, dem will ich mich unterwerfen — ich habe kein Wollen mehr."

Die Stunde näherte sich, wo sie Ludovico erwarten konnte — sie wollte nicht flüchten — ihm nicht entgegenkommen — in ihrer Angst fand sie eine Art Trost und Entschuldigung darin, das Verhängniß, den Zufall walten zu lassen. Drang Ludovico bis zu ihr, dann wollte sie nicht widerstehen! — So täuscht sich das Herz so gern und tröstet sich mit nichtigen Luftgebilden, wenn die Wahrheit der Gestalten es schreckt oder verurtheilt!

Doch mit jeder Minute stieg ihre Unruhe, ihre Angst. Fast gereute sie ihr Entschluß. Die Gefahr wuchs dadurch und eine Entdeckung war schlimmer als ein Geständniß. Denn durch dieses verlor sie auf beiden Seiten jede Hoffnung! Diese Gedanken folterten sie bis zur fieberhaften Wallung. Sie lauschte, ob es stiller werde; — das Haus schien ihr ungewöhnlich unruhig. Leise verließ sie ihr Gemach und blickte durch ein Fenster des Corridors nach dem Vorhofe der Villa, wo das Thor nach der Straße hinausging. Eben wurde es geschlossen, zwei Diener mit Laternen waren dabei beschäftigt. Mit bebendem Erstaunen sah Bianca, daß die alten, schweren, halb verrosteten Riegel mühsam vorgeschoben wurden, die man seit Jahren in Ruhe gelassen. Was soll das bedeuten? Bin ich entdeckt — verrathen? Eine namenlose Angst durchzitterte sie; sie lauschte mit zurückgehaltenem Athem. Die Diener kehrten von ihrem Geschäft zurück und gingen dem Hause zu. „Wo sollst du stehen, Marco?" fragte der eine. „Im zweiten Bosquet an der Mauer; ich gebe Feuer, sowie sich ein Kopf zeigt."

„Ich auch; auf der andern Seite bei der Fontaine", erwiderte der Gefragte.

Sie verschwanden unter dem Porticus des Hauses. Bianca war erstarrt. Sie konnte nicht mehr zweifeln. Betäubt schwankte sie nach ihrem Zimmer; Fieberfrost schüttelte sie, nur mit höchster Anstrengung erreichte sie dasselbe wieder. Ihrer Hülflosigkeit, ihres Elends allein war sie sich bewußt, wiederum sank sie vor dem Bilde ihrer Heiligen nieder und rang flehend die Hände: „Rette ihn, beschütze ihn — mächtige Heilige —", rief sie weinend aus!

Plötzlich sprang sie wieder auf und flog hinaus. Sie wollte zu ihrer Mutter hinab, zu ihrem Vater, sich ihnen zu Füßen zu werfen, Alles bekennen, das bedrohte Leben Ludovico's zu retten. In zitternder Hast eilte sie durch den dunkeln Corridor; sie erreichte die Treppe; da blitzte es durch die Fenster des gewölbten Treppenhauses; daß die Halle einen Augenblick erleuchtet war; sie fuhr zusammen; dem Blitz folgte ein Knall — „Jesus Maria!" rief sie aus und stürzte zu Boden. Ein zweiter, ein dritter Schuß krachten in der Nähe; Getümmel, Geschrei, Hufschlag von Rossen folgte. „Wir sind verloren! — Heilige Mutter Gottes, beschirme sein Haupt!" Dieser bebende Ruf entrang sich noch ihrer Brust, dann umfing sie die Nacht dumpfer Bewußtlosigkeit.

XX.

Ludovico lag in Alfonso's Wohnung in fieberhafter Abspannung auf einem Ruhebett. Neben ihm saß der alte, treue Onufrio, zu Füßen stand Alfons mit verschränkten Armen.

„Es ist nichts zu fürchten — sage ich Euch“, begann Onufrio, der den Puls des Kranken gefaßt hatte; „Wundfieber, — nichts weiter — und aufgeregtes Gemüth!“

„Aber die Wunden selbst?“ fragte Alfonso mit bewegter Stimme.

„Nicht der Rede werth! — Die Stichwunde ist keinen halben Zoll tief und der Schuß am Fuße hat auch nur gestreift. Das heilt in acht Tagen, im Kriege auf dem Sattel! Eilt nur jetzt, daß Ihr zu seinem Oheim kommt, denn nach Allem, was Ihr mir erzählt habt, ist sein Hiersein doch nicht länger zu verbergen und das Schweigen auch nicht zu verantworten. Ich fürchte, ich fürchte, Don Alfonso, das ist ein böser Handel!“

„Ich kann jetzt nur um Ludovico sorgen“, antwortete Alfonso.

„Ich aber sage Euch, Ihr habt es nicht nöthig“, versetzte Onufrio fast unwillig.

„Ich meine nicht die Krankheit, Onufrio, die Ihr behandelt! Doch es wäre fast besser, Ihr vermöchtet ihn nicht herzustellen!“

„Ich dachte gar“, polterte der wackere Alte heraus. „So ein junger prächtiger Mensch! Aber hättet Ihr nur von Anfang an auf meinen grauköpfigen Rath gehört! Ich sage Euch, vor drei Monaten, als Ihr dort die Degen aufeinander zoget, da habe ich schon alle das Unheil wie einen Gespensterzug in der Luft vorausgesehen! — Nun macht, daß Ihr fortkommt, wenn Ihr zurückkehrt, wird hoffentlich der Kranke so weit sein, daß er Euch selbst Rede und Antwort geben kann!“

Alfonso ging zu Salvi, der, obwol nun schon am dritten Tage von seiner Sendung nach Rom, wo er alle

Aufträge des Fürsten aufs glücklichste ausgeführt hatte, zurück, doch noch immer in der Meinung lebte, daß Ludovico's Spur gänzlich verloren sei.

Dem Fürsten hatte der Gram in den letzten Wochen so am Herzen genagt, daß er sich jeder Freude entzog und nur in stiller Trauer dahinlebte. Das sorgsam geknüpfte, in das tiefste Geheimniß vorsichtig eingehüllte Gewebe seiner Plane zerriß der Zufall, der im Augenblick der Lösung mitten durch die Fäden taumelte. Auf jedes Hinderniß, nur nicht auf das, wäre Antonio's Seele gefaßt gewesen! So erschienen alle die begünstigenden und glücklichen Nebenumstände für die Erfüllung seiner Plane ihm nur wie eine Verspottung derselben. Er hatte sich, um seinen Schmerz in tiefer Stille zu begraben, nach seinem Jagdschlosse begeben; Salvi wollte ihm heut früh mit dem frühesten Morgen dahin folgen.

Schon standen seine Pferde gesattelt vor der Thür, als Alfonso noch eben zur rechten Zeit eintraf, um ihn zu sprechen.

Der würdige, freundliche Greis empfing ihn mit Liebe; es that ihm wohl, den Freund seines Sohnes, denn das war und blieb Ludovico auch ihm, zu sehen. Gern erfüllte er Alfonso's Bitte, ihn auf einige Augenblicke allein zu sprechen.

„Ich komme, Euch wichtige Nachrichten zu bringen; doch sie sind freudig und schmerzlich zugleich", begann Alfonso, als er mit Salvi allein war. — Er sagte ihm zuerst, daß Hoffnung vorhanden sei, Ludovico aufzufinden, dann sprach er von sichererer Kunde über sein Leben, endlich — entdeckte er ihm die Wahrheit.

„Alfonso", rief Salvi aus, als er Alles vernommen und sich von seiner Bestürzung wieder gesammelt hatte,

„hier hat Gott gewaltet! Ein Vertrauen fodert das andere; ich muß Euch jetzt in des Fürsten und mein Geheimniß ziehen. Ludovico ist des Herzogs Sohn, sein Erbe, der Fürst dieses Landes! Seht jetzt, wie der Allmächtige Euch nicht Unheil gesandt, sondern es von Euerm Haupte abgewendet hat!"

Alfonso stand in sprachlosem Erstaunen. — Eines klaren Blicks in die Zukunft und Folgen dieser Verwirrungen war er sich nicht bewußt; doch das fühlte er, er sah nicht mit Salvi's Augen, und Ludovico werde es noch weniger. Ein Graun schlich sich durch sein Herz, als sei dieses glänzende Glück, das dem Freunde plötzlich enthüllt werden solle, nur eine schneidende Verhöhnung seines Jammers.

„Ich muß sogleich zum Fürsten", fuhr Salvi fort, „um ihm die Botschaft selbst zu bringen und seine Befehle einzuholen. Ihr, Alfonso, habt es auf Euch, Ludovico das Geheimniß mitzutheilen, sobald er fähig ist, es zu vernehmen. — Er nahm hierauf aus seiner Schatulle ein Packet mit Papieren und gab sie Alfonso. Hier, nehmt diese Papiere, sie werden Euch und Ludovico des Nähern belehren. Vor Abend hoffe ich mit dem Fürsten zurück und bei Euch zu sein."

Alfonso empfing die Papiere in stummer, düsterer Trauer. „Doch noch eins!" fuhr Salvi fort, „was wißt Ihr über den Zusammenhang der gestrigen Ereignisse? Kannte Montaldi den Plan seiner Tochter zur Flucht? — Waret Ihr verrathen? — Kannte man Ludovico's Anwesenheit? – Darüber gebt mir genaue Auskunft, denn sowol Ludovico's künftige Stellung als Fürst wie die Ehre des würdigen Hauses Montaldi fodern, daß wir hier mit größter Vorsicht und Schonung zu Werke gehen."

Alfonso fühlte die Güte Salvi's, welche mitten in diesen Aufregungen auch das bedachte. Er drückte ihm dankend die Hand und erwiderte: „Meine Vermuthung ist, daß Mostados unsere Absichten geahnt und sie Montaldi mitgetheilt hat. Gewißheit irgend einer Art habe ich nicht. Ich kann nur Das berichten, was uns begegnete. Ludovico hatte sich in der Dunkelheit der Mauer des Parks genähert und, um Bianca's Fenster zu beobachten, eine Strickleiter angehangen und erstiegen; da fiel ein Schuß aus dem Gebüsch des Parks auf ihn, der ihn indeß nicht traf. Er sprang jedoch von der Leiter herab; hierauf fiel ein zweiter Schuß aus dem Dickicht des umliegenden Waldes außerhalb des Parks und verwundete ihn im Fuß. Zugleich erscholl Getümmel im Walde, Männerstimmen riefen: «Ergreift den Räuber!» Es war also gewiß, daß man Kundschaft von unserm Unternehmen und daher den Park heimlich umstellt hatte. Ludovico übersah dies sogleich und flüchtete. Trotz der Verwundung gelang es ihm, durch Dunkel und Gebüsch begünstigt, zu entkommen; ich, durch die Schüsse aufgeschreckt, die Wahrheit ahnend, hatte mich schon zu Pferd geschwungen, nahm sein Roß an die Hand und sprengte ihm nebst einigen Dienern und den Handpferden entgegen. Wir trafen uns glücklich, er schwang sich auf, so erreichten wir die Straße. Zu entkommen, ohne entdeckt zu werden, konnte jetzt allein unsere Absicht sein. Da sprengten uns einige Reiter entgegen; andere hörten wir hinter uns. Es galt sich zu vertheidigen; wir griffen nach den Pistolen und riefen: «Gebt Raum!» doch man schoß auf uns. Wir erwiderten, zogen die Degen, es gab einen flüchtigen Kampf, doch sprengten wir die Angreifer zur Seite und mit verhängtem Zügel jagten wir feldeinwärts davon. Eine Zeit-

lang verfolgte man uns; doch sei es, daß unsere Pferde schneller waren, oder half uns das Dunkel, oder sonst ein Zufall — genug, wir sahen uns bald in Sicherheit und ritten seitwärts von der Straße, wo die Thalschlucht beginnt, die sich an den See hinabzieht. Aber es war die höchste Zeit, denn Ludovico hatte auch eine Stichwunde erhalten und war durch Blutverlust und Aufregung des Gemüths so erschöpft, daß er ohnmächtig wurde. Wir hoben ihn vom Pferde, verbanden seine Wunden flüchtig, und da er nicht wieder zu sich kam, ließ ich ihn auf einer Tragbahre, die ich in der Mühle am Wasserfall erhielt, bis in meine Wohnung tragen."

„Gut", sprach Salvi; „Gewißheit hat also keiner von beiden Theilen. Geht Ihr denn zu Ludovico, gebt ihm die Papiere, wenn sein Geist so hell geworden ist, daß er ihren Inhalt zu wägen vermag. Zwar zieht mich mein Herz, den lang Entbehrten zu sehen, doch sein Heil und die Pflicht gegen den Herzog treiben mich noch stärker zur Eile. Ich fühle mich rüstig genug zu einem schnellen Ritt und so hoffe ich mit dem Herzog vor Abend sicher zurück zu sein. Bis dahin tragt Sorge, daß Niemand als Ihr und Onufrio mit Ludovico spreche und von dem Geheimniß nichts verlaute."

Nach diesem Gespräch geleitete Alfonso den würdigen Greis hinab; er setzte sich zu Roß und sprengte mit seinen Begleitern rasch davon.

Welche Gedanken wogten in Alfonso's Seele, als er zurück zu Ludovico ging! Er begegnete Onufrio vor dem Hause. „Unserm Kranken geht es gut", redete ihn dieser an; „er ist erwacht, völlig bei Bewußtsein, ruhiger. Wenn er schläft, weckt ihn nicht, denn des Schlafs bedarf er. In einigen Stunden bin ich wieder bei Euch!"

„O das seid“, sprach Alfonso bittend, „ich glaube, wir werden Euer noch bedürfen. Versäumt es ja nicht!“

„Gewiß nicht“, entgegnete der Alte, schüttelte Alfonso die Hand und ging.

Dieser trat zu Ludovico ein. Er fand den Freund bleich, halb aufrecht auf dem Lager sitzend, mit herabgesenkten Augenlidern. Doch schlummerte er nicht, sondern erhob, als Alfonso eintrat, die Hand zu leise winkender Begrüßung und lächelte ihm schmerzlich entgegen.

Als dieser den Jüngling, der in der frischesten Lebensblüte stand, so erloschen, so innerlich zermalmt sah, ergriff ihn der Gedanke: „Wie, wenn die Veränderung seines Geschicks ihm dennoch ein Heil- und Rettungsmittel würde, ihn wieder aufrichtete zur Thatkraft eines edeln, fürstlichen Berufs?“ Diese Hoffnung erfüllte ihn mit warmem Glauben. Er beschloß daher, ihm sogleich die wunderbare Wendung seines Schicksals mitzutheilen.

„Ludovico“, sprach er sanft, „ich war bei deinem Oheim Salvi. Er heißt dich mit der ganzen Herzlichkeit seiner Liebe als einen Auferstandenen willkommen. Begleitet er mich nicht, so glaube mir, daß es die dringendsten Ursachen sind, die ihn hindern. Er sendet dir hier diese wichtigen Papiere. Ludovico! Wahrlich, du bist ein Auferstandener von den Todten und gehst einem neuen Leben entgegen! Fasse dich, ermanne dich; wirf von dir, was vorüber ist, und beginne ein neues Dasein, deiner männlichen Seele würdig! — Hier, lies diese Blätter!“

Ludovico streckte die Hand danach aus und schüttelte das Haupt langsam, indem er sie nahm. „O Freund“, sprach er, „ich sehe die Wahrheit deiner Worte ein, doch in meine Empfindung dringt kein Schimmer davon! Meine Seele ist zermalmt — verlange nicht das Unmögliche von

mir! Der Wille des Menschen hat eine Grenze; mit zerrissenen Muskeln hebt er keinen Arm empor!"

„Lies nur das", bat Alfonso tief wehmüthig und legte, indem er vor das Lager trat, den Arm leicht um des Freundes Nacken und blickte ihm über die Schulter in die Blätter. — Ludwig öffnete das Packet und entfaltete das erste. „O Gott!" rief er, nachdem er die wenigen Zeilen, die es enthielt, gelesen, schmerzvoll aus und legte sich beide Hände bedeckend über Augen und Stirn; „o Gott, dieses Blatt raubt und gibt mir einen Vater — es raubt mir das Leben und gibt mir einen Thron!" — Er reichte sie Alfonso. Es war eine Anerkennung seiner Geburt und des Rechts auf die Thronfolge, die der Herzog aufgesetzt hatte, für den Fall, wo der Tod ihn abriefe und Ludovico später aufgefunden würde.

„Sieh", rief Alfonso, „das öffnet dir die Bahn der Thaten! Es ist der Balsam, den der Himmel dir in deine Wunden träufelt!"

„Zu spät!" sprach Ludovico finster. „Meine Kräfte sind gebrochen — mein Herz ist stumpf gegen jeden Wechsel des Geschicks, — in trockener Glut sind alle frischen Lebensgefühle meines Busens aufgezehrt, durch die eine unselige Flamme! — Fort, fort mit diesem Thron! Es ist das höhnische Gold des Midas, dem lechzender Durst und Heißhunger statt der Erquickung geboten wird! Siehst du, das ist die hohnlächelnde Vergeltung des Schicksals! Weshalb entfloh ich mit der unenthüllten Liebe in der Brust? Um eines Fürsten Gunst nicht zu verscherzen! Nun hab' ich's — die Geliebte wird mir entrissen und mit grinsendem Lachen wirft mir das Geschick den Purpurmantel hin! Damit verhülle dein brechendes Herz!"

„Ludovico, fasse dich männlich", bat Alfonso, „besiege

diese schneidende Bitterkeit! Denke an die Liebe deines Oheims, deines Vaters — deines Freundes!" Er beugte sich über ihn und küßte ihm die heiße Stirn. Da schmolz, unter der Berührung der Liebe, das Eis seiner starren Verzweiflung, er zog den Freund an seine Brust und ein überquellender Thränenstrom entrann seinen Augen.

So hielten sie sich in stummer Umarmung. Endlich sprach Ludovico: „Laß mich nun mit mir selbst allein! Ich will diese Papiere lesen. Vielleicht, daß sie noch eine Empfindung meiner Seele zum Leben erwecken!"

Alfonso ging, Ludovico las. Es waren jene Blätter, welche Antonio damals zur Enthüllung des Geheimnisses in Salvi's Hand gelegt hatte. Eine heilige Wehmuth überkam den Jüngling, als er die Geschichte der Jugendliebe seines Vaters las. Auch er also entführte sich die Geliebte unter Schrecken und Gefahren! Er wird mit dir fühlen! dachte er. Mit thränendunkeln Blicken las er die Schilderung des seligen Glücks jener stillen Jahre — doch wie ein Dolchstoß mit glühendem Stahl drang der Schmerz in seine Brust bei dem fürchterlichen Zerreißen des Bandes. „Allmächtiger Himmel", rief er aus, „also das war meiner Mutter Loos! Ich dachte an eine andere, süß Entschlummerte, von der man mir täuschend erzählte, wenn ich das Kreuz betrachtete, das sie mir zum Andenken gelassen. Ach, seine Inschrift log ihr, wie sie mir lügt! Wer wagt es noch, zu sagen: «Treue Liebe siegt»?"

Mit tiefer Rührung las er weiter Alles, was sein Vater über die Mutter aufgezeichnet hatte. Es war ihm, als sähe er in der Schilderung derselben stets Bianca's holdseliges Bild. Seine Seele wurde mild und milder, die starren Bande seines Schmerzes fielen sanft gelöst hinab — er ergab sich in sein Schicksal.

„Vielleicht also habe ich noch eine Mutter — vielleicht schmachtet sie in Sklavenketten — vielleicht lebt mir noch ein Bruder — oder eine Schwester! — O, hätte ich eine Schwester!"

Plötzlich ergriff ihn ein Gedanke. Er wollte fort, die Spuren der Mutter aufzusuchen! Wenn er sie errettete, wenn er eine liebe, holde Schwester auffände! Diese Träume ergriffen ihn mit schwärmerischer Gewalt. Er sah eine neue Aufgabe seines Lebens vor sich. Thaten, Gefahren, Kämpfe vermochten ihn allein wieder emporzureißen aus der lähmenden Belastung, mit der die Schwere seines Schmerzes ihn niedergedrückt hatte. Er fühlte seine Krankheit nicht mehr — seine Wunden waren leicht; — abschließen wollte er mit dem Rückwärts seines Lebens, in das Vorwärts wollte er sich stürzen, sich darin verlieren, ohne umzuschauen nach Dem, was hinter ihm lag.

Er stand auf von seinem Lager; er kleidete sich an. Tausend Gedanken und Entwürfe kreuzten sich in seiner Seele. Eins fühlte er klar: es hatte ihm nicht geziemt, im Dunkeln zu handeln, — offen wollte er jetzt hintreten vor Alle. — „Ist noch eine Rettung aus diesen dunkeln Labyrinthen", rief er aus, „so kann allein der reine Strahl der Wahrheit uns zurückführen zu Leben und Licht."

Seine unbestimmten Plane klärten sich zu festen Entschlüssen auf. Er wollte zunächst zu Mostados, dann zu Montaldi, zu Bianca, endlich zu seinem Vater. Seine edle Seele hob sich in den edeln Entschlüssen; er fand freudige Kraft zu Dem, was ihm wenige Stunden zuvor noch für eine Unmöglichkeit gegolten hatte.

XXI.

Bianca hatte in tiefer, bewußtloser Ohnmacht gelegen. Als sie erwachte, fand sie sich in ihrem Zimmer, auf ihrem Lager; die Sonne des versöhnenden Tages spielte in dem Laube vor den Fenstern; ihre Mutter saß pflegend und sorgend neben ihr. „Erholst du dich, mein armes, erschüttertes Kind?“ fragte Antonia mit zärtlichem Ton und Blick.

Bianca mußte sich mühsam besinnen, was geschehen war; endlich vermochte sie es, die gewaltsam zerrissenen Fäden der Erinnerung wieder anzuknüpfen, und sogleich traten die Schreckensbilder wieder vor ihre Seele. Eine zuckende Angst durchbebte ihre Nerven, überflog ihre Züge. „Mutter“, bat sie, „ich flehe dich, sage mir Alles — Alles! Was ist geschehen? Der Kampf, die Schüsse —“

„Nichts, nichts, meine Tochter“, unterbrach Antonia sie beruhigend und begütigend; „es war eine wohlgemeinte Unvorsichtigkeit, daß man dich nicht vorbereitet hatte; man dachte dir den Schrecken zu ersparen. Räuber wollten einen nächtlichen Einbruch in die Villa versuchen, der Vater hatte Nachricht davon und bewaffnete unsere Leute. Bei den ersten Schüssen entflohen die Verbrecher; leider hat man keinen ergriffen.“

Bianca athmete auf; sie hatte für Ludovico's Leben gezittert. Zwar die Hoffnungen ihrer Liebe waren nun vernichtet, doch der Geliebte gerettet! Und dafür sandte ihre Seele ein stummes heißes Dankgebet zum Himmel empor.

„Wohl uns“, fuhr Antonia fort, „daß nun Alles so glücklich vorüber ist. — Dir ist doch ganz wohl?“

„O ganz“, antwortete Bianca mit schwacher Stimme.

„So kann ich dir eine andere Gefahr mittheilen, die gleichfalls an uns vorübergegangen ist. Mostados war es, der dem Vater die Nachricht von dem Ueberfalle gegeben hatte; seine Besorgniß ließ ihn nicht ruhen; er war noch am späten Abend zu Roß hierher geeilt und traf im Augenblicke des Kampfes ein. Er warf sich den flüchtenden Räubern tapfer entgegen; im heftigen Gefecht im Dunkeln erhielt er eine Wunde in die Brust; nur dadurch gelang es den Räubern, zu entkommen."

In dem Augenblick, wo die Mutter Mostados' Namen nannte, überflog eine Marmorblässe Bianca's Antlitz. Es wurde ihr plötzlich Gewißheit, daß er Alles entdeckt habe. Sie zitterte heftig. Die Mutter bemerkte es; sie deutete es auf die Besorgniß um Mostados. „Sei beruhigt, Bianca", sprach sie nochmals, „die Verwundung ist leicht. Mostados kehrte, von Enrico und einem Diener begleitet, zu Pferde nach Haus zurück und wir haben heute schon gute Botschaft. Es ist jetzt bald Mittag; in wenigen Stunden wird er hier sein. Dein Hochzeitstag darf deshalb nicht hinausgeschoben werden."

„Ist Donna Lombarda's Hochzeittag
Nicht heut?"

klang es mit schauerlicher Erinnerung in Bianca's Seele wieder.

Es war des Himmels Schluß! Ergebung drang mit heiliger Gewalt in ihr Herz. Sie richtete sich auf dem Lager empor, zog die Mutter an sich und hing weinend und küssend an ihren Lippen, als wolle sie Vergebung erflehen für das strafbare Vorhaben, von dem nur die Wendung der Ereignisse sie zurückgehalten. „Ja, meine Mutter", begann sie, „mein Hochzeitstag ist heute — so muß es bleiben! — Ich fühle mich wohler, gestärkt; ich darf nun

nicht länger auf dem Lager weilen. Doch, Eins bitt' ich dich: Laß mich mir selbst diese letzten Stunden! Ich habe viel in mir zu berathen, zu schlichten; ich muß mich im Gebet zur heiligen Mutter Gottes wenden — und Betende sind gern einsam."

Es leuchtete ein sanfter, liebender Strahl aus Bianca's Augen, der ihrer Mutter Trost und Hoffnung in das besorgte Herz goß. Gern willigte sie in die Bitte der Tochter und ging.

„Ja, ja, es ist so besser", sprach sie für sich, „nun sieht mein Auge hell das Rechte. O, meine Heilige, du hast mir gesandt, was mir frommte! Ich will abbüßen, was ich fehlte; ich will ihm in heiliger Wahrheit jede Falte meiner Seele enthüllen, ich will ihm treu, ergeben, unterwürfig sein, ich will — vergessen! Doch Lebewohl — das Lebewohl unserer ewig scheidenden Herzen — o das hätte ich Ludovico gern gesagt und gern von ihm empfangen!"

Sie setzte sich und stützte sinnend das Haupt in die Hand. Ihr Blick fiel durch das Fenster auf die Marmorbrüstung des Altans; in der Ecke nach der Nordseite zu, wo ihn das dichteste Gesträuch halb wild verwachsen umbüschte und überragte, hing ein dunkler Zweig herein. Es war der giftige Nachtschatten; die Frucht hing in schwarzen Trauben am Marmorgestein. Bianca konnte das Auge nicht davon abwenden. Zwei Schritte — und die Frucht des Todes war in ihrer Hand! In dem dunkeln Saft dieser Beeren erlischt die lichte Flamme des Lebens zu ewigen Nacht! Keine Sorge, kein Schmerz dringt in den tiefen Schlummer, in den dich wenige Tropfen wiegen!

Da faßte Lombarda den Becher an
Sogleich

Und blickte in Thränen den Liebsten an
So bleich!
Drauf führt sie die Schale zum rosigen Mund —

„Nein, nein!“ rief sie aus. „Nein, ich überwinde es und versage mir diese Rettung! Auch könnten ja schauerliche Träume in den Schlummer dringen — der Schlaf reicht nicht bis in das Jenseit hinaus. Nein, nein! Ich fühle, die Hand der Erlösung reicht sich mir bald von selbst! — Ich bin das Opfer, — es soll geschmückt, dem Tode bereit, zum Altar gehen!“

Sie hörte ihren Vater auf dem Vorsaal. Mit sanfter Freundlichkeit ging sie ihm entgegen.

„Nun, Bianca! Du hast dich erholt?“ redete er sie an, als er die Thür öffnete. „Das freut mich! — Ein wenig blaß siehst du noch aus! Der Schreck hat dich zu unvorbereitet getroffen. Doch nun ist ja Alles gut. Heute ist ein Freudentag! Nicht wahr, mein Mädchen“ — er nahm ihre beiden Hände und küßte ihr die Stirn —, „du verdirbst mir das Fest nicht?“

Sie beugte sich küssend auf seine Hand nieder.

„Doch nun säume auch nicht! Die Gäste werden zeitig erscheinen. Mostados kommt noch früher. Er muß seine Braut im Schmuck finden. Ich werde dir deine Mädchen heraufsenden.“

Er ging; Lucia und Rosetta, Bianca's Dienerinnen, traten ein. „Dürfen wir, liebe Donna?“ fragte Rosetta mit Anmuth. Bianca nickte; Rosetta war es, die das Haar ihrer Gebieterin zu ordnen hatte. Lucia legte indessen die Gewänder, das Brautkleid, den Schleier, den Kranz bereit.

„Ach, liebe Donna, Ihr seid nicht so fröhlich, wie ich als Braut sein würde“, schwatzte Rosetta.

„Ihr habt überhaupt die letzten Tage viel geweint", fiel Lucia ein. „Aber Thränen der Braut bedeuten Perlen, das heißt Glück und Reichthum. So hat es uns die alte Petronella gedeutet."

„Die braune Wahrsagerin? Du solltest gar nicht mit ihr sprechen, Lucia!" schalt Rosetta. „Nicht wahr, liebe Donna?"

„Ich glaube doch, sie weiß das Künftige", fuhr Lucia lebhaft fort, „Ihr solltet sie auch ein mal befragen, liebe Donna, vielleicht daß Ihr dann heiterer würdet."

„Nein, nimmermehr!" rief Rosetta heftig. „Nein, Donna, laßt die braune Alte nicht über Eure Schwelle! Sie sagt Euch Böses aus Tücke. Wenn sie Euch spazieren gehen sah, hat sie Euch nachgemurmelt und den Kopf geschüttelt." — Bei diesen Worten winkte Rosetta hinter Bianca's Rücken Lucien mit den Augen zu, zu schweigen. Die Alte hatte Unglücksworte fallen lassen.

Bianca war still geblieben; ein leises Schauern durchschlich ihre Brust. „Schwebt das Gespenst des Unheils", dachte sie, „so nahe über meinem Haupte, daß Andere es erblicken?"

Sie ließ sich jetzt das weiße seidene Brautgewand anlegen; einer zarten Lilie gleich war sie in der klaren Umhüllung anzuschauen.

„Ach, Ihr seid doch gar zu himmlisch schön, gute, gute Donna", rief Rosetta aus, „wie ein heiliger Engel! Nur Flügel fehlten Euch!"

Lucia brachte den Kranz. Bianca stand vor dem Spiegel; als das Grün sich in ihre dunkelseidenen Locken schmiegte und sie sich dastehen sah in der bräutlichen Zier, da war es ihr, als vollende sich jetzt eine lange getragene innere Ahnung. Langsam, lispelnd hauchte sie vor sich hin:

Du siehst die Myrte still mit zarten Zweigen
Der Braut sich um die Locken lieblich winden —

Eine Thräne verdunkelte ihren Blick, die Mädchen horchten mit gefesseltem Athem auf die geisterartig geflüsterten Worte. Die Thräne rollte über Bianca's Wange, ihr Auge wurde wieder klarer. Es rauschte in den Bäumen vor dem Altan; unwillkürlich wandte sich ihr Blick dahin, er fiel auf einen leise schwankenden Cypressenwipfel, — es war der einzige Baum, den sie von dem Punkte, wo sie stand, sehen konnte; es dünkte sie, seine Zweige winkten ihr zu, — und weiter entbebten ihr die Worte:

Und auf die Bahre streuen wir Cypressen, —
Denn Heißgeliebtes läßt sich nicht vergessen
Und keine Zeit kann Todeswunden heilen!

Es war nicht, als ob sie sprach, eine innere Stimme hauchte die Worte wider ihren Willen aus — die Laute schwebten leise wie mit Geisterschwingen durch die tiefe Stille des Gemachs — jeder Ton war vernehmbar, denn selbst die Luft schien lauschend die sanftbewegten Flügel zu senken. Die Mädchen standen bebend, kaum athmend. Bianca hatte das Antlitz gen Himmel gewendet, ihr Auge suchte in den blauen Räumen jenseit Trost und Hoffnung; herabgesunken ruhte ihre Rechte auf dem Marmortisch vor ihr, die Linke berührte leicht die Stirn und den Kranz — regungslos, eine Statue, schien ihr das Leben entflohen zu sein. Da rauschte es mit ätherischen Klängen; — es war der Lufthauch, der die Saiten ihrer Laute berührte, die, an die Brüstung des Altans gelehnt, von Ranken und Blüten umspielt war, — Alle schreckten leicht zusammen, als habe eine Geisterstimme sie geweckt, — ein leises Ach entfloh den Lippen Bianca's, sanft lehnte sie sich auf Rosetta und verließ, von beiden Mädchen geleitet, das Gemach.

XXII.

Ludovico war zu Mostados geeilt. Er fand ihn nicht; er war schon nach der Villa Montaldi geritten. Sogleich ging auch er heim und ließ sich ein Pferd satteln. Er fühlte weder Krankheit noch Wunden, so mächtig drängten ihn die innern geistigen Gewalten.

Montaldi selbst war der Erste, der ihm begegnete, als er in den Hof der Villa sprengte. „Wie", rief er aus, „seh' ich recht? Graf Salvi — Ihr lebt!" und er eilte ihm entgegen und drückte ihn herzlich in die Arme. „Welch eine Freude! Ein von den Todten Erstandener! Das heiß' ich wacker! Noch eben zur rechten Zeit trefft Ihr ein! Heute ist Bianca's Hochzeitstag. Wer hätte das geträumt!"

Während dieser Ausrufungen des lebensfrohen Montaldi, die Ludovico überzeugten, daß er nicht die mindeste Ahnung hatte von Allem, was geschehen war, gewann dieser Zeit, sich zu fassen. Die Nothwendigkeit gibt Kraft zu Allem, auch zum Aeußersten. Ludovico mußte unbefangen sein, — und war es. Montaldi wollte ihn sogleich zu Antonien führen, doch daran hinderte ihn Ludovico. Er sagte: „Vor allem muß ich den Grafen Mostados sprechen. Ihr begreift, Marchese, weshalb. Ich kann ihm hier nicht begegnen, ohne mich zuvor ganz mit ihm verständigt zu haben."

„Allerdings; das ist wacker, ehrenhaft!" rief Montaldi, der durch Mostados seit langer Zeit die wahre Ursache der Entfernung Ludovico's gekannt hatte. „Er ist an den See hinabgegangen; wollt Ihr ihm nach, ich will Euch begleiten!"

„Nein, Marchese", entgegnete Ludovico, „wir müssen allein miteinander sein. Doch käme ich nicht gern unvor-

bereitet. Wolltet Ihr mir die Bitte erfüllen, ihm zu sagen, daß ich zurückgekehrt sei und ihn dringend zu sprechen wünschte?"

„Gern, mit Freuden", erwiderte Montaldi, „wahrlich, das heutige Fest verdoppelt sich mir durch die Freude Eurer Wiederkehr!" — Er ging. „Seht", rief er sich umwendend, „dort kommt Mostados schon herauf. Ich gehe ihm entgegen. Tretet Ihr indeß in den Gartensaal; ich sende ihn dahin. Dort wird Niemand Euer Gespräch stören."

Ludovico ging über die Terrasse ins Haus. Mostados hatte ihn schon aus der Ferne erkannt; düstere Ahnungen und mannichfaches Vermuthen wechselte in seiner Seele. Doch gewann er so viel Zeit, daß er sich sammeln konnte.

Indeß harrte Ludovico im Saale. Auch in seiner Seele wogte es stürmisch. Er hatte sich vorbereitet auf dieses Gespräch; jetzt war der Augenblick da und er fühlte, daß dieser Alles beherrsche und umgestalte. Wahrheit sei die Losung, gelobte er sich nochmals; so kann der Mann dem Manne gegenüber stehen.

Mostados öffnete die Saalthür. Er trat ein, weder überrascht noch aufgeregt; mit finsterm Ernst, wie Einer, der zum Würfeln auf Tod und Leben entschlossen ist. Jeder fühlte dem Andern an, daß ihr Innerstes ihnen gegenseitig offen liege.

„Graf Mostados", begann Ludovico mit bewegtem Ernst, „ich habe Euch nichts zu entdecken, nichts zu verbergen. Ich bin gekommen, Worte heiliger Wahrheit zu Euch zu reden."

Mostados schwieg erwartungsvoll, doch trat er einen Schritt näher und die finstere Bitterkeit seiner Züge verlor einen Grad ihrer Schärfe durch einen Hauch der Wehmuth, der sie überflog.

„Haß und Leidenschaft", fuhr Ludovico fort, „sind mit der Hoffnung im tiefen, dunkeln Strom des Unheils untergesunken. Ihr seid der Beleidigte, ich bin der Unglückselige — ich glaube, unsere Rechnung geht auf."

Eine Thräne drang in Mostados' Auge, doch seine Züge blieben in eherner Kraft gefesselt.

„Ich wollte mit Euch ringen bis auf den Tod", hub Ludovico wieder an, „doch ich unterwerfe mich dem Geschick, das Euch günstig war. Allein, Mostados, nur ein Recht erkenne ich an, um dessentwillen ich Euch weiche." — Er schwieg einige Augenblicke, dann brach er in edler Wallung aus: „Liebst du sie? — Flammt deine ganze Seele auf in diesem Gedanken — wie die meinige? Ja, dann ist es möglich, dann kannst du neue Blüten des Lebens wecken, aus der Asche vernichteter Hoffnungen — Kannst du das, — so reiche mir deine Rechte zum Pfande und ich gehe mit abgewandtem Antlitz und nie will ich deinen Pfad mehr kreuzen." Er trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand dar; Mostados, bezwungen von der Größe des heiligen Augenblicks, ergriff sie, sie hielten einander in den Armen, in weinender Versöhnung wie über der Gruft einer Geliebten. — Der Sieg des Edeln in ihm hatte die Kräfte Ludovico's neu erschaffen. Er fühlte, daß auch für ihn, in Pflicht und That noch ein neues Leben sich öffne. Sanft entwand er sich der Umarmung; — schon wollte er dem durch das höchste Opfer gewonnenen Freunde die Hand zum Lebewohl reichen — da blinkte ihm von dessen Brust das diamantene Kreuz entgegen, das er durch Alfonso an Bianca gesandt. Dieser Anblick entflammte alle Leidenschaften in ihm mit furchtbarer Gewalt, — er sah sich verrathen, durch Bianca selbst verrathen.

„Unwürdiger“, rief er wild zürnend aus — „Du bist enthüllt! Fluch der edeln Gesinnung, die ich gegen dich übte, Verderben und Vernichtung über Euch — noch fühl' ich Kraft zur Rache!“

Das Herausschleudern dieser Worte und das Blinken des gezogenen Schwertes fielen in einen Augenblick zusammen. Mostados sprang zurück; es dünkte ihm, Ludovico sei von wilder Raserei ergriffen. Rasch zog auch er, um sich gegen den wilden Angriff zu vertheidigen. Die Klingen trafen einander klirrend, im heftigsten Anlauf beider Jünglinge; da tönt ein Schrei des Schreckens in ihr Ohr und zwischen die blinkenden Schwerter wirft sich Bianca mit dem Ruf: „Haltet ein!“ — Doch auch schon im nächsten Augenblick sinkt sie mit einem hinsterbenden Ach! zu Boden und ihr Blut färbt das bräutliche Gewand.

Entsetzt werfen Beide die Degen von sich, sie umfassen Bianca, richten sie empor, bebend, von Grauen durchschauert. „Das war die Erfüllung meiner Ahnungen?“ sprach sie langsam, mit wehmuthvollem Laut und blickte Beide an, mild wie eine Selige.

„Ich Rasender! Ich war der Thäter!“ rief Ludovico aus.

„Nein“, rief Mostados, sich selbst anklagend, „mein Stahl durchbohrte ihr Herz!“

Bianca hielt die Hand der Jünglinge. „Fragt nicht, wer der Thäter war“, bat sie dringend. „Niemand war es, Niemand wisse es, — es war so beschlossen, dort oben! Forschet nicht danach, der Himmel selbst verbietet es, seht, diese Schwerter, die allein noch Zeugniß geben können, liegen gekreuzt, — Beide befleckten sich mit Blut, daß es auf Keinem hafte. Niemand soll sich mit dieser Schuld beladen — schwört es mir!“

Ihre Liebe war heiliges Gebot; sanft zog sie die Jünglinge hinweg von der unglückseligen Stätte und ließ sich zu einem Ruhebett leiten. Als sie sich matt zurücklehnte, sah Ludovico auch an ihrer Brust — sein Kreuz!

„Heiliger Gott, erbarme dich, ich bin vernichtet!“ rief er aus.

Doch in demselben Augenblick rief auch Mostados: „Allmächtiger — dieses Kreuz — Bianca, ich beschwöre dich! Woher stammt es dir? — Hat deine fliehende Seele noch so viel Kraft, o so verwende sie, mir dies Einzige zu enthüllen!

Sie deutete mit der Hand auf Ludovico: „Von ihm! — Nun, theurer Freund“, setzte sie, ihn sanft anblickend, hinzu, „nun gibt es kein Geheimniß mehr! Doch — dein Kreuz sagt nicht die Wahrheit: Treue Liebe siegt nicht — sie unterliegt!“

Ludovico und Mostados horchten mit gefesseltem Ohr, sie standen regungslos — im fliegenden Zittern, — Einer den Andern betrachtend.

„Bruder?“ tönt endlich von Beider Lippen zugleich halb fragend, halb begrüßend das heilige Wort und löst ihnen das wunderbare Geheimniß.

Bianca sah sie mit bebendem Staunen an. — „Was ist Euch — was thut Ihr — redet! Bei meiner Heiligen — o redet.“

„Ach, Bianca“, bat Ludovico auf den Knien neben ihr, „flehe zu dem Allgütigen um Gnade für uns! — „Wir schwankten in finsterer Nacht am Abgrund des Entsetzens hin! Die Blitze des Ewigen zucken herab, Licht flammt um uns her! Grausen und Seligkeit, Vernichtung, Reue, Hoffnung stürmen in unserer Brust — Wir sind Brü-

der! Die Zeichen lügen nicht, die weissagende Stimme der Ahnung zeugt mächtig — Wir sind Brüder, des Herzogs Söhne —"

„Des Herzogs! Was! Du! — Wir!" entfloh der Ruf von Mostados' Lippen.

Bianca blickte fromm durch Thränen gen Himmel — sie vermochte nicht zu sprechen. Das geheimnißvolle Walten des Allkundigen erfüllte ihre Seele mit heiligem Schauer.

Ludovico nahm Mostados' Hand. „Ja, Bruder, ich gebe dir deinen Vater — gib du mir eine Mutter, sage mir, daß Angelica lebt!"

„Angelica — ja, es war ihr Name!" rief Mostados bewegt; „doch längst sank er jenseit des Weltmeeres mit ihr in die Gruft!"

„Das war die Ahnung meiner Seele!" erwiderte Ludovico. „Sie wohnt unter den Himmlischen; — ihre segnende Hut hat das entsetzenvolle Unheil von unserm Haupte abgewandt! — Dank sei der Verklärten. — — Doch hier!" Sein Auge richtete sich auf Bianca, die, matt, zurückgelehnt, die Hand auf die verwundete Brust gelegt hatte, süß schmerzlich lächelnd — — Hier — hier! Ist denn keine Hülfe, keine Rettung!"

„Keine", sprach sie ergeben und hemmte sein Hinwegeilen — „Ihr seid Brüder — ich scheide gern; die Liebe, die Ihr mir geschenkt, wendet sie einander zu. Das ist der Balsam dieser Wunde — nun schmerzt sie nicht mehr." — —

Im Vorsaal ließ sich Geräusch von Kommenden hören, man vernahm deutlich Montaldi's Stimme. Die Thür öffnete sich rasch; er rief aus: „Ja, hier, mein Fürst! Heil meinem gesegneten Hause an diesem zwiefachen

Freudentage; Heil! Hier ist er — Fürst Ludovico, Euer Vater — Heil dem Vater und dem Sohn!"

Mit eiserner Faust des Entsetzens packten diese Worte rasenden Jubels die Brust der Jünglinge an.

„Verstummt! Frevelt nicht! — Verstummt!" rief Ludovico, „im Schmerz zerrissen — hier redet der Allmächtige und seine Worte sind zermalmender Donner!"

Jetzt erblickte Montaldi die blutende Tochter. „Ha!" — rief er aus und blieb erstarrt stehen, als fessle ihn das Haupt der Medusa.

Der Herzog, Salvi, Onufrio, Alfonso traten ein; ihnen folgte Antonia.

Salvi war dem von seinem Jagdschloß rückkehrenden Herzoge begegnet und mit ihm sogleich hierher geritten; unterwegs trafen sie Alfonso, der, als er Ludovico's Entfernung vernommen, ahnungsvoll, um ihn und seine Thaten besorgt, mit Onufrio zu Montaldi hinauseilte. Alle nahmen, Unheil fürchtend, gemeinsam in höchster Eile ihren Weg nach der Villa; — doch das Verhängniß hatte seinen Lauf — es war vollendet!

Ein Angstschrei aus Antonia's Brust zerriß das qualvolle starre Schweigen des Entsetzens; sie stürzte vor, ihrer Tochter zu. Ihr nach eilte Onufrio, aufs schleunigste noch die Möglichkeiten seiner Kunst und seines Wissens zu versuchen.

Sein Blick sprach ein stummes: Vergebens! als er ihre Hand gefaßt hatte und den absterbenden Pulsschlag fühlte. Antonia kniete vor der Tochter und drückte das weinende Antlitz in ihren Schoos. Montaldi war durch den entsetzlichen Schlag des Unglücks — da er in seinem sorglosen Genußleben durch nichts gewaffnet war, völlig gelähmt — Knie, Sprache und Gedanken versagten ihm.

Erschüttert in allen Tiefen seiner edeln, liebenden, trauernden Seele war der Herzog. Er lehnte sich auf Salvi und hatte nicht den Muth, in der Minute, wo den unglücklichen Aeltern ihr einziges Kind entrissen wurde, in Freude über das Wiederfinden des Sohnes auszubrechen. Der Zusammenhang der Ereignisse war Allen ein furchtbares Räthsel, doch Niemand wagte es, den schon zu weit gelüfteten Schleier noch weiter zu heben, aus Furcht vor neuen grauenvollen Entdeckungen.

Endlich fühlte sich der Fürst in der Würde seines Rechts, seiner Pflicht. „Du bist mein Sohn", sprach er zu Ludovico gewendet, „komm an deines Vaters Brust und erfülle seinen ersten Befehl, löse dieses schreckenvolle Geheimniß, vor dem wir erstarren wie vor der ehernen Gorgo."

Ludovico nahte sich dem Vater tief bewegt: „Vater!" rief er aus, „nicht einen, zwei Söhne findest du in dieser Stunde, denn hier steht mein Bruder, oder alle Zeichen lügen. An diesem Diamantkreuz hing Fluch und Segen dieser Stunde."

Mostados war herzugetreten und wollte seine Knie vor dem staunenden Vater beugen. Doch dieser rief — „Halt ein, gib mir das Zeichen der Beglaubigung — ich kenne es, ich würde es nach tausend Jahren jenseit wieder kennen!"

Mostados reichte ihm das Kreuz dar; der Herzog betrachtete es, las die Inschrift auf der Rückseite, öffnete dann die Arme gegen Mostados und rief: „Sohn meiner Angelica — Ihr meine beiden Söhne" — sprachlos hielten sie einander umfaßt.

Ein leiser Seufzer Bianca's schwebte durch die Todesstille des Saales.

Ludovico wandte sich zu ihr zurück. „Nein, nein!" rief er, neu von der Gewalt des Schmerzes durchzuckt, aus,

„nein, ich kann es nicht überleben! Nimm mich mit hinüber, du Scheidende, laß mich nicht in der trostlosen Oede zurück!“

Sie wandte den brechenden Blick auf ihn und winkte verneinend mit der ermattenden Hand. — „Ludovico — Mostados — hört mich — die Schuld schwebte wie ein düsteres Gespenst um uns her, — sie streifte uns Haupt und Busen — sie wollte uns ergreifen, vernichten — des Himmels Obhut war mit uns. — O, dankt es seiner gnädigen Fügung, daß die schweren Thaten, die aus der Nacht zum Leben drängten, den reinen Lichtstrahl nicht erblickten! — Mich hat der Wille des Allgütigen gefodert — mein Blut versöhne, was wir verschuldet! Senkt jede Erinnerung daran, jeden Vorwurf mit mir hinab! — Ich fühle es, meine Pulsschläge sind gezählt — Ihr, die ich in Zorn entflammte, — laßt mich euch in Liebe versöhnen, — reicht mir die Hand, jetzt darf ich sie euch Beiden geben!“

In überwältigendem Schmerz knieten die Jünglinge zu ihren Füßen.

Ihre Kraft hob sich noch ein mal, wie eine auflodernde Flamme vor dem Erlöschen. Eine höhere Weihe strahlte aus ihren Blicken. Sie sprach mit gehobener Stimme:

„Ihr seid Fürsten, Brüder! Ihr findet einen Vater! Lebt ihm und euch und eurer großen Pflicht! Gelobt es hier in die Hand der Scheidenden, ihr wollt euch lieben! — Gedenkt meiner wie eines Traumbildes, — das uns in unsichtbarem Duft verschwebt, wenn wir erwachen. — So entflieht mir jetzt das Leben; — es zerfließt — vor meinen umwölkten Blicken! — Lebt wohl!“

Sie legte Beider Hände ineinander und zog die ihrigen zurück. „Jetzt, meine Mutter, zu dir“, — rief sie angstvoll aus, als übermanne sie der Schmerz und die

Angst des Todes — und legte das Antlitz an den Busen Antonia's. „Auch mein Vater!" hauchte sie matt und suchte ihn mit den Augen. Montaldi schwankte halb bewußtlos, von Alfonso geleitet, heran, — sie reichte ihm die erkaltende Hand — jetzt durchzuckte es sie plötzlich, wie die Berührung des Todespfeils, — ihr Auge war gebrochen, — umnachtet.

Wie eine Geisterstimme schwebte es von ihren kaum bewegten Lippen, aus verworrenen Traumbildern der hinsterbenden Erinnerung:

Lombarda!
Sie blickte in Thränen den Liebsten an
Und — sank! — —

Nacht des Todes — und legte das Antlitz an den Busen Antonia's. „Nach meinem Altare!“ hauchte sie matt und suchte ihn mit den Augen. Montalbi schwankte halb bewußtlos, vom Äußersten geleitet, heran, — sie reichte ihm die erkaltende Hand — jetzt durchzuckte es sie plötzlich, wie die Berührung des Todesgeistes, — ihr Auge war gebrochen, — erloschen.

Wie eine Geisterstimme schwebte es von ihren kaum bewegten Lippen, aus versunkenen Traumleben der hinschwindenden Erinnerung.

Confidanza

[illegible] bricht [illegible] Wunden des Herzens zu [illegible] Ruhe fort!

Familienschicksale.

Novelle.

Erstes Capitel.

Die Prophezeiung.

Es war der schönste Maitag und das schönste Fest. Richard Werner, der ein hübsches Gütchen im Gebirge besaß, ließ ein Töchterlein taufen. Sonst hatte er aus zwanzigjähriger Ehe mit seiner getreuen Hausfrau Gertrud noch zwei Söhne, Robert, sechzehn Jahre alt, und Franz, zwölf Jahre; allein auf dem Kirchhof waren drei Gräber, die er und Gertrud sechs mal im Jahre besuchten und bekränzten, an drei Todestagen und drei Geburtstagen, die ihnen das Herz immer wieder wehmüthig bewegten, obgleich sie sich sonst in Allem so beglückt sahen, daß sie nur fromme Freude und Dank gegen Gott empfanden. Und heute war vollends ein Freudentag, der Tauftag des lieblichen Spätlings, Röschen genannt, den der Himmel der Mutter unverhofft noch geschenkt hatte.

Das freundliche, helle Haus war ganz mit Blumen und grünen Zweigen geschmückt, die der Mai von Wald und Wiese lieferte. Alle gute Nachbarn und Freunde waren geladen und saßen auf langen Bänken, an langen Tischen, aus Bretern, die Werner gerade zu einem Bau vorräthig

hatte, flüchtig aufgeschlagen, vor der Thür, und Musik erscholl an der großen Linde, unter der das junge Volk des Dorfes auf einem, auf gleiche Art für diesen Tag wohlgedielten Plan fröhlich tanzte.

Frau Gertrud hatte all ihr, meist selbst mit den Mägden gesponnenes Tischzeug hergegeben, und die rauhen Breter reinlich, weiß damit gedeckt. So leuchteten die Festtafeln weit im Sonnenschein von dem grünen Hügel herab, auf dem das Haus stand. Das Mittagsmahl war schon vorüber. Allein, wie es die Sitte mit sich brachte, standen die mit Kaffee gefüllten, großen braunen bunzlauer Kannen zahlreich auf dem Tisch, und dazu die Töpfe mit frischer Milch und die hochgethürmten Schüsseln mit Kuchen. Wirth und Wirthin ermunterten freundlich, zuzusprechen; flinke Mädchen trugen auch den Tänzern und Tänzerinnen die Erquickungen nach der Linde hinüber, um sich während des heißen Tages zu neuer Lust zu stärken. Die Sonne schien hell darein, und es war das fröhlichste Leben.

Frau Gertrud saß neben dem alten, freundlichen Pfarrer, der das Kind getauft hatte. Der aufmerksame Blick der Hausfrau für ihre Gäste zog sie doch nicht so ab, daß sie sich nicht immer wieder in ein herzliches und warmes Gespräch mit dem ehrwürdigen, frommen Manne vertieft hätte. Eben brachte die Wärterin das kleine liebe Röschen, das einen langen, erquickenden Mittagsschlummer gehalten hatte, wieder heraus, und reichte es der Mutter dar, die es mit selig strahlenden Augen betrachtete. „Es kann noch nicht einmal lächeln“, sprach sie zum Pfarrer, „aber die hellen Augen, die blühenden Lippen lächeln.“

„Wohl, liebe Frau Gertrud, und ein ganzer Himmel des Glücks lächelt Euch und uns Allen aus den unschuldigen Zügen entgegen! Der himmlische Vater gebe seinen Segen

dazu, daß der Lebenshimmel des lieben Wesens stets so ungetrübt bleibe wie seine Morgenstunden!"

„Ach, Herr Pfarrer", sprach Gertrud, „die Prüfung wird nicht ausbleiben. Es kommen immer dunkle Tage. Wenn ich dort hinüberblicke nach unserer Kirche" — das Kreuz, das dieselbe schmückte, glänzte eben im goldigen, warmen Licht der schon tiefer gesenkten Nachmittagssonne, zwischen den hohen Linden und Rüstern hindurch, die den Kirchhof beschatteten, — „da wird mir weh und bang ums Herz auch mitten in der Freude! Ohne Schmerzen ist unser Weg einmal nicht, und auch dem kleinen holden Engelchen werden sie nicht erspart werden! Aber wenn es nur so glücklich ist wie seine Mutter! Einen so braven Mann wie mein Richard, Herr Pfarrer, und zwei so liebe Söhne wie mein Robert und mein Franz, und dabei Gottes Segen, um manchem Armen zu helfen und dem Nachbar manche Freude zu bereiten — wer da nicht zufrieden und dankbar wäre und auch sein Theil Kummer geduldig trüge!" — Und dabei standen der wackern Frau die hellen Thränen in den sanften Augen, und es war schwer zu sagen, waren es die der Freude, des Dankes, oder die der wehmüthigen Erinnerungen an die drei Gräber drüben, die die kleinen Lieblinge deckten? Es war wol Alles zusammen!

Gertrud richtete die feuchten Blicke auf das Kind.

„Ja, ich weiß wol, was du willst, kleines Röschen! Denn seit heute hast du ja einen Namen, hier durch den guten Herrn Pfarrer", sprach sie, indem sie es selig anlächelte. Dann stand sie auf; die Wärterin folgte ihr. Sie ging nach einer Laube, die auf der andern Seite des Hauses lag, wo Alles still und einsam war; und dort legte sie das süße Kind an die mütterliche Brust.

Von hier konnte sie den Blick auf die Landstraße werfen,

die sich am jenseitigen Hügelsaum entlang zog. Das ganze Thal lag vor ihr, von der Sonne mit röthlichem Schimmer beglänzt, der aus dem Bach zurückstrahlte. Das helle Gewässer zog sich zwischen Wiesen und Gebüsch dahin, bald in kleine ruhige Teichspiegel austretend, die wie von Purpur nur leicht angehauchte Silberflächen glänzten, bald im muntern, wellenhüpfenden, ja schäumenden Lauf, zwischen enger zusammentretenden Ufern, über felsiges Bett. So erhoben sich auch die Hügel jenseits, hier im sanften Grün der Triften und Felder, dort in schroffer Absenkung mit Felsspaltungen und von dunkelm Gebüsch überwachsen. Hinter dieser Hügelkette stieg in weiterer Entfernung das Hochgebirge dunkelblau empor, auf den zackigen Gipfeln und in den tiefen Schluchten noch mit Schnee bedeckt.

Gertrud's Auge, der Landschaft, so schön sie war, gewohnt, wurde durch einen besondern Gegenstand gefesselt. Es war ein Zug von etwa zwölf oder funfzehn Männern und Frauen und vielleicht ebenso viel Kindern. Drei beladene Maulthiere, auf deren einem eine Frau saß, und ein einspänniger Karren, hoch bepackt, schienen die Habseligkeiten der Wanderer zu tragen.

„Gewiß wieder Zigeuner", dachte Gertrud; „gut, daß sie schon abwärts ziehen und nicht ins Dorf kommen. So gern ich den armen, unglücklichen Wanderern eine Reisegabe reiche, so ist mir ihre Nähe doch stets unheimlich, und sie bringen wol nicht viel Segen mit. Sie werden wol drüben in Langenwaldau übernachten, wenn sie nicht im Walde lagern!" — Unter diesen Gedanken verfolgte sie den Nomadenzug mit den Blicken, und hatte ihr Wohlgefallen daran, wie die seltsam gebildeten Gestalten, einige mit grell scharlachrothen Mänteln bedeckt und Federn auf der Mütze, sich gegen den mildgrünen Hintergrund des Hügels absetzten, der

sich neben der Landstraße erhob. Eben wandte sie das Auge wieder auf das Kind an ihrer Brust zurück, als sie neben sich von einer tiefen, aber wohlklingenden weiblichen Stimme die Worte hörte: „Guten Abend, Frau!“ und zugleich eine seltsame Gestalt dicht vor sich sah, deren wundersame Tracht die goldige Sonne hell beleuchtete. Sie zuckte zusammen und ein leichter Ausruf des Erschreckens entflog ihr.

„Ihr habt nichts zu fürchten“, sprach die Fremde.

Gertrud blickte sie jetzt näher an. Eine nicht mehr ganz junge, aber noch schöne Frau stand vor ihr. Das Haar fiel ihr in langen schwarzen Locken herab; sie hatte es mit einem rothen Tuch umwunden. Das schwarze, feuerblitzende Auge, die bräunliche Gesichtsfarbe, die rothen Lippen mit den blendend weißen Zähnen verriethen auf den ersten Blick die Zigeunerin. Sie trug ein dunkles Gewand, über der Hüfte durch einen Gürtel nachlässig geschürzt; um die Schultern war ein großes buntes Tuch geschlagen, das ihr als Mantel diente; an ihrer Seite hing eine Reisetasche, in der Hand führte sie einen langen Wanderstecken.

„Was wollt Ihr, gute Frau?“ sprach Gertrud noch ein wenig ängstlich, doch mit wohlwollendem Tone.

„Wir sind unser Viele und haben wenig“, entgegnete die Fremde. „Ich habe die Wandernden dort verlassen, um hier Gaben zu suchen.“ Dabei deutete sie mit der linken Hand auf den Zug, der sich an den Hügeln hin bewegte.

„Willst du ins Haus treten und dich laben lassen?“ fragte Gertrud. „Wir feiern heute ein Fest. Jeder Gast soll uns willkommen sein!“

Die Fremde schüttelte das Haupt. „Zur Weile hab' ich nicht die Zeit! Du siehst, die Meinen sind schon weit

voran. Ich bitte auch nicht für mich, sondern für sie — Einige sind sehr bedürftig!"

Gertrud bemerkte jetzt erst mit einigem Staunen, daß die Zigeunerin schwere goldene Ohrringe, mit bunten Steinen besetzt, und um den Hals eine Kette von Gold und ähnlichen Steinen trug. Mit dem diesem Stamme eigenen Scharfblick errieth die Fremde sogleich, was in Gertrud vorging.

„Du wunderst dich", sprach sie, „daß die Bettlerin goldenen Schmuck trägt, oder daß die Goldgeschmückte bettelt? — Der Schmuck ist nicht mein; er gehört dem Stamm, er vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht — er ist heilig!"

Gertrud hatte eine eigene Empfindung von Theilnahme und Schauer, der Fremden gegenüber, die so ernst, ja so schwermüthig blickte, so ruhig, so ohne Zudringlichkeit, aber doch so fest bat, daß sie zu fodern schien — allein in einem Tone, der es nicht zuließ, ihr die Gabe zu weigern.

Da in diesem Augenblick das Kind zu trinken aufhörte, stand Gertrud auf und sprach: „Komm mit mir! Hier habe ich nichts für dich."

Die Zigeunerin zögerte, doch sagte sie nicht Nein.

„Du bedenkst dich?" fragte Gertrud.

„Ich höre die Musik eurer Tänze — dort wird gejubelt und gelacht — da ist nicht Wlasta's Stelle — sie trauert und ist scheu!"

Gertrud fühlte sich von Mitleid bewegt; die tiefe, ernste Stimme, von einem weichen Klang der Wehmuth durchhaucht, drang ihr ans Herz. „So erwarte mich hier — setze dich und ruhe aus", entgegnete sie, „ich bin in wenig Minuten zurück."

Sie ging durch die Hinterthür ins Haus, gab das Kind

der Wärterin und durchsuchte dann ihre Schränke und Laden, um an Kleidungsstücken auszuwählen, was sie für nützlich hielt, und fügte, da sie Richard's wohlthätigen Sinn kannte, zumal an Freudentagen, auch ein nicht Unansehnliches an Geld, das sie in Papier wickelte, hinzu. In der Küche füllte sie auch noch ein Glas mit Milch und ein Körbchen mit Speisen. So trat sie mit reichlichen Gaben wieder zu Wlasta hinaus. Zuerst reichte sie ihr den kühlen Trunk.

Wlasta nahm das Glas, indem sie dankend das Haupt neigte; sie setzte es an die Lippen und trank, doch nur wenige Züge. „Habe Dank", sprach sie, „du hast meinen dürstenden Gaumen erquickt! — Und das Alles bringst du mir?"

„Ich habe Kinder in euerm Zuge bemerkt", antwortete Gertrud freundlich; „für sie zumeist sind die Kleidungsstücke und im Korbe auch etwas Kuchen von unserm Fest."

Wlasta faßte, von einer plötzlichen Bewegung ergriffen, Gertrud's Hand mit ihren beiden, drückte sie warm und preßte einen Kuß darauf. In diesem Augenblicke ließ Gertrud auch das Geld leise in die Hand der Zigeunerin gleiten. „Noch mehr", rief diese, erstaunt über die Schwere der Gabe; „du bist sehr mildthätig! Möge dich der Himmel dafür segnen, aber —" setzte sie stockend hinzu, und es flog wie eine dunkle Wolke über ihr Antlitz.

„Wir müssen heute", antwortete Gertrud ablehnend, „für das ganze Dorf eintreten, denn dort ist fast Niemand daheim."

Wlasta schien die Worte nur halb zu hören, ihr Auge haftete unverweilt an Gertrud's Zügen.

Es durchzuckte diese mit einem leichten Schauer. „Du willst mir wol prophezeien?" sprach sie gezwungen lächelnd,

um ihre eigenthümliche Empfindung zu verbergen und zu überwinden.

„Wlasta's Auge sieht scharf, aber sie freut sich nicht immer Dessen, was sie sieht! — Willst du mir deine Hand zeigen?"

Gertrud kannte die Art und Weise dieser Wandernden. Sie wußte, daß sie Werth auf ihre weissagende Kunst legen, sie hielt daher das Anerbieten für eine Art des Dankes, den sie, um die Anbietende nicht zu kränken, nicht zurückweisen wollte. Deshalb sprach sie: „Recht gern!" obwol sie die mit gewichtiger Miene betriebene Kunst stets nur belächelt hatte. Indeß mischte sich doch diesmal, durch die seltsame Eigenthümlichkeit der Zigeunerin geweckt, noch ein anderes Gefühl ein, das Gertrud sich selbst nicht recht eingestand. Es war halber Glaube an eine wunderbare Kraft der Weissagerin, und so gelüstete sie's, den Schleier der verhüllten Zukunft ein wenig zu lüften, obwol eine unheimliche Ahnung sie dabei berührte. Drum bebte auch ihre Hand, als sie dieselbe, halb unwillkürlich, geöffnet in die Wlasta's legte. Mit unbeweglichem Ernst blickte diese starr hinein und dann ebenso in das Auge Gertrud's, als suche sie dort die Bestätigung Dessen, was sie in der Hand zu lesen glaubte. Ihre Züge nahmen immer wachsend einen feierlichen, begeisterten Ausdruck an; es flammte ein unbekanntes Etwas aus den dunkeln Augen, doch eine finstere Wolke des Ernstes, ja des Grams, zog über ihre Stirn. Endlich sprach sie: „Wir sehen was kommt, wir können's nicht wenden; was das Auge erblickt, muß der Mund sagen. Das ist das Gesetz der Prophezeiung."

Gertrud zitterte, sie war ganz bleich geworden; gern hätte sie das gefährliche Spiel jetzt aufgegeben, doch sie wagte, sie vermochte es nicht mehr. Aengstlich hing ihr

Auge an der Lippe der Wahrsagerin. Diese begann: „Neun Monden die Hoffuung vom Keim bis zur Frucht! Neun Jahre der Blick von heut in das Künftige! Jenseit das Dunkel! — Dies sind die Jahreslinien der Hand. Neun sind sichtbar, drei sind schlimm! Die Blume der Freude entfaltet sich dir auch, und lieblich — doch am Abgrund!"

Gertrud wollte, zusammenschauernd, die Hand zurückziehen; doch Wlasta hielt sie sanft, aber fest, und sprach: „Brich den Stachel nicht in der Wunde ab! Ich senke nicht den Schmerz in die Brust; mein Auge entdeckt ihn, wie die Wünschelruthe den Schatz in verborgener Tiefe. — Laß mich schauen, so weit mein Blick reicht!"

Gertrud ließ ihr die Hand, unwillkürlich gehorsam dem Ernst ihrer Worte, ihres Blicks. Wlasta schaute stumm, seltsame Laute murmelnd, wol noch eine Minute lang auf die Linien, und drei mal zuckte es Gertrud mit schmerzlicher Empfindung bis ins Herz hinein, sodaß sie fast einen Schrei ausstieß. Da ließ Wlasta ihre Hand los und sprach mit ernstgefurchter Stirn und sehr bewegter Stimme: „Drei mal hebt sich die Hand des Schicksals wider dich, drei mal trifft sie dich schwer! Wo deines Lebens Strom mündet — das seh' ich nicht. Dort liegen noch dunkle Nebel. Ich will beten, daß er sich sanft ins ewige Meer ergieße! Ich hoffe es, denn in den Wolken blinkt es wie ein milder Stern!"

Gertrud war erschöpft; sie setzte sich nieder.

„Du hast mich gelabt mit süßem, kühlem Trunk", sprach Wlasta, „und ich reichte dir die bittere Schale!"

Gertrud schüttelte sanft das Haupt.

„Habe Dank! Lebe wohl! Wir sehen uns wieder!" Mit diesen Worten reichte Wlasta Gertrud die Hand, sah sie noch ein mal mit ihrem wunderbaren Auge, in dem es

feucht wie eine keimende Thräne glänzte, tief durchdringend an, wandte sich dann schnell und ging den Hügel hinab, ohne wieder zurückzuschauen.

Gertrud blickte ihr lange, stumm, im Tiefsten erschüttert nach. — —

„Mutter, Mutter!“ riefen plötzlich zwei wohlbekannte liebe Stimmen. Es waren ihre beiden Söhne, Robert und der blondlockige Franz, die herbeigesprungen kamen. „Alles wartet auf dich, Mutter“, rief ihr Franz zu; „es soll der Ehrengang gemacht werden, und du fehlst!“

Mit wenigen Schritten, von beiden Seiten durch die muntern Söhne geleitet, war Gertrud wieder aus der tiefsten Einsamkeit mitten in dem frohen Geräusch der Freude.

Die Sitte brachte es mit sich, daß bei Tauffesten ein großer Zug aller Gäste um die Kirche gehalten und dabei das Kind vorangetragen ward; dies war der Ehrengang und Vater und Mutter mußten ihn eröffnen. Als Gertrud sichtbar wurde, schallte ihr von allen Seiten der grüßende Ruf entgegen: „Das ist die Ehrenmutter!“

„Nun tretet an und ordnet euch!“ rief der Festordner, der, mit Bändern und Blumen geschmückt, den Ceremonien der Feier vorstand.

Richard nahm Gertrud an seine rechte Seite; diese ließ sich das Kind reichen und trug es auf einem Kissen. An dieses erste Paar schlossen sich die andern, nach Alter und Verwandtschaft gesellt, jeder Ehemann mit seiner Ehefrau. Der Pfarrer schritt dem Taufvater und der Taufmutter, mit der Bibel im Arm, voran. Vor ihm ordnete sich die Musik. Sie stimmte einen Choral an, und der Zug bewegte sich vorwärts der Linde zu.

Gertrud lauschte mit frommem Herzen den Tönen des Chorals: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Leise

Thränen der Freude, der Rührung, der ahnenden Sorge entflossen ihren Augen. Als sie an das Gitter des Kirchhofs kam, blickte sie voll Wehmuth seitwärts nach den drei Gräbern, und da fiel ihr der Gedanke wie ein schwerer Schlag aufs Herz: „Sollten die drei Stiche ins Herz wiederum drei Gräber bedeuten?“ Und das angstvolle Mutterauge heftete sich auf das liebliche kleine Wesen, das sie trug, und suchte in dem Zuge nach den beiden Söhnen, die ihren Mutterstolz, ihre Mutterfreude bildeten.

Der Zug umging den Kirchhof und die Kirche drei mal, allein er betrat sie nicht; das war nicht üblich, denn das kirchliche Sacrament war schon Vormittags vollendet. Der Ehrenumgang war nur eine Erinnerung mitten in der weltlichen Freude, daß das Glück von Gott stamme und ihm der Dank gebühre für den Segen. Nachdem der dritte Umgang vollendet war, nahm der Zug seinen Weg bis an das Ende des Oberdorfs und dann den Hügel hinauf, um hinter den Gärten, auf schattigem Wege, mit der Aussicht auf das Gebirge nach dem Hause zurückzukehren. Dort stand am Wege, der über den Bach führte, ein Kreuz, und daneben ein uraltes Muttergottesbild. Gertrud wandte das Auge fromm dahin. Da richtete sich plötzlich eine Gestalt auf, die hinter dem Kreuze, mit dem Rücken an dasselbe gelehnt, gesessen hatte. Sie wandte sich, und Wlasta's ernste Züge wurden von der röthlich durch die Zweige flammenden Sonne beleuchtet. Sie heftete wehmüthige, dankbare Blicke auf Gertrud, ohne ihr jedoch ein anderes äußeres Zeichen der Theilnahme, oder daß sie sie kenne, zu geben; sondern stumm hing ihr Auge an den Vorüberziehenden und begleitete den Zug auf seinem Pfade die grünen Höhen hinan. Oben, wo der weiteste Blick über die Gegend gestattet war, schaute sich Gertrud noch ein mal um nach der seltsamen

Erscheinung, die ihr Inneres in so tiefe Bewegung gesetzt hatte. Sie erblickte sie jenseit des Weges, über dem Bach, auf der Landstraße, der langsamen Karavane ihres Stammes rasch nachschreitend, die eben die äußerste Grenze des Thales erreicht hatte, wo die Straße sich über den Hügelrücken zog, hinter dem sie verschwand. Niemand in dem Ehrenzuge ahnte, welchen Zusammenhang die Gestalt der Zigeunerin, die nur Wenigen aufgefallen war, mit Gertrud hatte.

Bald erschallten jetzt wieder die Töne der fröhlichen Tanzmusik; dem schönen Maitage folgte ein ebenso schöner Abend; der helle Mond schwebte bleich, aber freundlich über die verdämmernden blauen Berghöhen herauf und leuchtete den immer noch Fröhlichen bis in die tiefe Nacht, wo endlich Alles zur Ruhe ging. Nur Gertrud's Herz blieb unruhvoll!

Zweites Capitel.

Die Warnung.

Röschen blühte lieblich heran. Das kleine liebe Mädchen plauderte und lief gleich hurtig zur Freude der Mutter und des Vaters. Sie war bald drei Jahre alt. Glück und Zufriedenheit hatten die trauliche Wohnstätte Werner's nicht verlassen. Sein Wohlstand blühte und wuchs; seine Söhne machten ihm große Freude. Robert, jetzt zum achtzehnjährigen Jüngling herangewachsen, hatte seine Dienstpflicht als Soldat abthun wollen, den Stand dabei lieb ge-

wonnen, und sich entschlossen, sich ganz demselben zu widmen. Seine Vorgesetzten waren aufs beste zufrieden mit ihm; er war Unteroffizier und hatte die Prüfung zum Fähnrich schon bestanden. Franz machte sich bereits nützlich in der Wirthschaft. Doch sah es der Vater lieber, wenn er bei den Arbeiten blieb, die ihm seine Lehrer zugetheilt hatten. Er genoß, wie früher Robert, eines sorgfältigen Unterrichts ganz in der Nähe des Meierhofes, wo ein sehr geachteter, verständiger Schulmann eine Erziehungsanstalt errichtet hatte, in welcher sich gegen zwanzig Knaben verschiedenen Alters befanden.

Gertrud trug in ihrer mütterlichen Seele die Sorge um Robert jetzt am tiefsten im Herzen; es war fast das Einzige, was sie beschäftigte. Sie bedachte die Versuchungen und Gefahren, denen ein Jüngling ausgesetzt sei, und zuweilen stieg ihr jetzt, nach langer Zeit, die Besorgniß auf, daß die Weissagungen Wlasta's sich dennoch erfüllen könnten. Sie hatte dieselben damals, um Niemandem ihre Besorgnisse mitzutheilen, verschwiegen; auch Richard, dem sie sonst Alles vertraute, wußte nichts davon. Theils hatte sie zwar gedacht, er wird über dich lachen, doch mehr noch hielt eine ernste innere Scheu sie zurück. Aber die heimliche Unruhe, die in dem Lauf der beiden Jahre allmälig eingeschlummert war, wachte wieder auf. Es war die Ahnungsstimme des mütterlichen Herzens; und wohl ihr, daß ihr mütterliches Auge nicht sehen konnte, an welchen gefahrvollen Abgründen ihr bis dahin so guter Sohn Robert auf schwindelnden, glatten Pfaden dahinwandelte! — —

„Siehst du, Brüderchen!“ rief Rudolf von Langen mit fröhlichem, aber doch etwas verstörtem Gesicht, indem er Arm in Arm mit Robert, aus einem Hause, dessen Thür sich gleich wieder hinter ihnen schloß, in eine kleine

Gasse trat — „siehst du? Die Geschäfte gehen doch so ganz schlecht nicht, und du wirst mir's noch danken, daß ich dich hier eingeführt habe!“

Robert, der gleichfalls erhitzt und überwacht aussah, erwiderte nichts, sondern zog die Uhr aus der Tasche, hielt sie gegen das trübe Licht einer halb erlöschenden Laterne, die noch vor dem Hause brannte, und rief: „Laß uns nur eilen, sonst kommen wir zu spät!“

„Pah, wir haben noch eine halbe Stunde Zeit“, entgegnete Langen, und hing sich schwer in den Arm des Eiligen, um seinen Schritt zu hemmen.

„Nein! ich muß meine Leute erst revidiren!“ entgegnete Robert.

„Ist auch! Das ist eins, zwei, drei geschehen, wenn man sie nur sonst recht in Ordnung hat! — Laß uns aber sehen! Wie viel haben wir denn gewonnen?“

„Ich weiß es nicht — und jetzt ist nicht Zeit dazu“, antwortete Robert in einem Ton, der keine freudige Stimmung verrieth. — „Ich wollte, es wäre —“

„Du wolltest am Ende solch ein Thor sein“, lachte Langen, „lieber verloren zu haben! Haben wir nicht an unserm gestrigen Verlust genug? Heute dir, morgen mir!“

„Hast du“, hub Robert nach einigen Secunden des Schweigens an, während sie rasch eine große Straße hinabgingen, die der Kaserne, wo Beide im Quartier lagen, zuführte, „den jungen Menschen mit dem blonden Haar gesehen, der kurz vor uns ging?“

„Ja wohl! Er hat einige Federn lassen müssen.“

„Er sah bleich aus wie der Tod, und seine Knie zitterten, als er ging“, antwortete Robert; „ich kann das Bild nicht aus dem Gedächtniß verlieren.“

„Du sahest gestern und vorgestern auch nicht viel besser

aus", warf Langen hin, „als du deine paar Thaler verloren hattest!"

„Mir war doch vielleicht besser zu Muth als jetzt!" rief Robert heftig, und fuhr sich, indem er die Mütze abnahm, mehrmals mit der Hand über die Stirn und durch das Haar, wie Einer, dem der Kopf glüht oder vor Schmerzen hämmert.

„Besser wie heute? Wo du vielleicht das Zehnfache von Dem gewonnen hast, was du gestern verloren?"

„Mir ist immer, als hätte ich nur des armen Menschen Geld gewonnen."

„Thorheit! Wer so grübeln will! Geld ist rund, es rollt aus Hand in Hand! Hat der Blondkopf doch vielleicht gestern deine Dukaten nach Hause getragen. Und wer weiß was heute Abend —"

„Ich komme nicht! — Ich spiele nie mehr!" fuhr Robert wild dazwischen.

„Ha, ha, ha! Gestern konntest du das eher sagen, und hast doch nicht Wort gehalten! Also heute? Mit vollen Taschen! Auf Ehre, das wäre malhonnett! Dann betrögest du den armen Blondkopf wirklich um seine Dukaten."

Robert schwieg, biß die Zähne zusammen und schritt finster vor sich hin. Keine einzige Laterne brannte mehr in der Straße, wo sie gingen; es war, obwol der Morgen nahte, völlig dunkel, der Himmel bewölkt, die Luft feucht und kalt.

„Es ist doch frisch, so früh Morgens", unterbrach nach einigen Augenblicken Langen die Stille, indem er sich den Oberrock dichter zuknöpfte.

„Die Kälte kommt vom Wasser, wir sind ja gleich an der Brücke", antwortete Robert. „Halt, was war das!" rief er plötzlich, stand still, und griff mit den Händen nach einem Gegenstand, an den sein Fuß gestoßen hatte.

„Was hast du?“ fragte Langen, der gleichfalls stillstand.

„Ein Hut!“ sprach Robert erstaunt, indem er den Gegenstand, an den sein Fuß gestreift hatte, aufhob.

„Den hat gewiß der verwünschte Wind auf der Brücke Einem abgenommen und ihn hierher gerollt!“ rief Langen lachend. „Der mag gut danach gelaufen sein, und getappt haben! Aber du bist heute einmal das Glückskind! Auch noch einen Hut zu finden! Superb! Nimm ihn nur mit. Unsere Civilgarderobe wächst an; wenn wir heute Abend ausgehen, kannst du die Mütze zu Haus lassen, und dann ist der Soldat ganz verschwunden.“

Robert hielt den Hut in der Hand. Langen faßte ihn befühlend an! „Und noch dazu ein sehr feiner Gentlemanshut, wie es scheint noch ganz neu. Halt ihn nur fest, daß der Wind ihn dir nicht wieder wegnimmt!“ — Sie waren auf der Brücke. — Der Sturm packte sie heftig, sodaß Robert seine Mütze fassen mußte, und darüber den aufgefundenen Hut wirklich beinahe wieder verloren hätte.

„Halt fest! Sonst heißt's wahrlich hier, wie gewonnen, so zerronnen!“ rief der immer leichtsinnig fröhliche Langen. „Der Wind scheint seinen Zahn gerade auf diesen Hut zu haben!“

„Welch eine düstere Nacht“, entgegnete Robert, ohne auf den Scherz einzugehen. „Wir werden schlechtes Wetter zum Exerciren haben. Der Morgen zieht dort schon einen rothen Streifen unter dem schwarzen Gewölk, und doch noch Alles so finster?“

Die dunkeln Wellen des Stroms rauschten schäumend gegen die Brücke; kein Sternchen ließ sich blicken; es war schaurig kalt. Von einem seltsamen Gefühl bewegt, starrte Robert, als er am Geländer hinging, in die Wellen. Der Widerschein der fernen Morgenröthe blinkte matt darauf,

wie ein blutiger Streifen. „Es muß kalt sein, dort unten", warf er finster hin.

„Der März ist kein Bademonat!" sprach Langen ebenso kurz. Es schien, als ob auch sein leichtfertiger Sinn von irgend etwas schauerlich bewegt würde.

Sie erreichten schweigend die Kaserne und ihr Zimmer. — Es war hohe Zeit, denn schon traten die Mannschaften im Hofe an, um nach dem eine Meile entfernten Uebungsplatz auszurücken.

„Ich schütte alles Geld hier in den Kasten", sprach Robert, indem er seine mit Geld gefüllte Tasche in einem Schubfach seines Schreibspindchens leerte.

„Gut, gut!" erwiderte Langen. „Da ist auch mein Beitrag. Er ist freilich nicht der Rede werth."

„Wir theilen zu Mittag, wenn wir wieder kommen."

„Schön. Dann lauf' ich zum Juden und tilge gleich den fatalen Wechsel und dann laß uns lustig weiter das Glück versuchen, Bruder."

„Lustig!" murmelte Robert mit dumpfem Tone, indem er sich in die Uniform warf. — —

Eine halbe Stunde später, als es schon hinreichend dämmerte, marschirten die Truppen nach dem Uebungsplatz ab. Robert wie zerschlagen; freilich mehr durch die innere Aufregung als durch die körperliche Anstrengung ermattet.

Der commandirende General wurde in den nächsten Tagen erwartet; daher mußten eifrige Uebungen vorgenommen werden, ohne sich um das Wetter zu kümmern. Der Exercirplatz lag einige Hundert Schritt vom Ufer des Stroms. Während einer Pause bemerkte der Commandeur einen Zusammenlauf von Leuten am Ufer. Es mußte irgend etwas von Belang vorgegangen sein, daher rief er: „Unteroffizier Werner! Gehen Sie ein mal dort hinüber, wo

die Leute stehen und berichten Sie mir, was vorgefallen ist.“

Robert ging. — Er fand etwa dreißig Leute dicht am Ufer, die einen Kreis bildeten. Auf seine Frage, was hier vorgefallen sei, antwortete ein Mann: „Die Arbeiter hier haben eine Leiche aus dem Wasser gefischt. — Der Strom hat sie gerade hier an den Faschinendamm, den sie repariren, getrieben.“

Werner warf einen Blick auf den Fluß, in den an dieser Stelle ein ziemlich weit vorspringender Damm hineingebaut war, um die Strömung aufzufangen und sie nach der andern Seite zu werfen. Dann trat er in den Kreis.

„Gott im Himmel!“ rief er plötzlich aus, und sank in die Knie, sodaß die Umstehenden ihn hielten. — Der Unglückliche, der bleich, mit schlaffem nassem Haar und entblößter Brust am Boden lag, war — der blonde junge Mann, der in der Nacht so unglücklich gespielt hatte.

Nur die elastischen Nerven der Jugendkraft widerstehen solchem Eindruck, und verwinden ihn schnell. — Robert ging zurück und meldete dem Commandeur, ohne etwas von seinem innern Antheil an dem Ereigniß zu äußern, das Auffinden der Leiche. Dieser gab ihm den Auftrag, aus dem nächsten Dorf einen Wagen zu besorgen, und den Körper nach der Stadt zur Polizeibehörde zu schaffen, zugleich die Meldung an die Militärbehörde zu machen.

Mit schwerbelastetem Herzen vollbrachte Robert, was ihm befohlen war. Als er die Anzeige bei der Polizeibehörde machte, und dem fungirenden Beamten die von ihm notirten Namen der Leute übergab, die die Leiche aufgefunden, fragte dieser ihn: „Und hat Niemand den Todten gekannt?“

Robert fühlte, daß ihm das Blut ins Gesicht stieg; er wagte nicht, die volle Wahrheit zu sagen und empfand doch sehr gut, daß es seine Pflicht gewesen wäre: „Es kannte ihn Niemand“, antwortete er mit Anstrengung.

„Sonst sind auch keine Kennzeichen aufgefunden, die auf den Namen des Todten führen könnten?“

„Gar keine. — Das Hemd ist B. v. H. gezeichnet.“

Der Beamte nahm ein kurzes Protokoll auf, das Robert mit unterzeichnen mußte, und damit war er entlassen. — Er ging langsam, aufs äußerste erschöpft und in wahrer Fieberwallung nach Haus. Doch fühlte er sich so krank, daß er sich entkleidete, um sich zu Bett zu legen. — Als er seine Kleidungsstücke in den Schrank legte, fiel ihm der aufgefundene Hut ins Auge. Er nahm ihn in die Hand, und sein gedankenloser Blick streifte über das Innere desselben hin; da erst bemerkte er, daß auf der weißen, noch ganz neuen Lederausfütterung zwei Buchstaben standen, er sah genauer hin — B. v. H.! — Der Hut entsank seiner Hand, mühsam schleppte er sich nach dem Bett, auf das er in halber Betäubung hinsank.

Drittes Capitel.

Die Schuldverschreibung.

Langen ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder und fuhr sich mehrmals wild durch das Haar. „Du bist an meinem Unglück schuld“, rief er aus. „Ohne deinen Starrsinn wäre es nie so weit gekommen! Ich

habe einmal die verfluchte Unglückshand, und du hast die Glückshand! Weshalb bleibst du so eigensinnig?“

Robert, der halb angekleidet, ein Genesender, auf seinem Bette saß, schwieg finster; er warf einen Blick durchs Zimmer, und sein Auge haftete an dem aufgefundenen Hut des unglücklichen Selbstmörders, der seitdem unberührt auf dem Schrank stand. Denn der Besitzer war noch nicht ermittelt; und Robert mochte ihn nicht ein mal in die Hand nehmen, geschweige denn tragen.

„Ja sieh nur nach dem Hut hin!“ rief Langen: „Wer weiß, ob Den nicht ein hartherziger Freund ins Wasser gejagt hat. — Ich werde auch den Weg gehen — ich muß mir ja eine Kugel durch den Kopf jagen!“

„Du machst mir Vorwürfe“, entgegnete Robert sanft, aber ernst, „und ich sollte dir welche machen! Hatten wir nicht Geld genug, den unglücklichen Wechsel einzulösen? Und dann wäre der leichtsinnige Streich begraben gewesen? Wir hätten ihn durch Reue und Eifer gut machen können! Aber du benutztest meine Krankheit und spieltest weiter mit Allem, was wir hatten, statt zurückzuzahlen.“

„Und hatte ich nicht etwa drei mal so viel gewonnen? — Wenn jetzt das Geld vor dir läge, wie würdest du lachen und dich freuen, und mich loben; in den Himmel würdest du mich erheben!“ rief Langen.

„Das Alles würde ich nicht thun. Ich würde, bei Gott! nicht lachen, und würde mich auch nicht freuen, so wenig ich mich des Unglücksgewinnstes jener Nacht erfreuen konnte, obgleich er uns gerettet hätte, wenn — —. Nein ich kann dich nicht loben, und hätte dich nicht gelobt!“ brach Robert heftig aus und drückte sich die Hand vor die Stirn.

„Und habe ich denn den Blutsauger nicht bezahlt? Hat er nicht zurückerhalten, was er uns wirklich geborgt? Nur

was sich der Wucherer in unserer Noth betrügerisch verschreiben ließ, das hat er nicht bekommen."

„Leider nein! Und so bleiben wir in seinen Händen! Und — — o ich mag nicht denken, was uns bevorsteht", rief Robert aus, indem er aufstand und verzweiflungsvoll die Hände rang, während er zugleich einige matte Schritte durchs Zimmer that.

„Robert, sei doch vernünftig", begann Langen, „wir können es ja noch abwenden. Ob der unmenschliche Wucherer nun etwas mehr Geld verdient oder nicht, — darauf kann es ja nicht ankommen. Laß dir die Sache noch ein mal vortragen, du bist noch halb krank, hast sie nicht klar übersehen. Benno .... hat uns zweihundert Thaler gegeben, Fünfhundert haben wir ihm verschrieben."

„Auf Ehrenwort!" seufzte Robert.

„Die zweihundert Thaler", fuhr Langen fort, „habe ich ihm zurückgezahlt, dafür hat er uns den Wechsel auf vierzehn Tage verlängert."

„Warum hast du nicht Alles gezahlt und unser Wort eingelöst?" rief Robert, und die Thränen des Schmerzes und der Erbitterung traten ihm in die Augen, „dann wären wir gerettet, und hätten nur zu bereuen, nur gut zu machen!"

„Es ist nun einmal so geschehen, und ich konnte nicht anders", warf Langen gereizt hin. „Hätte ich Alles gezahlt, so blieb uns kein Heller, um unser Glück weiter zu versuchen und die frühern Unfälle gut zu machen —"

„Oder neue, zehnfach schwerere auf uns zu laden."

„Und ich mußte auch einige andere dringende kleine Schulden tilgen. Genug, es ist geschehen. Morgen ist der Wechsel fällig. Wenn wir nicht Rath schaffen, präsentirt Benno .... ihn dem Capitän —"

„Der Vampyr, der bei Heller und Pfennig bezahlt ist, gibt uns der Schande preis, vernichtet unser ganzes Lebensglück — mein braver Vater, meine Mutter!“ rief Robert händeringend.

„Sieh, das ist's ja eben“, redete Langen zu; „schlimmer kann's nicht werden. Wenn wir ihm tausend Thaler verschreiben, schießt er uns noch Zweihundert vor, auf drei Wochen. Du hast die Glückshand, das Gold liegt vor deinen Füßen, du willst es nicht aufheben, heute Abend vielleicht sind wir schon aus aller Noth, und ich schwöre dir bei Ehre und Leben, du allein sollst die Karte berühren, du allein über jeden Heller verfügen. Nur diesmal willige ein, und rette uns Beide.“

Und mit diesen Worten schlang der leichtsinnige Verführer die Arme um den Hals des Unglücklichen, und küßte ihm die Worte der Erwiderung von den Lippen weg.

„Hier ist der Schuldschein. Ich habe schon unterzeichnet, aber Benno .... verlangt durchaus drei Unterschriften, nur die deinige fehlt.“

Der Schein lautete wörtlich:

„Wir, die Unterzeichneten, bekennen hierdurch, unter heutigem Dato 1000 Thaler (geschrieben Eintausend Thaler) von dem Herrn Benno .... baar empfangen zu haben, und verpflichten uns mit unserm Ehrenwort diese Summe heute über vierzehn Tage, mit fünf Procent Zinsen zurückzuzahlen.“

„B. am .... Hauptmann von Ellernburg.
Lieutenant von Langen.“

„Hauptmann von Ellernburg? Lieutenant? Du? Was soll das heißen?“ fragte Robert erstaunt. „Wer ist der Hauptmann von Ellernburg?“

„Der Capitän im Jägerbataillon“, warf Langen leicht hin, indem ein flüchtiges Roth seine Wangen anhauchte, „ich bin ihm auch ein mal in einer solchen Angelegenheit behülflich gewesen. Wie ich dir gesagt, man muß drei Unterschriften haben.“

„Aber du hast ja Lieutenant geschrieben?“

„Was liegt daran! Das Examen habe ich gemacht, und binnen wenig Wochen bin ich's ja.“

Robert schüttelte den Kopf; doch er hielt das für eine eitle Prahlerei seines Kameraden. Dieser hielt ihm die eingetauchte Feder hin. „Schreib wie ich dir dictire, denn genau so verlangt es Benno ....: In Anerkennung obiger Unterschriften, Portepéefähnrich Robert Werner!“

Robert fuhr zurück: „In Anerkennung — Portepéefähnrich! — unmöglich!“

„Thu mir den einzigen Gefallen“, rief Langen, „und mache, da ich dich endlich beredet habe, die Sache zu wollen, nicht Umstände wegen der läppischen Formen. Es ist ganz einfach, Benno .... hat das Geld nicht selbst, er muß es von einem Dritten borgen, dem er den Schein verpfändet, und der uns nicht kennt. Der gibt eine so große Summe nicht auf Ehrenwort eines Unteroffiziers; es sollten eigentlich drei Offiziernamen sein, aber er hat sich für die dritte Person mit einer begnügt, die das Portepée hat, also schon so gut wie zum Offizierstande gehört, und das Examen hast du ja gemacht.“

„Das scheint mir aber doch —“

„Es ist eine Unrichtigkeit, freilich; aber doch nicht für Benno ...., der Alles weiß und uns kennt, er mag es bei seinem Handelsfreund vertreten. Wir verpflichten uns ja nur ihm. Genug, er kann uns nicht helfen, wenn du die Bedingungen nicht erfüllst. — Setze den Fall, der Schein

lautete auf sechs Monate, so wäre ja Alles richtig. Denn alsdann bist du Fähnrich und ich längst Lieutenant. Also um Gottes Willen zögere nicht. Um sechs Uhr habe ich Antwort versprochen, es ist drei Viertel, und komme ich nicht, so ist Alles rückgängig und unser Unglück unvermeidlich.

Robert schrieb mit zitternder Hand. Langen faßte rasch das Papier, und als besorge er, daß Robert es ihm wieder entrisse, eilte er in hastigen Lauf damit hinaus *).

---

*) Wir haben hier nach dem Leben geschildert. Genau in der obigen Form lassen sich die Wucherer Berlins, denen leichtsinnige junger Leute vom Militär in die Hände fallen, die Schuldscheine ausstellen. Das ist das Zwangsmittel, um Aeltern und Vormünder zu jedem Opfer zu bestimmen. Das verpfändete Ehrenwort, das uneingelöst die fernere Laufbahn im Militär verschließt, ist nicht Bürgschaft genug. Es müssen auch noch Falsa in der Unterschrift begangen, dritte Personen (wie hier der fingirte Hauptmann von Ellernburg), die von Nichts ahnen, hineingezogen werden, damit der Schuldschein ein Verbrechen constituire. Dann haben die Verwandten die Wahl, den leichtsinnigen Jüngling ins Zuchthaus zu liefern, oder oft das Letzte herzugeben, um ihn zu retten. — Gäbe es gegen diese schaudervollen, aber leider wahren Proceduren, die zu den Geheimnissen von Berlin gehören, keine Hülfe? — O ja! Die Ehrengerichte der Offiziere müßten sie gewähren, da die Gesetze sie nicht gewähren können. Ein solcher Fall müßte nach den Grundsätzen der Menschlichkeit und Billigkeit, die den jugendlichen Leichtsinn, die Unerfahrenheit in Anrechnung bringt, beurtheilt und dem Ehrengericht die Befugniß ertheilt werden, einem solchen Leichtsinnigen das erste mal eine harte Strafe, etwa ein Jahr des strengsten einsamen Arrestes, mit Zwang zu wissenschaftlicher Arbeit, aufzuerlegen; ihn dann aber wieder im Corps aufzunehmen. Der Rückfall müßte ihn freilich ausstoßen; allein er würde nach so harter Strafe schwerlich eintreten.

Viertes Capitel.

Die Spielhölle.

In einem mäßig großen Zimmer saßen fünfzehn bis zwanzig Männer, jüngere und ältere, um einen ovalen, in der Mitte des Gemachs stehenden, mit grünem Teppich bedeckten Tisch, welcher durch eine von der Decke herabhängende Lampe hell erleuchtet wurde. Das Zimmer zeigte nur Ein Fenster, das durch Laden von außen geschlossen und außerdem inwendig durch ein breites Rouleau und dichte grüne Vorhänge bedeckt war, sodaß kein verrathender Lichtstrahl durch dasselbe nach außen fallen konnte. Eine Thür zeigte das Zimmer gar nicht, und außer den nothwendigen Stühlen, als einziges Meuble, nur einen Eckschrank, der einen heimlichen Ausgang versteckte, um sich bei einem etwaigen Ueberfall flüchten zu können. In der Mitte des Tisches saß ein langer, hagerer, erdfarbiger Mann, von etwa sechszig Jahren; ein Kahlkopf, doch hatte er einen starken weißen Schnurrbart. Die Stirn war tief gefurcht, die Nase stark gebogen, das Kinn vorspringend, spitz, die Augen grau, aber von stechender Schärfe. Im Uebrigen waren seine Züge so unbeweglich, als wären sie in Stein gehauen. Er wandte nur die Augen ringsum nach allen Seiten und schien jeden Einzelnen der am Tische sitzenden Herren scharf zu mustern.

„Können wir anfangen?“ fragte er mit trockener, tonloser Stimme. Ein stummes Nicken der Anwesenden war die Antwort. Er hob hierauf ein Kästchen auf den Tisch, das er neben seinem Sessel zu stehen hatte, und öffnete es;

es war mit verschiedenen, sorgfältig geordneten Sorten Silbergeldes und Goldes gefüllt. Zugleich stellte ein neben ihm sitzender, noch junger Mann, der bleich und fahl wie eine Leiche, überwacht, verlebt, verstört aussah, gleichfalls ein Kästchen auf den Tisch, in welchem einige Dutzend Spiele Karten enthalten waren. Er vertheilte davon an die Umhersitzenden.

Einige Stühle waren noch leer.

„Fangen wir an, Baron!“ rief ein Herr ungeduldig, „wir können doch nicht ewig warten, und wer weiß, ob die jungen Leute heute überhaupt kommen.“

„Ich bin bereit“, erwiderte der Banquier, der mit dem Titel Baron angeredet war. „Sind sie fertig, Brassinet?“ wandte er sich zu dem bleichen Croupier.

Dieser nickte.

„Sie sehen die Bank vor sich; sechstausend Thaler. Ich halte nicht einen Heller darüber“, sprach der Baron kurz, indem er die Karten mischte. Er ließ seinen Nachbar abheben, nahm die oberste Karte ab, drehte sie um und legte sie unter das Spiel, sodaß der Rücken der Karte auswärts gekehrt war. Dies war die täuschende Operation, um die Spieler zu versichern, daß keine Volte geschlagen werde, was aber dennoch der geübten Hand eines falschen Spielers ganz leicht ist.

Das Spiel begann. „As et sept — Valet et neuf — Trois et Roi — Dame et dix!“

„Verflucht!“ rief ein junger Mann und stampfte mit dem Fuße. „Schon beim ersten Umschlag verloren! Fort mit dir, ich setze kein Vertrauen mehr auf dich!“ Mit diesen Worten zerriß er die Coeur-Dame, die vor ihm lag und mit einem Goldstück besetzt war, und warf die Karte auf den Tisch. „Verflucht alle Weiber, auch beim Kartenspiel!

Ich hatte einen Aberglauben dabei, wenn der erste Umschlag glücklich wäre. Nun soll auch die böse Sieben statt dessen heran!" Diese Worte waren halb für sich selbst, halb für seinen Nachbar gesprochen, der indeß, mit seinem eigenen Spiel beschäftigt, wenig darauf achtete. Der Sprecher suchte die Pique-Sieben aus seinem Spiel und pointirte weiter auf derselben, während er eine Paroli bog.

Das Spiel ging fort. Noch waren die Gesichter nur äußerst gespannt, trugen nur die Spuren einer allgemeinen Aufregung; die stärkere Wirkung der Leidenschaft, wie sie der Wechsel des Glücks beim Spiel erzeugt, war noch nicht eingetreten. Doch zeigten sich allmälig die Vorboten davon. Hatte man anfangs noch hier und da einige Worte der Unzufriedenheit, oder einen schlecht unterdrückten Fluch, oder auch wol einen Scherz über irgend eine Ungehörigkeit des Spiels gehört, so wurde es nachgerade immer stiller, und man vernahm nichts als das eintönige Ablesen der Karten und den Klang des hingeworfenen Geldes. Es war, als höre man nur den Mechanismus einer Uhr, die das Spiel treibe, so gleichmäßig kehrte das Geräusch wieder. Da ließ sich auch ein anderes hören. Es geschahen drei leichte Schläge an die Wand. Alle horchten auf und wendeten die Augen nach der Richtung. „Bekannte!" sprach der Banquier. Gleich darauf sprang eine Tapetenthür, im Innern des Zimmers kaum zu bemerken, auf, und das Gesicht Rudolf's von Langen und hinter ihm das Robert's wurden sichtbar. Eine ältliche Frau, mit einer Lampe in der Hand, welche ihnen geleuchtet hatte, begleitete sie.

„Nehmen Sie Platz, meine Herren!" rief der Baron Langen und Robert zu und konnte ein unheimlich vergnügtes Lächeln bei dem Eintritt dieser Opfer, deren er gewiß war, nicht unterdrücken.

Langen sah keck, leichtfertig, etwas erhitzt aus; Robert krank, blaß, düster.

„Nun wird Niemand mehr kommen, denke ich", sprach der Baron, „verriegele nun die Hausthür von innen, Annette, schließe die Läden und lösche das Licht aus, als ob Alles im Hause schliefe."

Die Alte, deren Gesicht eine Mischung von grinsender Unterthänigkeit und bösartiger Gemeinheit war, trat rückwärts stumm wieder in den dunkeln Gang, den die Thür verschloß, zurück, und zog diese nach sich. Die Lampe, welche in dem finstern Raum ihre Züge mit grellem dunkelgelbem Schein beleuchtete, gab ihr das Ansehen einer echten Hexe und Teufels-Großmutter.

Robert, der ihr zufällig nachblickte, schauderte zusammen. „Gott im Himmel", seufzte er innerlich, „nur dies eine mal führe mich glücklich aus dieser Höhle des Verbrechens, dann will ich ja nie wieder meinen Fuß hierher setzen!"

Das Spiel begann wieder.

„Valet et Dame — Quatre et neuf — Roi et sept!" Der Baron hielt inne und fixirte Langen. „Paroli!" rief dieser hitzig und kniffte den König, der verloren hatte.

Er verlor abermals, während Robert auf der Dame gewann.

Heftig warf er das Geld hinüber und raunte Robert ins Ohr: „Du hast die Glückshand, glaube mir!"

„So folge nur nicht meiner Karte, sonst verdirbst du mir das Spiel", erwiderte dieser leise.

Den Aberglauben läßt kein Spieler. Langen pointirte einige mal nicht; Robert spielte glücklich. „Setze doch höher!" flüsterte er ihm ins Ohr.

„Nein! Ich kenne mich. Wenn ich hoch setze, schlägt das Glück um."

„Dann können wir zehn Jahre arbeiten, bis wir die tausend Thaler gewonnen haben“, murmelte Langen mit dem Tone des unterdrückten Aergers.

Ein halber Seufzer, halber Schrei unterbrach die eben eingetretene Todesstille. Ein Mann, schon in Jahren, etwa ein Vierziger, der nur mit Gold gespielt hatte, stieß ihn aus und stand gleichzeitig auf. Seine Hand war krampfhaft geballt, das Auge glühte fieberhaft, die Lippen bebten. „Wollen Sie mir vierzig Louisdor auf Ehrenwort zum Weiterspielen geben, Baron?“ fragte der Spieler.

„Ich leihe nie! Sept et dix!“

„Ich habe in den drei Tagen über fünfhundert an Sie verloren“, sprach der Fremde mit verbissenem Ingrimm.

„Möglich! As et Dame!“

„Hier“, rief Langen und deutete auf Robert's Karte, die Dame hat ein Quinze leva gewonnen!“

Der Croupier richtete einen Blick seiner verkohlten Augen auf den Baron, der wie ein graues Thonbild unbeweglich dasaß und nur die Worte sprach: „Sechzig Friedrichsdor.“ Der Croupier zahlte.

Der Fremde setzte den Hut auf, und indem er beide Hände auf den Tisch stemmte, rief er, mit Thränen der Wuth und des Schmerzes in den Augen: „Sie wollen nicht, Baron?“

„Ich bedauere!“

„Ich habe keinen Heller, um nach Haus zu reisen!“

„Valet et trois!“

„Es war der letzte Rest meines Vermögens! Meine Frau und Kinder —“

„Hier spielen Männer, nicht Kinder, die da weinen, wenn sie verloren haben“, antwortete der Banquier im gleichgültigsten Tone; er hätte gewiß gar nicht geantwortet, wäre die Taille nicht eben zu Ende gewesen.

„Nun so soll —!“ brach der Fremde wüthend aus und stampfte auf den Boden. Alles fuhr auf. In dem Augenblick ertönten aber drei starke Schläge an der Wand, ein Zeichen, daß man auf seiner Hut sein müsse. Die beiden Nachbarn des Fremden faßten ihn und beschworen ihn, ruhig zu sein, es drohe Gefahr.

Die Alte öffnete die Thür.

„Was gibt's?“ fuhr der Banquier auf, während der Croupier schon die Kästchen mit dem Gelde und den Karten wegräumte, und alle übrigen Spieler Geld und Karten schleunigst vom Tisch rafften und es in ihren Taschen verbargen. Auch Langen hatte im Nu das gesammte, vor Robert liegende Geld in seinen Hut geschüttet und steckte es nun mit hastigen Griffen ein. Robert selbst konnte nur noch einige wenige Goldstücke fassen und schnell verbergen.

„Ich habe öffnen *müssen*“, sprach die Alte; „es war der Briefträger, der hier gegenüber wohnt; er bringt einen Brief an einen Herrn Robert Werner citissime.“

„Das bin ich“, rief Robert.

„Wie kann er wissen —“, rief zugleich der Banquier.

„Seine Kinder haben den Herrn erkannt, als er vor einer Stunde unter ihrem Fenster vorbeiging und von der Laterne gegenüber beleuchtet wurde; dann sahen sie ihn hier eintreten. Das hatten sie dem Vater gesagt, der nun mit Gewalt verlangte, ihn zu sprechen. Um nicht Verdacht zu erregen, gab ich nach und versprach, ihn herunter zu rufen.“

„So führe den Herrn hinunter“, sprach der Banquier; „es hat diesmal nichts zu sagen, meine Herren; nur ein Schreckschuß; die Alte hat ganz richtig gehandelt.“

„Aber *ich* will eure Spelunke *denunciren*!“ rief der Fremde. Im nämlichen Augenblick jedoch hielten ihn seine

beiden Nachbarn an beiden Armen, und der eine rief: „Mein Herr, Sie sind hier unter Cavalieren!"

„Ich bin hier ausgeplündert! Ich muß ins Wasser springen; Weib und Kind müssen verhungern!"

„Sie wollten vierzig Louisdor, um weiter zu spielen", sprach einer der Herren; „ich gebe sie Ihnen, wenn Sie Ihr Ehrenwort geben, ruhig zu sein!"

Der Banquier ließ ein verächtliches Lächeln um seine Lippen spielen.

„Es sei denn! Noch ein Strohhalm, an den ich mich klammere!" sprach der Fremde tonlos.

Indeß war Robert hinausgegangen.

Im untern Geschoß erwartete ihn der Briefträger. „Verzeihen Sie, Herr Werner", fing dieser an, „daß ich Sie noch so spät aufsuche. Aber der Brief mit 60 Friedrichsdor ist citissime. In der Kaserne fand ich Sie nicht, und dem Ueberbringer ist ein Thaler zugesagt, wenn er Schreiben und Geld noch heute in Ihre Hände liefert. Einen solchen Extraverdienst darf ein Familienvater sich doch nicht entgehen lassen."

Dabei händigte er ihm den Brief und das Packet mit Geld ein.

Robert nahm Beides. Hastig öffnete er den Brief; er war von seinem Vater.

„Mein lieber Sohn!"

„Ich sende dir hier sechzig Friedrichsdor, mit dem Auftrage, sie noch am nämlichen Abende des Empfanges an Herrn von Hallersberg (in den drei Bergen) zu zahlen, dem ich sie als Rest des Kaufgeldes für die holländischen Kühe, die er uns im vorigen Frühjahr besorgt hat, schulde. Die Zahlung wäre zwar erst in acht Tagen fällig, allein er hat mich gebeten, sie ihm, da er eine längere Reise an-

treten will, sofort zu leisten. Er wünscht spätestens am 23. abzureisen, noch lieber aber am 22.; der Brief kann am 21. Abends, wenn auch spät, in deinen Händen sein. Trifft er dich also, so besorge das Geschäft augenblicklich und laß dir dagegen meinen Schuldschein zurückstellen. Alles ist wohl bei uns und grüßt herzlichst.

Dein dich herzlich liebender Vater

19. März. Richard Werner."

Robert bescheinigte den Empfang und eilte wieder ins Spielzimmer.

Als er eintrat, fand er Alles schon wieder im lebhaftesten Spiel. Doch fast wäre ein lauter Ausruf des Entsetzens seinen Lippen entflohen, als er Langen's Angesicht sah. Er hatte eine fahle Fieberblässe, das Haar starrte verworren aufgesträubt empor, sein Auge rollte wild, die Stirn war mit Angstschweis bedeckt, die bläulichen Lippen bebten und zuckten.

„Gut, daß du endlich kommst", fuhr er hastig und doch stammelnd heraus, „ich habe ein paar Fehlkarten gehabt. Stelle du unser Glück her; ich rühre keine Karte mehr an. Aber erst gib hier zehn Friedrichsdor an den Herrn Hauptmann; er hat sie mir vorgestreckt, bis du herauf kämst."

Robert stand wie eine Marmorsäule. „Unser Gewinnst" stotterte er nach einigen Augenblicken mühsam heraus.

„Ist rasch wieder weggeflogen, wie er gekommen", warf Langen gewaltsam leichtfertig hin, und versuchte zu lächeln. „Der Antheil in deiner Tasche wird getreuer gewesen sein, oder war vielmehr draußen sicherer verschanzt, während hier das Feuer der Schlacht tobte", fuhr er fort, während ihm trotz des gewaltsamen Versuchs zu lachen, die Zähne klapperten.

„Du scharrtest ja Alles vom Tisch bei der Unterbrechung", rief Robert außer sich, und faßte wild Langen's beide Hände.

„Sept et valet — Dame et huit", tönte der einfömige Takt der heisern Stimme des Banquiers. „Ich bitte wenigstens sogleich um die zehn Friedrichsdor, denn ich brauche sie zum Weiterspielen", sprach der Nachbar Langen's, ein Hauptmann außer Diensten, in etwas scharfrm Ton. „Ich habe nichts, mein Herr" antwortete Robert, sich nach dem Hauptmann wendend.

„Wie" rief Langen „ich sah ja selbst, daß du Gold in diese deine Tasche stecktest! Willst du mich jetzt mit meinem Ehrenwort, das ich im Vertranen auf dich gab, stecken lassen?" Dabei fuhr er hastig, halb unwillkürlich mit der Hand gegen Robert's Brust. Er fühlte die Goldrolle, und hörte die losen Goldstücke, die Robert beim Zusammenraffen eingesteckt hatte, leicht klirren. „So viel!" rief er aus und der Mund blieb ihm offen stehen.

Robert wurde roth; er war scheinbar der Unwahrheit überführt. Dies machte ihn schwankend. Er zog Langen bei Seite und flüsterte ihm ins Ohr: „Um Gottes Willen, das Gold ist ja nicht mein, ich soll es sogleich für den Vater bezahlen!"

Langen, der bei seinem Leichtsinn auch große Schlauheit besaß, wußte natürlich aus dieser Lage Robert's sogleich Vortheil zu ziehen: „Also gegen den Einen willst du redlich handeln, und gegen den Andern nicht? Habe ich dich so stecken lassen, als du anfangs verlorst? Und du handelst verkehrt dazu. Verweigerst du mir die paar Louisdor, so ist Alles hin, denn ich habe dein Wort mit verpfändet, und wir müssen sofort hier aus dem Saal. Wie dann den Wechsel decken? Und wenn er nicht gezahlt wird, sind wir ver-

loren. Es gibt nur Ein Mittel, Alles gut zu machen. Du mußt mich auslösen, und es mit deinem Glück weiter versuchen. In einer Viertelstunde können wir außer aller Noth sein! Ich hatte Unrecht, daß ich selbst spielte. Du hättest jetzt zehn mal größeres, wenn du mit deiner Glückshand nicht spieltest — Setze denn wenigstens ein mal."

Langen drängte ihn zum Tisch, drängte ihm die Hand fast gewaltsam zum Gelde.

Wie betäubt, fast willenlos, nahm Robert die losen Goldstücke, die er außer der Rolle von seinem Vater noch hatte in die Hand. Es waren gerade zehn. Langen entriß sie ihm halb. „Einen behalte ich für die nächste Karte Capitän", rief er, indem er neun dem Hauptmann einhändigte. „Solch ein Ueberläufer bringt Glück. Da Robert! Setze du! Zieh dir eine Karte! — Coeur-Dame! Die schönste Vorbedeutung."

Die Dame gewann.

„Paroli!" rief Langen in Robert's Ohr.

Sie gewann!

„Sept leva!" drängte Langen heftiger.

Sie gewann.

„Quinze leva! — — Gewonnen! Bei Gott! Siehst du, wir sind im Zug", rief Langen, „nun wirst du mir doch danken! Hier Capitän! Der letzte Schuldner! — Nun vorwärts!"

Robert spielte weiter, mit unerhörtem Glück. Allein er flog in fieberhafter Wallung. „Sowie ich die zweihundert voll habe", schwur er sich, „hör' ich auf!" — Er war nahe daran! Da ging es rückwärts. Das Häuflein Gold schwand. — Es wuchs wieder. Es schwand abermals. Seine Fieberhitze aber wuchs fortdauernd. — Der Banquier und der Croupier wechselten bedeutsame Blicke.

Der erste zog die Uhr, und sprach: „Noch zehn Minuten, zwei Taillen. Richten Sie ihr Spiel ein, meine Herren. — Robert bebte bis in die Zehenspitzen. Nur durch hohen Satz auf mehre Karten konnte er noch zum Ziel kommen. — Er gewann, verlor, — verlor — drei mal zuckte er mit der Hand nach des Vaters Gelde, drei mal zog er zurück, das vierte mal unterlag er. Zwei Minuten darauf sank er bewußtlos zu Boden. Er hatte Alles verloren.

Fünftes Capitel.

Der Entschluß.

„Endlich", rief Langen, der bleich an seinem Bette saß. „Ich dachte, du wärest für ewig entschlafen."

Robert der die ganze Nacht im Fieber gelegen, war nach dem Ausbruch der wildesten Phantasien in todesähnliche Betäubung verfallen, und öffnete nun die Augen. Starr blickte er umher, sah Langen mit düsterm Rollen des Auges an, und sprach kaum hörbar: „Gott hat mir nicht die Gnade gegeben, mich wahnsinnig zu machen." Tiefe Stille. Vom Thurm der der Kaserne gegenüberliegenden Kirche schlug es sieben Uhr.

Es pochte. Der Briefträger trat ein. Robert schreckte zusammen. „Da bin ich schon wieder" sagte er; ja, ich komme jetzt fleißig. Aber wie Herr Werner? Krank, im Bette? Sie sehen wahrhaftig elend aus. Nun, der Brief hier bringt vielleicht etwas Gutes zur Stärkung. Es ist wieder ein expresser, und ich habe wieder einen Thaler."

Mit einer unheilvollen Ahnung nahm Robert den Brief in die Hand, er war von seinem Vater. Kaum hatte er ihn durchflogen, als er so bewußtlos wie zuvor, zurücksank, und das Blatt fallen ließ. Langen raffte es auf. Er las:

„Theuerster Sohn!"

„Wenn es irgend möglich ist, eile sofort zu Herrn von Hallersberg und bitte ihn, mir meine Zahlung nicht nur zu stunden, sondern, wenn es irgend in seiner Macht steht, mir tausend Thaler zu leihen oder zu verschaffen. Gestern, eine Stunde nachdem ich den Brief an dich abgeschickt, kam Feuer in der neuen, noch im Bau begriffenen Scheune, die noch nicht versichert ist, aus (unfehlbar durch Bosheit angelegt), und sie und alle unsere Wirthschaftsgebäude brannten herunter! — Du siehst daraus, wie wichtig es mir ist, wenn du meine Bitte bei Herrn von Hallersberg durchsetzest. Thue für deinen Vater was du vermagst. Wohl sind wir, Gott Lob, Alle.

Dein treu liebender Vater

Richard Werner."

Selbst Langen zitterte und verfärbte sich bei diesen Zeilen. Der Briefträger sah ihn staunend und fragend an.

„Ihr wartet auf Euern Thaler, guter Gevatter", sprach Langen bitter ironisch, „ja wir sind die Leute danach. Da nehmt meine Dose. Einen ist sie wohl werth, wenn sie auch nur von Papiermaché ist."

Der Briefträger starrte Langen an, und wußte nicht, sollte er nehmen oder nicht; doch der Fähnrich drängte ihm die Dose in die Hand, und trieb ihn fort. — Jetzt trat er ans Bett und faßte Robert's Hand, „Werner! — Wie ist dir? — Gott im Himmel, wenn dieser Schlag ihn — — Gott sei Dank! Er schlägt die Augen auf."

Robert öffnete das Auge, und sah Langen fest an. —

„Ich weiß Alles", sprach er nach langer Pause mit dumpfem, feierlichem Ton, „ich weiß auch, was ich zu thun habe."

Er richtete sich empor.

„Du willst doch nicht aufstehen?" rief Langen.

Doch Robert stand auf, mit einer Kraft, als sei er gar nicht krank gewesen. Langen trat staunend einen Schritt zurück; es schauerte ihn; es war etwas Unheimliches in dieser eiskalten Entschlossenheit Robert's. Dieser griff nach seinen Kleidungsstücken. „Du willst doch nicht?" fragte Langen erstaunt.

Robert gebot ihm Schweigen durch einen finstern Blick. In zwei Minuten war er völlig gekleidet, doch nicht in Uniform, sondern im Oberrock; er griff nach der Mütze, doch warf er sie rasch wieder aus der Hand, und langte den aufgefundenen Hut herab, den er auf seinen Schrank gestellt hatte, um ihn stets als ein Warnungszeichen vor Augen zu haben. Es schien, als wolle er seinen Stand durch nichts verrathen; die Mütze hätte ihn doch halb und halb als Soldat kenntlich gemacht. Während des Ankleidens hatte er keinen Laut hören lassen; jetzt sprach er nur kurz und finster: „Gib mir den Brief meines Vaters." Langen gab ihn stumm. Robert steckte ihn ein, und verließ ohne ein Wort zu sprechen, das Zimmer.

Sein Entschluß war gefaßt.

Er ging zu Herrn von Hallersberg, der im Gasthofe zu den drei Bergen wohnte. Er war zum Glück noch nicht abgereist.

Eine halbe Stunde blieb Robert bei ihm allein. Als er das Zimmer verließ, sah er aus, wie Jemand, dem ein Funke von Hoffnung strahlt; aber doch schwer ernst.

Er ging raschen Schrittes die Straße hinunter und durch einige enge Querstraßen bis zu einem schwarzen, unwohnlichen Hause, das nur die Breite zweier Fenster hatte. Das untere Geschoß nahm eine Thür, und ein stark mit Eisen vergittertes Fenster ein. Es war das des Comptoirs von Benno ....

„Er ist schon dort — er ist allein", sprach Robert, der einen Blick durchs Fenster geworfen hatte, schwer aufathmend. „Es wird gelingen."

Auf sein Anpochen rief eine heisere Stimme: „Herein!" Robert trat ein. „Guten Morgen Herr Benno ...." sprach er in der geöffneten Thür.

„Gottes Wunder! So früh! Was führt Sie her, Herr Fähnrich!" Der alte Wucherer verzog dabei die fahlen Lippen zu einem ganz leisen, aber so giftig spöttischen Lächeln, daß Robert Mühe hatte, seine Fassung zu bewahren. Indeß zog er ruhig ein Blatt aus dem Busen und überreichte es Benno ....

Dieser setzte die Brille auf, zog die kahle Stirn in Querspalten und las mit den stechenden grauen Augen und eisernen Zügen.

„Die Bürgschaft ist gut! Nicht wahr?" fragte Robert.

„Bei Gott! Sie ist gut — aber —"

„Sie meinen die bloße Erklärung genüge nicht, sondern sie müsse in aller Form ausgestellt werden? Auch dafür ist schon gesorgt, ich habe das Blatt hier, ich wollte nur erst Ihre Erklärung haben."

Bei diesen Worten nahm Robert das Blatt aus Benno's Hand zurück, und zog ein zweites aus der Brusttasche. „Doch jetzt hören Sie ein Wort, Herr Benno .... Sie haben uns zweihundert Thaler geliehen —"

„Tausend, tausend! steht in dem Schein, Herr Fähnrich!"

„Und funfzig für den Vermittler in Abzug gebracht", fuhr Robert ruhig fort.

„Bei Gott! Ich habe sie selbst abgeben müssen!" rief Benno ....

„Ich will's glauben! Sie sollen statt der 150 Thaler 200 Thaler zurückerhalten. Aber, Herr Benno ....! Treiben Sie ein paar unglückliche junge Leute nicht weiter! Mein Vater ist vor einigen Tagen abgebrannt, — ich kann Ihnen den Brief zeigen! Sie machen das Elend einer ganzen Familie, wenn Sie mehr zurückverlangen als zweihundert Thaler! Seien Sie menschlich!"

„Herr Werner! Was denken Sie!" rief der Alte, „Geschäft ist Geschäft! Ich habe einen Schein! Sie haben tausend Thaler geborgt. Ich kann keinen Groschen ablassen!"

„Herr — —" rief Robert mit einer Heftigkeit, die er jedoch sogleich wieder unterdrückte. „Sie gewinnen viel, aber Sie wollen noch mehr, und stürzen uns Alle ins Elend! bedenken Sie!"

„Herr Werner! Verzeihen Sie, aber ich habe zu thun. Wollen Sie Geschäfte machen, so hab' ich Zeit, sonst —"

„Ist das Ihr letztes Wort?" fragte Werner wieder ruhig.

„Mein letztes, letztes, allerletztes."

„Gut! So hören Sie auch mein allerletztes!"

In diesem Augenblick zog Robert ein Pistol hervor, und hielt es auf den Alten gespannt.

„Ehe du die Lippen öffnest, liegst du am Boden, Wucherer!" rief er mit so furchtbarem Blick, daß Benno .... bleich zusammenzuckte, und, unfähig ein Wort zu sprechen, mit halb offenem Munde, fliegenden Zähnen und schlottern-

den Gliedern dastand, sich mit der zitternden Hand an den Schreibtisch klammernd.

„Eins hast du vergessen in deiner Rechnung, alter Blutsauger! Daß Der, der nur die Wahl hat, sich allein durch den Kopf zu schießen, oder seinem Henkersknecht vorher, erst diesem den Schädel zerschmettert. Jetzt höre: Zuerst den Schein heraus! Dann brauche ich zu den zweihundert — um die funfzig magst du mich betrügen — noch dreizehnhundert Thaler. Diese zahlst du auf der Stelle! Ich weiß, du hast sie! Darüber empfängst du die Bescheinigung auf funfzehnhundert Thaler, mit sechs Procent Zinsen, auf zwei Jahre."

Benno .... zitterte wie im Fieberfrost. Seine graufahlen, hagern, scharfeckigen Züge verzerrten sich krampfhaft, die Hände öffneten sich unwillkürlich und zogen sich dann zusammen, als raffe er etwas auf.

„Um keinen Heller sollst du betrogen werden, aber die Beute deines scheußlichen Wuchers reiße ich dir aus den Zähnen", sprach Werner mit eiserner Stimme. „Nun den Schein heraus! Ich zähle bis zwölf; auf das Wort «zwölf» fällt mein Schuß — und im andern Pistol ist die Kugel für mich. Es bleibt mir doch nichts Anderes übrig. So will ich wenigstens die Meinigen retten! — Eins — zwei — drei —"

Benno .... bedachte sich noch. Robert richtete schärfer. Da faßte er an das Pult.

„Vier — fünf — sechs —"

Bei dem Worte „sieben" lag der Schein auf dem Tisch. Robert faßte ihn mit der linken Hand und steckte ihn hastig in die Brusttasche.

„Jetzt das Geld, denn hier ist die sichere Bürgschaft und Verschreibung."

Der alte Wucherer hatte die Fassung verloren. Sein böses Gewissen raubte ihm den Muth des Widerstandes. Er fühlte, daß Robert auf dem Punkte war, wo ein Hülferuf, oder sonst ein Versuch, seinen Plan zu vereiteln, das Aeußerste zur Folge haben mußte. So schlug sich die Habgier durch sich selbst, sie wußte, zu welchem Grade der Verzweiflung sie den Unglücklichen gedrängt hatte, und fürchtete daher Alles von ihm. Zitternd schloß daher Benno ...., immer mit scheuem Seitenblick auf das Pistol, den Geldkasten auf und legte in einigen großen Bankscheinen die Summe auf den Tisch. Robert nahm sie mit der Linken und reichte ihm mit der Rechten den Schuldschein mit der Bürgschaft hinüber.

„Ist Alles in Ordnung?" fragte er ruhig.

„Alles richtig!" stotterte Benno .... heraus.

„So kehre das Gesicht der Mauer zu", befahl ihm Robert, „und wehe dir, wenn du einen Blick nach mir wendest, bevor ich dir's gestatte!"

Benno .... gehorchte vor Angst schlotternd. In demselben Moment war aber auch Robert schon hinaus, und in der nächsten Minute in dem Gewinde der Gassen so verschwunden, daß Niemand ihm hätte folgen können.

Als Langen am Mittag von der Parole nach Hause kam, fand er, von unbekannter Hand abgegeben, folgende Zeilen vor:

„Deine Verführung hat mein Leben in der Blüte zu Grunde gerichtet! Ich hatte nur noch eine Pflicht, die, das Unglück von meinem Vater abzuwenden. Es ist geschehen. Auch unser Schein ist ausgelöst, aber — nicht vernichtet. Er wird von sicherer Hand bewahrt. Wenn du aber nicht durch ehrenvollstes Handeln deine Schuld versöhnst, und wenn du je wieder eine Karte an-

rührst: so tritt er wieder ans Licht, und überliefert dich, wie er uns Beiden gethan hätte, dem Zuchthaus und der Schande! — Ich bin jetzt allein das Opfer! Leb wohl auf ewig!"

Robert war spurlos verschwunden. An seinen Kleidungsstücken, seiner Wäsche fehlte nicht das Mindeste; er wurde vermißt, wie er an dem Morgen ausgegangen war. Einige Tage später hatte man seinen Oberrock und seine Brieftasche in einem Gebüsch am Ufer des Stroms, wo die große Landstraße nahe an demselben vorbeiging, aufgefunden. — Es blieb kein Zweifel mehr, welchen Weg der Unglückliche gegangen war.

Sechstes Capitel.

Die Kirmeß.

„Raffe dich zusammen, liebes Weib", sprach Werner zu seiner Frau, die ihre frische Farbe und ihr heiteres Angesicht verloren hatte, und blaß, freundlich, aber still leidend, neben ihm in der Hausthür stand: „raffe dich zusammen, besiege deinen Schmerz und komm hinunter ins Dorf. Die Nachbarn deuten es uns, weiß Gott, übel, wenn wir nicht einmal am Kirmeßtage mit ihnen froh sein wollen!"

„Du hast Recht, Vater!" erwiderte Gertrud freundlich und gehorsam. — „Nun, Röschen, willst du mit zur Kirmeß?"

Die Kleine, die an einer Gartenbank stand und mit ihrem Kochgeschirr spielte, drehte sich rasch herum, rief mit

leuchtenden Augen: „Ach ja!“ und sprang fröhlich der Mutter in die Arme.

„So will ich dir auch dein neues Hütchen aufsetzen“, sprach Gertrud, indem sie das Kind auf den Arm nahm und hinein trug.

Franz war schon unten und sah mit der keimenden Lust eines funfzehnjährigen Knaben, sich unter die Tänzer zu mischen, dem Tanz vor dem Kretscham zu.

Indem Richard mit seiner Frau den Weg hinunterwandelte und Röschen voranhüpfte, sprach dieser: „Härme dich nicht immer, gutes Weib! Du hattest ja doch sonst fast mehr Vertrauen und Hoffnung als ich in aller Trübsal! Es ist wahr, wir haben bittern Schmerz getragen und manchen Unfall erlitten, aber, die Jahre gehen doch nachgerade darüber hin und es ist uns noch Vieles geblieben. Mir scheint aber, seit einiger Zeit zumal, als wache dein Kummer um Robert heftiger auf, statt zu entschlummern!“

Gertrud erwiderte nichts. Allein das dritte Jahr war seitdem herangekommen, und die Besorgniß, die Ahnung eines neuen Unglücks drückte sie. Doch hatte sie sich nicht entschließen können, Werner diese Sorge mitzutheilen, denn sie dachte: Entweder er schilt dich thöricht — und sie fühlte, daß dennoch dadurch ihre Thorheit nicht weichen werde — oder deine Sorge erfüllt auch ihn, und dann sind Zwei, die da bangen und leiden!

Werner fuhr, da sie so schweigend neben ihm hinging, fort: „Weiß Gott, es hat mir tief ins Herz geschnitten, daß mein Robert so endete! Aber ich wende mein Auge auf Franz. Gibt es einen bravern Jungen? Und auch Robert! Er hatte schwer gefehlt; aber hätte ihn nicht die Verzweiflung gefaßt, er würde sich gebessert haben!“

„Ich klage meinen Sohn nicht an", sprach Gertrud sanft, „aber daß ich noch oft um ihn weine — ist das einer Mutter zu verargen? Und dann — —"

„Du meinst, daß es uns auch sonst weniger gut gegangen ist? — Nun, wir haben viel verloren, aber doch stehen wir ja ehrlich da und die Sorge drückt uns doch nicht mehr!"

Gertrud schwieg wieder. Die letzten Worte: „die Sorge drückt uns nicht mehr", waren es, die ihr die Antwort raubten; denn gerade die Sorge war es, die Sorge um Kommendes, das sie bedrückte.

„Gestern Abend erst habe ich unsern ganzen Zustand genau überschlagen. Wenn uns in diesem Jahre kein außerordentlicher Unfall trifft, so sind wir aus aller Noth. Die letzten kleinen Posten trage ich mit der diesjährigen Wollschur ab. Dann steht nur noch das Capital von dreitausend Thalern auf unserm Gütchen, das der alte, biedere Benno .... uns gewiß nicht kündigt. Drum sei getrost, Gertrud; wenn du heiter siehst, habe ich auch noch ein mal so viel Muth!"

Gertrud war von innerer Freude über ihren wackern Mann glücklich bewegt; sie bezwang ihr Gefühl, gab ihm beide Hände, sah ihn heiter lächelnd, wiewol mit nassen Augen an, und küßte ihn herzinniglich.

„Mutter, Mutter! Musik!" rief die Kleine.

„Das kann doch nicht der Schall von der Kirmeßmusik sein?" fragte Richard verwundert. — Die Töne kamen aus einem Gebüsch zur Seite des Weges; man hörte eine helle Pfeife, eine Trommel und das Klingen eines Triangels.

„Wer steckt denn hier im Elsbusch?" fragte Werner und trat mit Frau und Kind näher. Rasch voranschreitend blieb er, nachdem sie etwa funfzig Schritte ins Gebüsch ge-

gangen waren, plötzlich stehen und rief zu seiner Frau zurück: „Der Tausend, Zigeuner!“

Gertrud sank fast in die Knie vor Schreck. Sie zitterte; nur mit Mühe vermochte sie sich auf den Füßen zu halten, ging aber dennoch, von unwiderstehlichem Hang getrieben, näher.

Auf einem kleinen Rasenplatz im Gebüsch war die Karavane gelagert. Einige Maulthiere und ein Karren standen im Hintergrunde zwischen den Bäumen. Auf einem Hügel saßen ältere Frauen und Männer und schauten dem jungen Volke zu, das theils tanzte, theils im Grünen umher lag. Es mochten etwa fünfundzwanzig in Allem sein. Eine Alte schlug die fast klanglose Trommel, ein Bube von zehn Jahren, mit langen schwarzen Ringellocken, den Triangel, und ein Bursch, von sechzehn Jahren etwa, blies das schrillende Pfeifchen. Man sah zwischen bunten, grellfarbigen Trachten auch verschossene, zerlumpte. Struppiges, lang herabhängendes, unordentliches schwarzes Haar bei Einigen; bei Andern die glänzendsten Locken, die bis auf Brust und Schultern fielen; — Gertrud suchte mit spähenden Augen nach einer Gestalt. Sie entdeckte sie nicht; überhaupt keine, die an Wlasta hätte erinnern können. Nur träge Stumpfheit oder wilde ausgelassene Lust sprachen aus den Zügen.

Röschen hob sich neugierig auf den Zehen, um über die Büsche zu schauen. Der Vater nahm sie auf den Arm. Die muntern Sprünge der Tanzenden gefielen der Kleinen. Mit ihren rosigen Wangen, den blauen Augen und blonden Locken, glich sie einem Engelsköpfchen, dieser Schar von wilden Gesichtern gegenüber. Diese schossen verwunderte Blicke, scharf wie Blitze, nach den Zuschauenden hinüber; die Alten steckten die Köpfe zusammen und flüsterten.

Gertrud war es unheimlich zu Muthe; sie sagte leise zu

Richard, indem sie ihn an den Arm faßte: „Komm, Lieber!" Röschen aber rief: „Ach bleib noch hier!" — Eines der ältern Weiber, mit gelbbraunem Gesicht, finstern Augen und unordentlichem, unter einem Scharlachtuch zusammengerafftem Haar, trat auf Werner zu und bettelte mit ausgestreckter Hand. Er setzte Röschen nieder, um Geld aus der Tasche zu langen. „Soll ich der Kleinen wahrsagen?" fragte die Zigeunerin. „Nein, nein!" rief Gertrud, heftig dazwischen springend, indem sie das Kind zurückriß: „Nimmermehr!"

Röschen, durch den Schreck der Mutter selbst erschreckt, rief auch: „Nein, nein!" und brach in ein heftiges Weinen aus. Die Mutter hob sie empor und ging hastig mit ihr zurück. Werner, erstaunt über diese ungewöhnliche Aufregung seiner Frau, warf der Alten ein kleines Geldstück hin und ging der Forteilenden schnell nach.

Bald schallte ihnen die Musik vom Kretscham entgegen. Es waren böhmische Musikanten, die hier zum Tanz spielten. Die Geige strich lustig drein, die Trompete schmetterte, Horn und Flöte ertönten. Auf dem Rasen drehten sich die Paare mit fröhlichen Gesichtern, und die bunten Bänder der Mädchen flatterten lustig. „Hier will ich auch mittanzen", rief Röschen und klatschte in die kleinen Hände; „Franz, tanze doch mit mir!" Der Bruder, der das Schwesterchen gar zu lieb hatte, tanzte mit ihr auf dem Rasen außerhalb des Kreises. Die Mutter schaute lächelnd zu; die Musik sandte ihre fröhlichen Klänge in die heitere, freundliche Luft empor. Es wurde Gertrud wieder so wohl ums Herz, so wohl — — Ach! Wie auch die Ahnung sie schauernd berührt hatte, sie wußte doch nicht, was die nächste Stunde noch verschleiert hielt!

Der Vater plauderte mit den Alten des Dorfs, Gertrud

mit den Frauen. Röschen, ganz beglückt, sprang mit andern Kindern fröhlich umher; Franz stets in ihrer Nähe.

Nach einiger Zeit trat er zur Mutter heran, und fragte sie: „Mutter, was sind denn das für Leute?“ Er deutete dabei mit dem Finger auf zwei Männergestalten, die in fremdartiger Tracht sich unter die Landleute mischten. Gertrud schreckte leicht zusammen. „Es sind Zigeuner“, sprach sie, und erkannte, daß es Männer aus den gelagerten Gruppen waren, die sie vor einer Stunde gesehen hatte. Franz folgte ihnen mit gespannten Blicken. Der Eine trug eine seltsame Mütze, mit einem bunten Federbusch geschmückt, der Andere einen spitzen Hut mit bunten Bändern. Die Männer verloren sich unter den Landleuten. „Wo ist Röschen?“ fragte die Mutter plötzlich mit ängstlichem Blick, „ich sehe sie nicht!“ — „O sie spielt drüben mit den andern Kindern im Gebüsch; ich habe sie eben noch gesehen“, antwortete Franz.

„Rufe sie herüber, Franz“, gebot die Mutter; „ich will sie lieber hier um mich behalten.“

Franz eilte über den Rasenplatz nach dem Gebüsch gegenüber, in welchem er Röschen mit vielen andern Kindern eben verlassen hatte. Er durchstreifte es, fand sie aber nicht. „Wo ist denn Röschen“, fragte er eines der Kinder. „Ich weiß nicht, sie wird nach der Musik gelaufen sein, wie die andern“, antwortete ein kleines Mädchen. Franz eilte dorthin; viele Kinder standen dort und warteten auf den Anfang des Tanzes. Röschen war nicht darunter. — — „Das ist doch seltsam“, dachte er; „sie wird wohl mit in den Garten gegangen sein!“ Er eilte auch dorthin; einige Kinder spielten unter den großen Nußbäumen und hatten unreife Nüsse aufgelesen. „War meine Schwester Röschen nicht bei euch?“

„Nein!“ riefen die Kinder, und suchten und spielten weiter.

Franz ging zur Mutter zurück, die ihm schon entgegenkam. „Nun, wo hast du Röschen?“ fragte sie, und es schwebte ein Zug der Angst über ihrem Angesicht. „Ich begreife nicht, wo sie ist“, antwortete Franz; „ich hatte sie drüben im Gebüsch verlassen, aber sie ist nicht mehr dort, und auch nicht bei der Musik und im Garten.“ Die Mutter erblaßte. „Röschen!“ rief sie laut, und sah umher. „Röschen!“ rief auch Franz. Sie fragte hastig einige Frauen. Niemand wußte Auskunft zu geben. Nun sandte Gertrud Franz zum Vater und eilte nach dem Bach, der hinter dem Gebüsch floß; ihr Unglück ahnendes Herz trieb sie dorthin. Am Steg, der hinüberführte, saß ein kleiner, lahmer Knabe mit seiner Krücke.

„Ist Röschen nicht hier gewesen?“ fragte sie ihn.

„Ja wol“, antwortete der Knabe, „sie ging mit der fremden Frau, die die rothe Mütze trug!“

„Die fremde Frau?“ rief Gertrud, und das Wort erstarb ihr im Munde: „Welche Frau?“

„Ich kenne sie nicht“, antwortete der Knabe, „sie sah so gelbbraun im Gesicht aus, und hatte eine hohe rothe Mütze —“

„Gott, eines der Zigeunerweiber!“ rief Gertrud und rang die Hände. „Weinte das Kind? Sträubte es sich?“

„Nein“, sprach der Knabe, „es hatte einen schönen Blumenstrauß in der Hand, und war —“

Gertrud unterbrach ihn. „Sie hat es verlockt — sie stiehlt mir das Kind! Hülfe, Hülfe!“ rief sie mit herzzerreißendem Laut, „wohin nahm sie ihren Weg?“

„Hier durchs Thal, nach der Rabenklippe zu!“

Gertrud wollte nachstürzen, doch sie besann sich und flog mit dem Ruf: „Hülfe, Hülfe! Rettet, Rettet!“ zurück.

Bald kamen ihr Dorfbewohner, kamen ihr Richard und Franz entgegen. Sie erzählte weinend, bebend, fliegend, was geschehen sei und rief: „Verfolgt sie, rettet sie!“

Einige stürzten sogleich nach. Richard sprach tröstend zu Gertrud: „Der Kretscham-Wirth soll mir ein Pferd geben, ich reite nach! Es ist nichts zu fürchten! Wir müssen sie gleich einholen! Wir vertheilen uns nach allen Seiten.“

Gertrud hatte kein Ohr dafür, sie hörte nur die Stimme der mütterlichen Angst, des mütterlichen Schmerzes, und flog, so schnell die Füße sie tragen wollten, nach dem Bach, über den Steg, das Thal hinauf, der Rabenklippe zu, den Spuren ihres Kindes folgend.

Die Rede: „Die Zigeuner haben Pachter Werner's Röschen gestohlen“, flog wie ein Lauffeuer durch die ganze Schar der Versammelten. Die Männer alle eilten mit Knitteln, Sensen, und was sie eben vorfanden, nach verschiedenen Seiten, um den verwegenen Räubern nöthigenfalls die Beute mit Gewalt wieder abzunehmen. Richard und Franz saßen in zwei Minuten auf ungesattelten Pferden, nur mit der Trense gezäumt, und jagten der angegebenen Richtung nach. — Das ganze Kirmeßfest war auseinandergesprengt.

Gertrud eilte athemlos auf dem Pfade durch das verwachsene Seitenthal der Rabenklippe zu; doch oft war sie unschlüssig, denn vielfach zogen sich Seitenpfade aufwärts, die sämmtlich nach dem Walde führten, der sich auf den Höhen unabsehbar ausbreitete, und die eine Fußgängerin leicht eingeschlagen haben konnte. Da hörte sie stampfende Rosse hinter sich. Es waren Richard und Franz die sie einholten. — „Sei getrost, gutes Weib“, rief ihr Richard zu, „das ganze Dorf ist auf den Füßen, wir müssen sie

auffinden! —" Er jagte mit Franz vorwärts. Gertrud sank erschöpft auf einen Stein am Wege nieder. Noch andere Landleute kamen zu Fuß nach; sie vertheilten sich auf Gertrud's Bitte nach verschiedenen Seiten, den Fußpfaden, die bergan gingen, folgend. — Nach einigen Minuten ging sie selbst weiter. Plötzlich that sie einen lauten Schrei. Im Grase lag ein schöner Blumenstrauß! Unfehlbar war es der, den Röschen in der Hand gehabt, mit dem die Zigeunerin sie muthmaßlich verlockt hatte. Eifrig schritt sie vorwärts und spähte mit der Schärfe des Mutterblicks auf dem Rasen, in dem Buschwerk umher, ob sie nicht ein neues Zeichen auffinde. Vergeblich! — Sie ging weiter und weiter. — Bald war sie der Rabenklippe nah, die schauerlich über das Thal hinaus hing, und von der man den unermeßlichen Gebirgswald überschaute, der sich hier durch Schluchten und über Höhen zog. — Sie stand oft still — sie lauschte — immer glaubte sie Stimmen zu hören, von Leuten, die sich näherten, ihr ihr liebes, süßes Kind zurück brachten — immer täuschte sie sich, — es war der Wind, der in den Blättern rauschte, oder hohl durch die Felsschluchten zog. — Die Sonne senkte sich; sie leuchtete röthlich gegen die sanften, grünen Matten des Thales, wie gegen die düstere Felsklippe, die schroff vor Gertrud emporstarrte. Sie war erschöpft; sie setzte sich nieder und weinte heiße, heiße Thränen, rang die Hände im Gebet, und rief zu Gott: „O gütiger Vater! Reiße das Kind nicht von meinem Herzen! Führe es in meinen Arm zurück!"

Tiefe Schatten sanken jetzt über das Thal. Der Abend begann zu dämmern. Es war ganz einsam und todesstill.

Da raschelte es im Gebüsch unterm Fels. Gertrud

horchte auf, — überall wollte sie den Fußtritt ihres Kindes hören. Es war ein Fuchskopf, der sich vorsichtig aus den Büschen hervorstreckte; das Thier sah sich rings um; als es keine Gefahr wahrnahm, schlich es in kurzen Absätzen, doch leichtfüßig, heraus. Im Freien drehte es den Kopf zurück, und gleich darauf kam ein Junges heraus, das der Alten, es war die Füchsin, nachlief. Beide huschten über den Weg und verschwanden jenseit in den Felsspalten.

„Ach“, dachte Gertrud, „das Thier ist sorgfältiger für sein Junges, als ich für mein Kind gewesen! Hätte ich es nicht von meiner Seite gelassen!“

Es wurde dunkler; noch immer saß die unglückliche Mutter kraftlos, — mehr geistig als körperlich, — auf dem Stein und vermochte keinen Entschluß zu fassen, ob sie weiter wandern sollte in die Wildniß hinaus, oder bleiben.

Durch den grau dämmernden Himmel zog ein Adler mit breitem Flügelschlag hoch über die schwarzen Fichtenwälder dahin, seinem Horst auf den höhern nackten Felskuppen zu.

„Der Raubvogel“, seufzte Gertrud tief, indem sie mit thränenden Augen starr emporschaute, „findet seine Brut daheim im Nest, — aber mein Haus ist öde, — das Bett meines Kindes ist leer!“

Und wieder tiefe Stille, tiefere Dämmerung.

Da rauschte es über ihrem Haupt mit leichterm Flügelschlag; sie blickte auf und sah eine wilde Taube, die über ihr flatterte und sich auf einen Felsenabsatz niederließ. Ihr Nest hing in dem Spalt; ein vielstimmiges Girren, höher und tiefer erhob sich, es war der Gruß der jungen Täubchen, denen die Mutter die Abendkost brachte.

9 *

Gertrud hatte keine Worte, keinen Seufzer, keine Gedanken mehr, sie weinte nur, bitterlich, bitterlich — sie zitterte, — ihre Brust flog — da ward es Nacht um ihre Augen, die Besinnung war entschwunden! — — — —

— — Als sie erwachte, sah sie sich in ihrer Wohnung, in ihrem Bett. „Wo ist Röschen!“ tönte ihre angstvolle Frage.

Werner's bleiche Gestalt, mit kummergefurchtem Antlitz, und der brave Franz, der laut aufweinte, gaben ihr die Antwort.

„Jesus Maria!“ rief sie, und faltete die Hände.

„Wir wollen Gott danken, daß wir dich auffanden und vielleicht vom Tode retteten“, — sprach Richard tief bewegt und umarmte sie innig.

„Also Alles vergebens?“ schluchzte Gertrud.

„Bis jetzt! — Wir haben die ganze Gegend durchstreift! Doch der Himmel weiß, wo das Gesindel seine Schlupfwinkel gehabt hat, und über Nacht davongegangen ist. Aber wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben. Auf die Aemter ringsum habe ich Anzeige geschickt. In allen Dörfern ist es ausgerufen. Die Nachbarn helfen getreulich! Wir wollen hoffen und beten!“

Doch Sonne auf Sonne ging unter, — aber Röschen kehrte nicht wieder, — und die Mutter schwand hin, täglich bleicher und bleicher — und der Herbst kam, — und jegliche Freude und jegliche Hoffnung starb hin, wie die Blume und das Grün der Flur!

Siebentes Capitel.

Das neunte Jahr.

Werner saß mit Gertrud im ersten warmen Sonnenschein auf der Bank vor seinem Hause. Kummer und Sorgen hatten tiefe Furchen in seine Stirn gezogen; Gertrud, bleich, mit erloschenem Auge, bot ein Bild des tiefsten Schmerzes dar. Sie blickte schweigend vor sich hin, auf die Felder hinaus, denen das erste Saatengrün entsproßte und auf die Bäume, die die ersten Knospen trieben. Aus Gertrud's Augen flossen stille, bittere Thränen.

„— — Wir werden hinausgetrieben, Gertrud, sag' ich dir!" brach Richard das Schweigen. „Der alte Wucherer ist unerbittlich! Er lachte und verhöhnte mich in meinem Kummer. «Glaubt Ihr, ich hätte Euch das Geld geliehen aus Freundschaft? Ich habe es Euch geliehen aus Rache! Denn ich wußte, es kommt eine Zeit, wo ich Euch damit in Händen hätte! Jetzt ist sie gekommen! Euer sauberer Sohn hat mich gebracht um meinen guten Gewinnst, vor sieben Jahren — nun hol' ich ihn wieder mit Zinsen!» — Er treibt's aufs äußerste, — er jagt uns von Haus und Hof! Wir wandern fort am Bettelstab!"

„Ja, so mußte es kommen! Ich hab' es voraus gewußt!" sprach Gertrud und faßte beide Hände ihres Mannes.

„Jetzt, nach neun Jahren", brach sie das Schweigen. „Höre mich an, doch spotte nicht, Richard", sprach sie innerlich schauernd. „Erinnerst du dich, daß an Röschen's Tauftag Zigeuner durchs Dorf zogen?"

„Zigeuner? Damals? — Ja, ja, doch — als wir den Umgang hielten — da saß ein Zigeunerweib am Muttergottesbild — und im Thal zog eine Bande abwärts. Meinst du diese?“

„Jenes Weib! Ein wunderbares Weib! Sie hatte mir prophezeit!“

„Sie?“ unterbrach Richard.

„Ja“, sprach Gertrud noch ernster und schmerzlicher als zuvor. „Sie hat recht gesehen, in meiner Hand!“ — Und nun erzählte sie Alles; und Richard, der anfangs ungläubig, ja unwillig den Kopf schüttelte, zu lächeln versuchte, wurde immer ernster und saß, als Gertrud geendet hatte, in nachdenkenvollem Schweigen.

„Und — sei mir nicht bös“, — fuhr Gertrud zögernd fort, — „und schilt es nicht Einbildung, allein den zuckenden Schmerz habe ich, wenn die Zeit des Unglücks kam, immer wieder empfunden. Nachts erwachte ich davon!“

„Also das war die Ursache, wenn du im Schlaf so tief aufseufztest? — Allein die Wahrsagerin hat mit einem Wort des Trostes und der Hoffnung geendet, — daran laß uns glauben“, setzte er mit dem Ton wiedergewonnener Fassung hinzu.

Und er hatte sich wirklich innerlich aufgerichtet. Gerade daß sich Wlasta's Prophezeiung erfüllt hatte, gab ihm diese Kraft, denn er dachte: „Wer will leugnen, daß sie das Unglück in dunkeln Umrissen geschaut hat? Warum sollte sie nicht den dämmernden Stern der Hoffnung gesehen haben?“

Gertrud war zu schwer niedergedrückt von ihrem Schmerz, um das Gefühl der Hoffnung in sich aufzunehmen.

Ein Wagen kam auf der Straße, die zum Hause führte, heran. Eine Staubwolke umhüllte ihn. „Der will zu uns", sprach Richard verwundert. „Wer kann denn zu mir kommen? — Herr Gott, es ist der alte Blutsauger!" rief er plötzlich, als er Benno .... erkannte. Er zitterte, vor Zorn mehr als vor Schreck; er wurde bleich, wie eine Leiche!

Gertrud sah es. Erschreckt rief sie: „Komm, Richard, ich bitte dich — du hältst es nicht aus!"

Sie wollte ihn ins Haus führen, doch schon hielt der Wagen.

„Verzeihen Sie, Herr Werner — wenn ich komme ungebeten!" sprach Benno .... vom Wagen herab und grüßte, indem er den alten Hut abzog, fast mehr als höflich. „Aber es könnte doch sein, nach Dem, was Sie mir gesagt, daß ich könnte müssen kaufen das Gut. Da möchte ich's doch anschauen, zuvor!" Dabei verzog ein boshaftes Lächeln die alten, grauen, sonst so starr versteinerten Züge.

Werner blieb stumm, denn Gertrud schmiegte sich ängstlich an ihn. Er richtete nur einen schweren Blick gen Himmel. Indeß kletterte Benno .... von dem offenen Korbwagen herab. Zwei Herren, deren einer „Herr Justizrath", der andere, ein dicker Mann, „Herr Amtmann" von Benno .... genannt wurde, folgten ihm.

„Also eine Gerichtsperson und ein Sachverständiger", dachte Werner, „so ist denn mein Schicksal beschlossen."

„Nun? Haben Sie Geld aufgetrieben, Herr Werner?" fragte Benno ....

„Nein!" erwiderte Richard finster.

„Schlimm! Schlimm! Ich brauche mein Geld nothwendig, in jetzigen schweren Zeiten! Ja wenn der Auf-

ruhr, wenn die Aufrührer nicht wären", bemerkte er scharf.

Werner verstand das letzte Wort nicht, — er sollte bald erfahren, wie schwer es ihm galt!

Bevor er antworten konnte, trat der Justizrath rasch dazwischen und sprach zu Benno .... „Besehen Sie sich gefälligst jetzt mit dem Herrn Amtmann die Wirthschaftsgebäude, ich werde inzwischen das Nöthige mit Herrn Werner reden!"

Er drängte Benno .... auf die Seite und zog Werner ins Haus. Gertrud folgte.

„Ich kenne Ihre Lage", sprach der Justizrath, der die Thür hinter sich geschlossen hatte, mit bewegtem Ton, „sie geht mir ans Herz! Aber Sie sind nicht zu retten, aus der Hand dieses unerbittlichen Wucherers, der seit Jahren darauf gelauert hat, Sie unglücklich zu machen. Was unter den jetzigen Umständen für Ihr Gut geboten werden kann, wissen Sie selbst. Vielleicht findet sich gar kein Mitbieter!"

„O mein Herr", erwiderte Richard, „leider haben Sie Recht! Und doch ist es allzu grausam! Denn um dreitausend Thaler werde ich von Haus und Hof gejagt, und zehntausend ist das Gut werth, — ist es bei Gott noch heute werth!"

„Ich weiß es, aber der Herr Benno .... hat seinen Zeitpunkt zu wählen verstanden und führt noch Schlimmeres gegen Sie im Schilde. Er hofft, daß gar kein Mitbieter erscheinen werde, weil eine baare Caution für das Gebot gestellt werden muß. Daher denkt er noch unter seiner Foderung zu bleiben, und will Sie dann noch zum Arrest bringen lassen. Dem müssen Sie ausweichen, — ich rathe Ihnen, doch ganz unter uns, zur Flucht!"

„Zur Flucht! — Gott, Gertrud! Und diese Schande auf mein redliches, graues Haupt!“ rief Richard und rang verzweifelnd die Hände. — „Und mein Sohn, mein Franz, ihm sollte ich auch den redlichen Namen rauben? Ihn hülflos im Stich lassen!“

„Ihr Sohn Franz?“ fragte der Justizrath im höchst erstaunten, seltsamen Ton. „Ja mein Herr“, erwiderte Richard, „ich habe einen Sohn, einen lieben, braven Sohn, der sein Leben zehn mal für seine Aeltern geben würde. Für den will ich mich lieber einsperren lassen, als flüchtig werden und als Betrüger verfolgt werden!“

„Ihr Sohn Franz, — der auf dem Gut bei dem Grafen Sternheim war —“

„War? — Er ist noch dort“, fiel Richard ein.

„Also, Sie wissen nicht — Sie verstanden nicht, was der alte Wucherer mit dem Worte: «Wenn nur der Aufruhr und die Aufrührer nicht wären»“ —

„Gott sei uns gnädig“, rief Gertrud mitten ins Wort — „hat mein Sohn Franz, — ist ein Unglück geschehen! Wir wissen nichts, nichts, mein Herr!“

Der Justizrath war bleich geworden; man sah, wie er gewaltsam die heftigste Bewegung bekämpfte. Richard und Gertrud hingen sprachlos mit starren Blicken an seiner Lippe. Er raffte sich zusammen. „Fassen Sie sich“, — sprach er beklemmt, indem er Beider Hand nahm: „Ihr Sohn hat, — er ist von dem Schwindel der Zeit ergriffen worden, — die Polen, die viel auf dem Gute verkehrten, haben seine jugendlichen Träume misbraucht, — — er — nun mit Einem Wort: Er hat Theil an einer Verschwörung genommen, sich in republikanischer Schwärmerei einem offenen Aufruhrversuch angeschlossen, — und mußte flüchten.“

Gertrud sank auf einen Sessel; Richard bebte und vermochte sich kaum auf den Füßen zu erhalten!

„Und wohin", stammelte er, „Sie wissen nicht?"

„Nichts als was ich Ihnen hier gesagt, was seit gestern die ganze Stadt beschäftigt!" erwiderte der Gefragte.

„Nun denn! so habe ich nichts mehr", sprach Werner finster! — „Keinen Hof, kein Haus, kein Kind."

„Aber mich", weinte Gertrud mit herzzerreißendem Tone.

„Dich", rief er, und drückte sie ans Herz.

„Und ich verlasse dich nicht, — ich gehe mit dir — ich trage mit dir Schmerz, Noth, Elend."

„Und Schande!!" murrte Richard dumpf.

„Nein, keine Schande", rief Gertrud mit erhobener Seele und edel aufflammendem Feuer in dem halberloschenen Auge. „Die Schande kommt von innen. Du hast nichts verschuldet, wofür sie folgen müßte! Jetzt, da Alles verloren ist, — oder Alles erfüllt", setzte sie halblaut hinzu, „jetzt erwacht mein Muth!"

Werner schloß, selbst erhoben und ermuthigt, das treue, edle Weib an die Brust, Der Justizrath drückte Beiden gerührt die Hand und sagte: „Seid getrost, lieben Freunde! Ich helfe euch, soviel ich vermag! Doch jetzt faßt euch, sie kommen zurück!"

Benno .... und der Amtmann gingen am Fenster vorbei und traten in die Hausthür. — „Laßt euch nichts merken", flüsterte der Justizrath, „und", wandte er sich zu Werner, „haltet gemäßigt an Euch, wie hart auch Euer Gläubiger verfahre!"

Achtes Capitel.

Ein Hoffnungsstrahl.

Es war ein grauer Octobertag. Ein langer, düsterer Zug von Menschen bewegte sich mühsam über eine öde Steppe. Verkümmerte Birken mit welken, röthlichen Blättern säumten den Weg. Schnee stöberte aus dem schwer umwölkten Himmel nieder. Am Horizont zog sich ein Fichtenwald in langen, einförmigen Linien hin und bildete den schwarzen Saum zu der öden Steppe. Hinter demselben stiegen die Thürme der Festung K . . . . im südöstlichen Rußland auf, die dem Zuge zum Nachtquartier bestimmt war, das er mit dem Eintreten der Dunkelheit machen mußte. Es waren gegen zweihundert Unglückliche, die den Weg nach jenem Lande wandelten, an dessen Grenzen eine eherne Tafel die furchtbare Inschrift der Höllenpforte führen sollte:

„Eintretende! Die Hoffnung laßt zurück!“

Jeder der Verurtheilten trug einen eisernen Ring um den Hals, welcher mittels zweier kurzer Ketten auf beiden Seiten an einer Eisenstange befestigt war, die auf jeder Schulter auflag und sich über zehn hintereinander Wandernde hinstreckte. So mußten die Zehn in stets gleicher Entfernung voneinander, gleichmäßigen Schritts innerhalb dieser Eisengabel vorwärts schreiten. Keine Müdigkeit, keine Krankheit gewährte auch nur einen Augenblick Rast. Selbst nicht der Tod! Denn wenn, es geschah nicht selten, Erschöpfung und Verzweiflung ein Opfer hinraffte,

so starb es im Gehen und die übrigen Neun mußten den Körper fortschleppen bis zum Abend, wo erst zwischen den Mauern der Gefängnißhöfe, nachdem den Gefangenen die Füße mit Ketten geschlossen waren, die Eisenstangen losgeschlossen wurden, damit sie einzeln zur Lagerstatt in die Kerker geführt werden konnten! Es war ein Grabeszug, ein Zug zur Richtstätte! Bleiche Gesichter mit erloschenen Augen, von einem wilden Bart umstarrt, von verworrenem, herabhängendem Haar düster bedeckt! Nur Seufzer, schwer stöhnende Laute der Erschöpfung wurden hörbar, zwischen dem dumpfen Hall schweren, gleichzeitigen Trittes, und dem bei jedem Schritt einförmig ertönenden Klirren der Ketten. Vorn ritt ein Kosack auf seinem kleinen Pferde mit zottiger Mähne und dem hochbepackten Sattel; ebenso zu jeder Seite des Zuges Zwei und Einer hinter demselben. Alle mit eingelegter Lanze und dem Kantschu am Sattel.

Ein Gegenstand in der Ferne hinter dem Zuge weckte die Aufmerksamkeit des Führers. Er schaute zurück und rief den Andern, die den Zug geleiteten, einige Worte zu. Diese setzten sich im Sattel zurecht, nahmen eine strenge Haltung an und ritten genau an ihre Posten. Der Führer hatte auf der Landstraße Reiter dem Zuge nahen sehen, die er für Offiziere hielt. Er hatte sich nicht geirrt. Als dieselben, sie ritten rasch, näher kamen, sah man, daß es ein General mit zwei Begleitern war, deren Uniformen sie auch als Stabsoffiziere kenntlich machten. Der führende Kosack wandte um, ritt ihnen entgegen und machte seine Meldung. Der General blieb am Wege halten, und ließ den Zug an sich vorüber. „Sehen Sie den jungen Mann dort, Oberst“, sprach der General, „man möchte schwören es sei ein Deutscher! Und welch ein liebes, unschuldiges

Gesicht, der bleichen Farbe und dem Ausdruck des Jammers zum Trotz!"

„Wahrhaftig, General, ich glaube, Sie haben Recht!"

„Wollen wir's versuchen?" Und dem Wort folgte schon das Gebot, den Zug halten zu lassen. „Spricht Einer unter euch deutsch?" fragte der General laut und wandte seinen Blick auf den Jüngling.

„Ich, ich", stammelte derselbe, und es flog wie ein Traum der Hoffnung über seine Wangen. Er wäre aus den Reihen heraus, dem Frager zu Füßen gestürzt, wenn ihn nicht die eiserne Gabel in der starren Mauer der Uebrigen festgehalten hätte.

„So jung und schon auf diesem Wege?" fragte der General. „Was hast du verbrochen?"

„O Gott der Gnade", rief der Gefangene, statt der Antwort und blickte zu dem grau bewölkten düstern Himmel auf, „rette mich durch diesen edeln Mann!"

Diese äußerste Gemüthsbewegung des Unglücklichen, die ihn in dem Hinblick auf die Möglichkeit der Rettung selbst die Beantwortung der Frage vergessen ließ, ja gewissermaßen unmöglich machte, erschütterte den General tief und gab ihm, verbunden mit dem edeln, schmerzlichen Ausdruck der Züge des Gefangenen eine großere Gewißheit, daß er es hier mit keinem entarteten Verbrecher zu thun hätte, als die umständlichste Antwort ihm gegeben haben würde. Er wiederholte daher seine erste Frage nicht und that nur die zweite: „Wie ist dein Name?"

Die Blicke des Unglücklichen, Erblassenden, hingen starr an dem Frager, seine Knie zitterten, es war die Wirkung des Hoffnungsstrahles, welche in den düstern Abgrund seines Unglücks fiel, die ihn so erschütterte, ihm fast die Kraft der Sprache zur Antwort raubte. Mit stam-

melndem Laut, doch, durch die äußerste Anstrengung vollkommen deutlich, erwiderte er:

„Franz Werner.“

Der General wiegte unter einem summenden „Hm!“ das Haupt und winkte dann dem Führer des Zuges, der mit den gespannten Blicken der Subordination an seinen Lippen hing, mit der Hand ein Vorwärts zu, indem er zugleich dem Pferde die Sporen gab und mit den Begleitern rasch weitersprengte.

„Pascholl!“ tönte das Commando des Kosacken, und der Zug rückte weiter.

Franz vergingen die Sinne, er taumelte mit, doch er hing fast bewußtlos zwischen den Eisen, die jetzt die starren Grenzen seines Lebenspfades bildeten.

Neuntes Capitel.

Die Leichenschau.

Es war ein gewölbtes, düsteres, aber glänzend eingerichtetes und mit allen Behaglichkeiten des Luxus versehenes Gemach im Commandanturgebäude der Festung K...., in welchem der General behaglich mit der langen türkischen Pfeife beim Thee saß. Er war von seinem Ritt mit den beiden Obersten, der den Zweck hatte, verschiedene Cavalerieabtheilungen zu inspiciren, die auf mehren Dörfern in einiger Entfernung von der Festung lagen, seit einer Stunde zurückgekehrt, und hatte die Uniform mit einem

eleganten aber bequemen Pelzkleide vertauscht, wie es die russischen Vornehmen im Hause zu tragen pflegen.

Vor ihm stand ein Mann, ebenfalls in einem pelzverbrämten Oberrock von grüner Farbe, mit einigen goldenen Schnüren auf der Schulter, welche eine Uniform zu bezeichnen schienen. Er hatte den Ausdruck der Achtung gegen den General, ohne den der Subordination oder Unterwürfigkeit zu haben. Dieser sah ihn freundlich an, reichte ihm die Hand hin und sprach deutsch: „Also Nr. 121! Und Sie sehen, was möglich ist, lieber Doctor!“

„Sorgen Sie nicht, Herr General“, antwortete der Arzt (denn das war der Angeredete), ebenfalls in deutscher Sprache, „es wird sich thun lassen. Und haben wir ihn erst im Lazareth, so wollen wir schon weiter sehen.“

Mit diesen Worten ging er hinaus. Draußen erwartete ihn ein Offizier. „Ah, da sind Sie schon, Hauptmann Berg“, redete der Arzt ihn an: „Sie dürfen nicht erst zum General hineingehen. Er hat bestimmt, daß Sie mich begleiten. Es sind der Meldung nach mehre Kranke in dem Gefangenentransport, die ich erst näher zu untersuchen habe, ob es möglich ist, daß sie morgen weitergehen. Wenn sie hier bleiben müssen, sollen sie in die Kaserne, auf Ihren Flügel.“ — —

Sie gingen. Einige Mannschaften, die der Hauptmann auf Befehl schon mitgebracht hatte, folgten mit Tragbahren.

Am östlichen, dem Commandanturgebäude ganz entgegengesetzten Ende der Stadt, in der Citadelle, lag das Gebäude, wo der Zug der Gefangenen übernachten sollte. Es war schon völlig dunkel, als sie über die an Ketten bewegliche Zugbrücke, hinter der sich das gewölbte finstere

Thor der Feste öffnete, schritten. Der schwere, müde einförmige Schritt der Unglücklichen, das Klirren ihrer Ketten hallte schauerlich wider in der langen Wölbung. Eine Section des Zuges, zehn an ein Eisengelenk Geschlossene, stockte; die nächste stieß oder taumelte dagegen; es entstand ein Schelten, ein Toben, und plötzlich hörte man ein dumpfes Rasseln, den Fall schwerer Körper und zugleich ein lautes, fluchendes Aufschreien. Eine ganze Abtheilung von zehn Mann war zu Boden gestürzt. Ueber dem daraus entstehenden verworrenen Rufen und Getöse kamen aus dem Innern der Festung einige Leute mit Laternen, und in dem nämlichen Augenblicke auch von außen her aus der Stadt der Arzt mit dem Hauptmann Berg, denen gleichfalls ein Mann mit einer Laterne voranging, hinzu. Sie drängten sich an den Ort der Stockung und fanden hier die ganze Section am Boden liegend, unfähig, sich wegen der engen Zusammenschließung, die eine durchaus gleichzeitige Bewegung Aller foderte, aufzurichten.

Einige der Leute, welche die Laternen trugen, setzten diese jetzt nieder, traten hinzu, faßten die Eisenstange an beiden Enden an und es erfolgte, nebst ihrer Beihülfe, ein Commando zum gleichzeitigen Aufstehen. So wurde die Reihe wieder emporgerichtet. Da erst sah man, daß einer der Unglückseligen auf dem Marsch gestorben war, und als Leichnam, mit leblos herabhängenden Gliedern, durch die Andern mit emporgehoben wurde. Wahrscheinlich hatte er im nämlichen Augenblick erst den Geist aufgegeben, und war so die Ursache des plötzlichen Hindernisses, Stockens und Taumelns geworden. Der Arzt trat mit der Laterne heran und leuchtete ihn an; der Schein traf zugleich auch das Halseisen, das seine Gefangennummer trug. „Mein Gott, 121“, rief er überrascht. —

Dann setzte er schnell, mit dem Ton des Befehls hinzu: „Der Leichnam soll losgeschlossen und nach dem Militärhospital gebracht werden.“

Es geschah sogleich, und er wurde auf eine herbeigebrachte Tragbahre gelegt. Indeß waren die übrigen Gefangenen in den Hof einmarschirt, dort aufgestellt, und der Arzt ging ihre Reihen auf und nieder, um zu untersuchen, ob noch Kranke darunter befindlich seien. Zwei schon hochbejahrte Männer, mit grauem Bart, wurden als solche erfunden und von dem Eisenjoch gelöst. Sie waren vom Fieber geschüttelt und so erschöpft, daß sie ebenfalls allein — im Zuge wurden sie halb fortgeschleift — sich nicht mehr auf den Füßen halten konnten. Es wurden also auch für diese Tragbahren herbeigeschafft.

Die Andern blieben in den Eisenbanden ihres furchtbaren Geschicks und wurden einzeln zum Uebernachten in die dunkeln, feuchten Kasematten der Wälle gebracht, deren Thür sich hinter ihnen schloß, wie ein Sargdeckel. Jedes Glück, jede Hoffnung des Lebens trugen sie ja überhaupt hin zu der grauenvollen Grabstätte unter dem Leichentuch des sibirischen Schnees!

Die Mannschaften, welche der Arzt und der Hauptmann Berg mitgebracht hatten, nahmen die Bahren mit den Kranken und dem Leichnam auf und trugen sie nach dem Lazareth.

Der Hauptmann sagte zum Arzt, mit dem er den Trägern voranging: „Nach Dem, was Sie mir erzählt, wird es der General schmerzlich empfinden, daß wir nur eine Leiche aus der Kette lösen konnten!“

„Und wir mit ihm!“ antwortete der Doctor, „doch wir wollen noch nicht jede Hoffnung aufgeben. Vielleicht ist es nur Ohnmacht und Abspannung; ich habe deshalb

den Körper so warm einhüllen lassen. Wir wollen eilen; ich will noch Belebungsversuche anstellen."

Der Hauptmann trieb die Träger an und versprach ihnen ein Geschenk. Die Leute verdoppelten den Schritt. „Es ist ein zu tiefer Jammer, einen Landsmann in dieser Lage des Entsetzens zu sehen. Mag er verbrochen haben, was er wolle, seine Strafe ist schon zehnfach verbüßt. Wie dank' ich es dem General, daß er so menschenfreundlich gewesen."

„Und ich mit Ihnen, Hauptmann!" entgegnete der Arzt. „Deshalb um so mehr tiefstes Schweigen, größte Vorsicht bei diesem Auftrag des Vertrauens, daß auch nicht der Zufall oder eine Uebereilung uns und dem General eine Verlegenheit bringe."

„Gewiß!" pflichtete der Hauptmann bei. Sie standen vor dem Militärlazareth. „Die beiden Kranken in den Saal Nr. 2", bestimmte der Arzt. „Die Leiche nach dem Saal Nr. 5."

Dorthin folgten der Hauptmann und der Arzt. Als die Träger die Bahre niedergesetzt hatten, sandte er sie fort, um einen ärztlichen Gehülfen und die nöthigen Mittel herbeischaffen zu lassen, die die Belebungsversuche fördern könnten. Er selbst trat an die Bahre, schlug die Decke zurück, öffnete die Kleidung und legte die Hand auf die Brust und Herzgrube des Entseelten. „Bei Gott, es ist noch Lebenswärme da!" rief er und fühlte den Puls. „Auch schon wieder Pulsschlag! Wir werden ihn retten. Und wahrlich, der General hat nicht zu viel gesagt: „Ein liebes deutsches Gesicht, — und so jung!"

Der Hauptmann trat theilnehmend näher und beleuchtete das Gesicht des Liegenden. Als er dasselbe genauer betrachtete, drückten seine Züge eine seltsame Bewegung

aus, er fing an zu zittern, daß ihm fast der Leuchter entfiel, und seine Lippen bebten.

„Was ist Ihnen, Capitän!“ fragte der Doctor.

„Doctor — ich bitte Sie“, stammelte der Hauptmann, „streifen Sie den Aermel auf —“

„Meinen Sie den des jungen Menschen?“ fragte dieser, indem er das Verlangte that. Doch kaum hatte er den Aermel bis zur Hälfte des Unterarms zurückgestreift, als der Hauptmann sich auf die Knie warf, und indem er den Erblaßten umfaßte mit vor Thränen erstickter Stimme ausrief: „Mein Bruder! Bruder Franz!“

Zehntes Capitel.

Die Reise nach St.-Petersburg.

„Nun, Gott sei Dank, sind wir so weit“, sprach der Arzt eines Morgens, indem er zu dem Hauptmann Berg, der eben beim Frühstück saß, ins Zimmer trat. „Nun ist nichts mehr zu besorgen!“

„Wirklich, bester Doctor?“ rief der Hauptmann und sprang freudig auf. „Kommen Sie, setzen Sie sich, erzählen Sie!“

Der Arzt berichtete, daß Franz, der von seinem betäubten Zustande in ein Nervenfieber gefallen war, welches ihm lange Zeit das Bewußtsein völlig raubte, jetzt nicht nur fieberfrei, sondern so weit in der Genesung vorgeschrit-

ten sei, daß sein Bruder ihn nun ohne Gefahr sehen und sprechen könne.

„Ich habe ihn vorbereitet“, sprach der Arzt: „er weiß, daß er einen Verwandten hier hat, der warmen Antheil an ihm nimmt, und der nur seine Herstellung abgewartet hat, um ihn zu besuchen. Ich könnte es noch nicht zugeben, wenn wir nicht so günstige Berichte vom General hätten, die mir gestatteten, dem Kranken in Betreff seiner Zukunft Hoffnungen zu machen, die ihn aufrichteten. So aber ist keine Gefahr mehr vorhanden, daß Sie ihn noch heute mit Bewußtsein als Bruder in die Arme schließen. Der General trifft übrigens morgen ein, wie mir soeben der Oberst Gorschakoff sagt.“

„Morgen?“ rief der Hauptmann. „Lieber Doctor! Wäre es denn nicht besser, ich erwartete erst den General? Petersburg ist ein bedenklicher Ort! Was er uns geschrieben hat, war allerdings beruhigend, allein es waren doch nur Hoffnungen!“

„Sie wissen, der General macht keine Hoffnungen, wo er sie nicht selber hat; und er faßt sie nicht sanguinisch, wie ein achtzehnjähriger Jüngling, sondern er muß sichern Boden sehen. — Indeß keinenfalls kann das warten bis morgen. — Was bedeutet der Trommelwirbel?“ unterbrach sich der Arzt, und Beide traten ans Fenster.

„Beim Himmel, der General!“ rief der Hauptmann aus. „Es ist sein Wagen, die Wache hat ihn begrüßt.“

„So eilen wir zu ihm“, fiel der Arzt ein; „ich glaube, er hat uns überraschen wollen!“

Nach wenigen Minuten standen sie im Vorzimmer des Generals, der ihnen heraussagen ließ, er werde nur die nothwendigen Dienstmeldungen erst empfangen und die Ge-

schäfte abthun, sie dann sofort sprechen. — Es währte nicht lange, so ließ er sie rufen.

„Nun, Hauptmann Berg", sprach der General lächelnd, indem er ihm sogleich die Hand reichte, „wie geht es? Und wie geht es Ihnen, Doctor, und Ihrem Kranken?"

Der Arzt berichtete.

„Vortrefflich! Ich bringe noch einige stärkende Arzneien mit! — Da sind meine Recepte. Er nahm zwei zusammengefalzte Papiere, die schon auf seinem Schreibtisch bereit lagen, und reichte sie dem Hauptmann. „Der da ist mein Arzt, Doctor; Sie sind abgesetzt. Für Reconvalescenten, die so weit sind, lasse ich lieber den Militärchef des Hospitals sorgen. — Nichts für ungut, Capitän, daß ich Ihnen die Schreiben ohne Couvert bringe. Doch ist Ihre Adresse darauf."

Der Hauptmann durchflog das erste. — „Begnadigt", rief er aus, „mein Bruder begnadigt! o Gott, Herr General —"

Die Thränen brachen aus dem männlichen Auge, — er wollte die Hand des Generals fassen, doch dieser verbarg seine Rührung hinter scherzenden Formen und wies ihn scharf zurück, mit den Worten: „Lesen Sie erst die andere Depesche! Nicht Alles ist erfreulich in der Welt! Sie werden da von einem Offizier hören, den man cassirt und zum Teufel jagt, und der vielleicht nicht ganz gern geht. — Nun, lesen Sie dem Doctor vor, was Ihnen der Herr Kriegsminister schreibt."

Der Hauptmann las laut:

„Es macht Ihnen Ehre, daß Sie, da Ihr Vaterland jetzt der Männer bedarf, in dessen Dienste zurück-

kehren wollen. Ihr Abschied als Major ist Ihnen durch Allerhöchste kaiserliche Gnade bewilligt, in dem Augenblick, wo Sie die Erlaubniß erhalten, in den Dienst Ihres Königs zurückzutreten. Wer seine Jugendverirrungen so aufrichtig bekennt und auf solche Art gut macht, wie Sie, der ist der Vergebung derselben würdig. Ich wünsche und hoffe, daß Sie dieselbe erhalten, und habe mich bereits mündlich dafür bei dem Gesandten Ihres Monarchen verwendet, obwol ich dem Heere ungern einen jungen Mann von Ihrem Eifer, Ihrer Rechtlichkeit, Ihrer Tapferkeit entzogen sehe."

„Lesen Sie aber doch auch, an wen der Brief lautet!" rief der General dem freudig Staunenden zu; „an Sie doch nicht!"

Robert las die üblicherweise unter dem Schreiben befindliche Adresse:

„An den Hauptmann Robert Werner!"

„Wie, auch mein Name —"

„Nun, das Ding wäre ja keine Kopeke werth, wenn es nicht an die richtige Adresse gekommen wäre!" — scherzte der General. — „Nun, kommen Sie her, braver junger Freund", fuhr er plötzlich fort, indem er dem, mit glänzenden Augen voll des Ausdrucks tiefster Dankbarkeit vor ihm stehenden Robert beide Hände reichte und ihn ans Herz zog.

Es war eine Umarmung zwischen Vater und Sohn, — und der Doctor war als brüderlicher Freund der frohe Zeuge und Theilnehmer des Glückes Beider.

„Nun setzt euch! Laßt euch erzählen! Ich werde kurz sein, wie ich's in Petersburg war. Nach meiner Art fiel ich mit der Geschichte beim Minister gerade ins Haus.

Ich verschwieg ihm nichts, von meinem ersten kleinen Manöver aus Theilnahme für den Transportirten Nr. 121 bis zu Ihrer Erkennung des Bruders und Ihrer Beichte, die ich ihm darauf auch schriftlich einhändigte. — Ich wußte, daß meine Geschichte Glück machen würde, denn dergleichen kommen nicht alle Tage vor, in unserer Dienstcorrespondenz! — Genug, dem Minister wurde warm dabei, wie mir es geworden, und versprach sich etwas davon beim Kaiser. Doch ließ er sich erst die Acten über Ihren Bruder schicken, und da fand sich, wie es denn zu gehen pflegt, auch eben nichts vor, als daß er als übergetretener Flüchtling in Gesellschaft einiger, freilich sehr übel berufener Herren gefangen worden war. Hat er sich vergangen, so ist es mehr gegen sein Vaterland als gegen uns. Sie mögen ihn also ins Henkers Namen dort vor Gericht stellen!"

„Ich sagte bei meiner Meldung dem Kaiser nichts, als, so in meiner Art, die er kennt und mir immer zugute gehalten hat, daß ihm der Minister in Folge einer Selbstdenunciation eine Anklage gegen mich vorzulegen hätte, bei der ich im voraus die kaiserliche Milde Sr. Majestät in Anspruch nehme."

Der Kaiser drohte scherzhaft: «Wenn ich Sie nur nicht zu Ihren Grenznachbarn schicken muß.» — Meine andern Berichte und die Antworten auf meine Fragen gefielen ihm wohl. — So ging ich getrost und machte euch die ersten günstigen Meldungen. — Aber, wie es in Petersburg zu sein pflegt — es dauerte eine verdammte lange Woche, in der ich weder den Minister sprechen konnte, noch sonst etwas hörte. Da wurde ich zur Tafel befohlen. — Der Kaiser sagte mir kein Wort; ich hatte meinen Platz ihm gegenüber. Und kaum saßen wir, so fing

er an: «Der General ist Romanschreiber geworden. Erzählen Sie uns doch ein mal ausführlich Ihren neuesten Roman, von dem mir der Kriegsminister nur eine Skizze gegeben hat; wir müssen das Alle hören.»"

„Jetzt wußte ich, wie der Barometer stand, ich erzählte meinen Roman, — und — die beiden Papiere da enthalten die Schlußcapitel! Was sagt ihr nun? Bin ich ein guter Autor?"

Elftes Capitel.

Bekenntnisse.

„Nun, lieber Robert?" fragte Franz, der traulich mit dem Bruder allein beim Thee saß, während draußen der Novemberschnee in dichtem Gestöber vom Winde gegen die Fenster getrieben wurde; „nun, du erzählst nicht weiter?"

Robert hatte das Haupt in die Hand gestützt; er sah schwermüthig halb den Bruder an, halb gen Himmel! „O wüßten wir in der Jugend, wie begangenes Unrecht in spätern Jahren auf dem Herzen lastet, wie die Last mit den Jahren wächst, statt abzunehmen — — wir könnten nicht so leichtsinnig sein!" — Er fuhr in der Erzählung fort:

„Erst warf mich der Unglücksbrief ganz zu Boden. Dann plötzlich fühlte ich mein Unrecht; ich war entschlossen, mich selbst rettungslos in den tiefsten Abgrund zu stürzen, um nicht Vater und Mutter und euch Alle mit

hinabzuziehen. Ich mußte also jegliches Band zwischen euch und mir zerreißen.“

„Mit diesem Entschlusse ging ich mit einer mir selbst unbegreiflichen Kraft nach den furchtbaren Erschütterungen der nächtlichen Fieberglut zu Herrn von Hallersberg und sagte ihm Alles. Im ersten Augenblicke war er heftig, nannte mich einen Unwürdigen. Als ich ihm aber in Demuth erwiderte, daß er Recht habe und ich durch mein Geständniß nur etwas weniger unwürdig zu sein versuchen wolle, änderte er auffallend plötzlich seine Stimmung, sah mich mit einem langen, tief ins Herz dringenden Blicke an und sprach die mir unvergeßlichen Worte: «Ja, man kann solche Thaten begehen und doch ein guter Mensch sein, ein edles Herz haben, — aber man muß die Kraft besitzen, sich von dem tiefen Falle aufzurichten. Wer das nicht kann, ist ein Unglückseliger, wer von neuem frevelt — ein Elender!»“

„Ich sank in die Knie, ergriff seine Hand, bedeckte sie mit Thränen. Hallersberg hob mich auf und griff nach meinem Hute, der mir in der Bewegung entfallen und ihm vor die Füße gerollt war. Indem er dies that und einen Blick darauf warf, rief er seltsam verwundert: «Ist das Ihr Hut? Diese Buchstaben sind nicht die Ihres Namens!» Ich erzählte ihm, wie ich zu dem Hut gekommen war, und Alles, was ich sonst wußte. Da rief er aus: «Es ist kein Zweifel mehr; es ist mein unglücklicher Neffe, den wir seit Wochen vergeblich suchen. So hat er sich heimlich hier aufgehalten, um seiner rasenden Leidenschaft zu folgen, die ihn zu dem furchtbaren Ende geführt hat!»“

„Genug, der Unglückliche wurde durch sein Schicksal mein Retter. Der edle Hallersberg ließ sich nun meine Geldangelegenheiten auseinandersetzen; er war außer sich

über den abscheulichen Wucher, den man gegen uns geübt, über die Art, wie man uns einen verbrecherischen Schein mit falschem Namen halb abgelockt, halb abgenöthigt hatte, nur damit unsere Verwandten, wenn sie uns nicht dem Zuchthause überliefern wollten, gezwungen sein mußten, den Wucherpreis zu zahlen. Er kannte diesen Benno ...., er hatte selbst öfters Geschäfte mit ihm gemacht, aber diese, da er als reicher Mann kein Bedenken einflößte, nur gegen übliche, wenn auch hohe Zinsen. Aus diesem Geschäftsverhältniß erwuchs mir jetzt Rettung. Benno .... konnte, da ihm Handschrift und Verhältnisse Hallersberg's bekannt waren, gegen dessen Bürgschaft nichts erwidern. Diese gab er mir; denn baares Geld, so viel ich und der Vater bedurften, konnte er mir nicht geben, und Aufschub litt die Sache nicht, denn sein Reisewagen stand angespannt vor der Thür. Ich aber, in jugendlichem Eifer und in meiner Erbitterung gegen die Schändlichkeit des Wucherers, weigerte mich, den Baron für mehr als ich wirklich schuldig war oder leihen wollte, zu verpflichten, — da ich, falls Herr von Hallersberg mir Hülfe verweigert hätte, schon entschlossen war, wie ich Benno .... gegenüber verfahren wollte, beharrte ich bei meinem Vorsatze. Ich ging zu Benno .... — —"

Es pochte. Auf Robert's „Herein!" trat der Arzt ein. „Ei, ei", begann er, „der Reconvalescent noch so spät auf?" Er nahm Franz bei der Hand und fühlte seinen Puls. „Und sehr aufgeregt! — Das geht nicht, lieber Hauptmann! Ihr Bruder muß viel Ruhe haben, muß früh zu Bett!"

„Es ist wahr", sprach Robert, „wir haben uns unbedacht in Eifer gesprochen. Doch wir haben uns so viel zu erzählen."

„Ich glaube es wol. Aber es geschieht besser bei Tage, Vormittags, in Absätzen. Brechen Sie also heute ab und fahren Sie morgen früh fort. Unser Winter ist auch noch lang, und der Stoff geht zuletzt doch aus.“

Mit diesen freundlichen Worten machte der Arzt dem Gespräch ein Ende, und Franz ging, nach dem liebevollsten Kuß, den er auf des Bruders Lippen drückte, zu Bett. — —

Andern Tages erzählte ihm Robert, wie er Benno .... gegenüber verfahren sei. — Nach dieser That, wenn auch Benno .... keine Beweismittel hatte, war es unmöglich für Robert, länger in Dienst zu bleiben. Der Wucherer würde ohne Zweifel eine Anklage versucht und dadurch wenigstens solchen Verdacht auf Robert gehäuft haben, daß ihm die militärische Laufbahn auf immer verschlossen gewesen wäre. Ja mehr: er hätte, auf Ehre und Pflicht befragt, nicht zu leugnen vermocht. Ueberdies fühlte er sein ganzes Lebensverhältniß unterhöhlt und zerrüttet. So blieb ihm nichts übrig als die Flucht. Dieser aber mußte die Schande folgen; er wäre Deserteur gewesen, jede Rückkehr zu ehrenhaften Verhältnissen wurde dadurch unmöglich. Auch wollte er in jugendlichem Eifer büßen und nur Diejenigen erretten, die er in sein Schicksal verflochten.

So eilte er zu Hallersberg, der ihn in einem kleinen Gasthofe vor dem Thor erwartete, um Nachricht über den Ablauf des Geschäfts zu erhalten. Dieser erstarrte, als ihm Robert offen gestand, was er gethan — und was er wolle. „Gut“, rief er, „so sollen Sie denn sterben, oder lebendig begraben werden. Jetzt bleibt freilich keine Wahl. Man muß Sie todt glauben, sonst verfallen Sie der Schande, der schimpflichen Strafe. Auch für Ihre Aeltern müssen Sie todt sein; der Schmerz über einen gestorbenen Sohn ist

leichter als der über einen verlorenen. Jenen vermindert, diesen vermehrt jeder Tag. Ich nehme Sie mit; ich will sorgen, daß Sie unbekannt in ein fernes Land kommen und daß man an Ihren Tod glaubt. Haben Sie dann dereinst durch Jahre eines ehrenvollen Lebens ihre Jugendverbrechen wirklich gesühnt, ist der Schleier der Vergessenheit über Das gebreitet, was jetzt geschehen ist; hat keine nicht zurücknehmbare Maßregel der Schmach und Schande gegen Sie stattgefunden, — so ist es möglich, daß Sie dereinst das Vaterland mit Ehren wieder betreten können, das Sie mit Schande und Vergehen belastet verlassen."

Franz hatte dieser Erzählung mit höchster Spannung und Bewegung zugehört. „Ach, ja wohl", rief er aus, „man muß Jahre lang büßen und ertragen, um die Unbesonnenheiten eines Augenblicks gut zu machen!"

Robert drückte ihm die Hand. „Du bist schon wieder zu bewegt. Ich will ganz kurz sein. Von meinen einzelnen Schicksalen kann ich dir freilich noch viele Winterabende erzählen!"

„Hallersberg nahm mich als seinen Diener mit. Meinen Oberrock, meine Brieftasche legten wir am Ufer nieder, wo Beides bald gefunden werden mußte —"

„Wir haben sie noch", fiel Franz ein. „Sie wurden dem Vater vom Regimentscommandeur zugesendet. Ich weiß es noch wie heute, wie wir Alle weinten —".

„O Gott!" rief Robert und stand heftig auf. „Und diese Schmerzen habe ich den Meinigen bereitet! — Aber mein Abschiedsbrief ist doch auch angelangt?"

„O, ja wohl, der kam ja schon viel früher. Auch das Geld von Hallersberg."

„Ja, das weiß ich", antwortete Robert. „Denn mit ihm bin ich fortdauernd in Verbindung geblieben. Ich be-

gleitete ihn nach Wien. Dort traf er einen Universitätsfreund bei der russischen Gesandtschaft. Durch diesen erhielt ich einen Paß auf den Namen Berg und Empfehlungen nach Rußland und trat hier in Dienste."

„Allein weshalb hast du uns nie geschrieben?" fragte Franz.

„Ich durfte es nicht eher, bis ich sicher war, zurückkehren zu können. Mein Tod war verschmerzt. Hätte ich Nachricht von mir gegeben, wären alle Wunden des liebenden Mutterherzens aufgerissen worden; Sehnsucht und Wünsche, die ich nicht zu stillen vermochte, hätten sie fortdauernd gequält, und sie durfte ja nicht einmal von mir sprechen, nicht meinen Namen nennen, ohne das Gericht der Schande über mich heraufzurufen! Aber hast du denn den Aeltern Nachricht von dir geben können?"

„Kein Wort!" sprach Franz düster. „Sie ahnen nicht, wo ich bin, wie es mir ergeht. Mein schwindelnder Traum von der Idee einer Republik hat ja nur wenige Stunden gedauert. Ich war, wie wol die ganze Jugend Deutschlands, von den Wirbeln der Freiheitsströmung ergriffen. Es schien mir, der Frühling der Welt breche an! — Die jungen Leute aus der Herrschaft des Grafen Sternheim, die vielen Polen, die dort verkehrten, hatten längst einen geheimen Bund geschlossen; da sie meine Begeisterung für die Freiheit sahen, zogen sie mich auch in das Geheimniß. Ich wurde aufgenommen und unterzeichnete die Statuten. Aber es war ein Verräther unter uns. Der Regierung war Anzeige zugegangen, und eines Nachts wurden die Führer und meisten Theilnehmer verhaftet. Wir auf der Herrschaft des Grafen wurden zum Glück gewarnt und flüchteten, wie wir gingen und standen. Einige andere Gefährten, die entkommen waren, stießen zu uns. Wir waren

zweiundzwanzig. Nachdem wir uns einige Tage in den Wäldern verborgen, trieb uns die Noth über die Grenze. Aber auch dorthin waren schon Anzeigen ergangen; man umstellte uns und nahm uns eines Morgens halb verhungert und erfroren gefangen. Jetzt wurden wir von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt, bis nach Warschau. Dort begann das Verhör. Die Eingeborenen wurden zum Strang verurtheilt, die Andern zum Transport nach Sibirien. Von dem Tage meiner Flucht, am 25. März, bis ich hierher kam, war keine Möglichkeit, den Meinigen auch nur einen Gruß, vollends einen Brief zukommen zu lassen!"

So erzählten die Brüder einander ihre Schicksale, und ihre Liebe wuchs mit jedem Wort des traulichen Gesprächs.

Zwölftes Capitel.

Die Ausgewanderten.

Werner hatte in der Nacht seine Flucht bewerkstelligt, mit dem Besten seiner beweglichen Habe, was sich mitnehmen ließ und was er sowol nach der Versicherung des Justizraths als nach seinem rechtlichen Bewußtsein völlig als das Seinige betrachten durfte; freilich nicht allzu viel.

Um Mitternacht, als Alles im Hause schlief, spannte er selbst seine beiden besten Pferde vor einen leichten Wagen, den er schon zuvor heimlich aufgepackt hatte, und fuhr dann, sodaß selbst Niemand von seinen Leuten es gewahrte, mit Gertrud von dannen.

So verließ er das Haus, in welchem Gertrud ihm als Braut die Hand gereicht, in dem er dreißig Jahre Glück und Leid, seliges Glück und schweres Leid mit ihr getheilt! Sechs Kinder hatte sie ihm geboren. Kein einziges ließ er zurück, keins begleitete ihn. Das thränende Auge wandte sich nur um nach den drei geliebten Gräbern auf dem Friedhofe und nach drei leeren Schlummerstätten im Hause. Ach, in den Gräbern ruhte doch der irdische Leib der Geliebten, und das Herz wußte die Asche eines geliebten Herzens vom Rasenhügel gedeckt! Aber wo sollte es die Spuren der Andern suchen? — Beide, Richard wie Gertrud, schieden mit unnennbarer Wehmuth von der Schwelle des von Unglück heimgesuchten Hauses.

Werner hatte einen Verwandten in Ungarn, der große Güter verwaltete. Dorthin wollte er. Er konnte ihm durch seine Kenntnisse und Erfahrung jedenfalls so nützlich sein, daß ihm der Aufenthalt dort gewiß gern gewährt würde. Für andere Bedürfnisse war er auf ziemlich lange Zeit versorgt. Inzwischen konnte sich eine Thätigkeit für ihn finden.

Der Plan glückte. Werner erreichte, trotz mancher Beschwerde und Hemmung, da er ohne Paß war, das Ziel seiner Reise, und der Vetter nahm ihn herzlich, ja mit Freuden auf. Es fand sich dort auch so viel zu thun, daß er, hätte er nicht so tiefes Leid im Herzen getragen, auch glücklich hätte sein können in der nützlichen Thätigkeit.

Da brach der Krieg aus — der furchtbarste von allen — der der entflammten Leidenschaften der Völker und der widerstreitenden Grundsätze! — ein Krieg, in den zu den unvermeidlichen Schrecken und Verwüstungen sich noch die der Erbitterung der Einzelnen, der Wuth, Rache, Habsucht und

Begierde der rohen, entfesselten Massen, der zügellosen Horden fügte, die keinem menschlichen, noch göttlichen Gesetz mehr gehorchten. Die gräulichen Frevel wurden von allen Theilen verübt und befleckten das Geschlecht der Gegenwart mit der Schmach einer Barbarei, die man seit Jahrhunderten für immer begraben glaubte.

Ein großer Theil der männlichen Jugend des Dorfes, in welchem Werner wohnte, und viele Pferde hatten zum Kampf gestellt werden müssen. Sie waren durch eine Schar Revolutionstruppen, die den Ort besetzten, gewaltsam ausgehoben worden. Der Schauplatz des Krieges selbst aber hatte sich noch nicht dahin gezogen, obwol er nach allen Seiten nur wenige Meilen entfernt geblieben war. Indessen mußte man auf Alles gefaßt sein, das Werthvollste war vergraben, das Unentbehrlichste stets zur etwaigen Flucht gepackt.

Weihnachten war fast herangekommen. Da wurde eines Nachts Werner (der mit seiner Frau allein in einem kleinen Seitengebäude, das an den Garten stieß, wohnte), der eben nur in unruhigem Halbschlummer lag, durch ein dumpfes Murmeln von Stimmen vollends geweckt. Zugleich schlug ein flackernder Schein von außen einfallenden Lichtes röthlich gegen die Decke. Er sprang auf und ans Fenster. Da sah er mit Schrecken einen Trupp schwarzer Gestalten jenseit der Gartenmauer; der flackernde Schimmer kam von einer Fackel, an der, in einiger Entfernung vom Hause, mehre andere durch eine Gruppe von Leuten angezündet zu werden schienen. Es war kein Zweifel, daß dies Brandstifter waren, daß ein nächtlicher Ueberfall das Dorf überraschte. Er weckte sogleich Gertrud. In zwei Minuten waren Beide gekleidet. Werner lief über den Hof nach dem Vorderhause, wo sein Vetter wohnte, und weckte diesen,

dann die Mägde und Knechte. Gertrud raffte indeß die schon für solchen Fall gepackten und geschnürten Bündel mit dem Nothwendigsten zusammen. Glücklicherweise war das ganze Gehöft von einer Mauer umzogen, und es bedurfte wenigstens einiger Anstalten, um einzudringen. Daß dies geschehen sollte, ließ sich nicht mehr bezweifeln; an Vertheidigung konnte man nicht denken. Flucht blieb die einzige Rettung. Auf diese war man vorbereitet. Im Moment waren zwei Wagen angespannt, die schon unter einem Schuppen bereit standen, aus welchem man in den Garten und von da in einen sumpfigen Busch gelangen konnte, durch den nur ein Weg, den man aufs genaueste kennen mußte, in den dichten, fast unzugänglichen Wald führte.

Indeß war auch die Zahl der schwarzen Gestalten sichtlich angewachsen. Es schien, daß sie sich anfangs nicht stark genug fühlten, um das Dorf zu überfallen. Jetzt aber ertönte ein furchtbares Geheul, wie von brüllenden wilden Thieren, und zugleich stürzten die Ueberfallenden mit Fackeln nach verschiedenen Richtungen auf die Häuser des Dorfs zu. Nun war der Augenblick der Flucht gekommen. Die Bewohner flogen über den Hof, die Mägde auf die Wagen; Werner und sein Vetter schwangen sich auf ungesattelte Pferde; so alle Knechte. Wer nicht aufsitzen konnte, flüchtete zu Fuß. Dank den vorbereitenden Anstalten war man in wenigen Minuten durch den Garten im Sumpfgebüsch und erreichte den Wald ohne Gefahr. Jetzt hielt der flüchtende Zug an und man schaute rückwärts.

Heiliger Gott! da schlug eine helle Flammensäule empor und beleuchtete die ganze Landschaft mit blutiger Röthe! Wildes Mordgeschrei und Angstgeheul drangen schauerlich durch die Nachtstille bis zu dem Saume des Waldes hinüber. Eine zweite Feuersäule stieg auf, schwere Rauch-

massen wälzten sich über die der Flammen und verbargen die Sterne.

„Das ist das Schloßdach!“ rief Werner, als eine neue Flammenzunge emporleckte. „Vetter, das ist dein Haus!“

„Mögen sie es niederbrennen!“ entgegnete der Wackere, „doch wehe den Unglücklichen, die in die Hände der Kannibalen fallen!“

Als die Flammen vom Dach des Schlosses aufschlugen, war das Dorf wie von Tageshelle beleuchtet. Die Entfernung vom Waldsaum betrug kaum tausend Schritte, sodaß man die einzelnen Leute deutlich sehen und den Schrei des Jammers und der heulenden Mord- und Raubwuth zugleich hören konnte.

Es war ein grauenvoller, das Herz zerreißender Anblick. Man sah Flüchtende, Männer und Weiber, denen Krieger mit gezogenem Säbel nachstürzten. Man sah, wie die Wehrlosen niedergehauen, zu Boden geworfen wurden. Das Herz blutete bei diesen fürchterlichen Schauspielen. Entsetzt wandte sich das Auge ab und das Herz jammerte über das Unvermögen, Hülfe zu leisten. Man mußte aber auf die eigene, fernere Rettung denken. Es war rathsam, weiter in den Wald zu ziehen, damit man ein Feuer anzünden könne, um sich gegen die Kälte der Nacht zu schützen. — Langsam drang der Zug tiefer und tiefer in das schwarze Dickicht des düstern Kiefern- und Fichtenwaldes ein. Einige Flüchtige aus dem Dorf hatten sich angeschlossen. So zogen die Unglücklichen traurig und angstvoll in der rauhen Nacht weiter.

Nach einer Stunde machten sie auf einer freien, wohlgeschützten Stelle des Waldes Halt und schlugen ein Bivouac auf. Es wurde ein wärmendes Feuer angezündet, und aus

abgehauenen Zweigen und Moos eine Lagerstätte bereitet, wo trotz der innern Aufregungen, die durch Schreck, Kälte und vielfältige Anstrengungen herbeigeführte Erschöpfung doch bald Alles in tiefen Schlaf versenkte. Werner setzte sich, mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt, und hielt Gertrud, die äußerst erschöpft war, in seinem Arm, um sie besser gegen die Kälte zu schützen. Ihr blasses, aber so treues, liebes Angesicht ruhte an seinem Herzen. Er selbst wachte; rings umher die tiefste Stille. Das Feuer beleuchtete die dunkeln, schneebedeckten Baumgruppppen mit seltsamem Schein. Der Rauch zog langsam durch die Wipfel. Der Himmel war schwarz verhüllt. Werner's Gedanken waren bei der düstern Gegenwart und schweiften finster in die Vergangenheit. Was hatte er geduldet und getragen, und Gertrud mit ihm! Er wendete unwillkürlich sein Auge auf die Schlummernde. Siehe, es schwebte ein leises Lächeln über ihrem Angesicht; es war, als ob ein Friedensengel sie segnete. Für den Augenblick theilte sich das Gewölk am Himmel ein wenig, und ein silberheller Stern blickte hindurch. Werner wurde weich. Eine Thräne perlte aus seinem männlichen Auge; sie fiel tropfend auf Gertrud's Stirn. Sie erwachte! Fremd blickte sie umher und dann zu Werner auf. Jetzt erinnerte sie sich der Zustände und wo sie war.

„Ach, ich hatte einen so süßen, süßen Traum!" sprach sie nach einigen Augenblicken; „ich sah — ich —" sie stockte. „Ach, es war nur ein Traum", fuhr sie seufzend fort, „der mir das Glück von sonst zeigte! Mein Röschen — —"

Werner schwieg und drückte sie sanft an sich.

Plötzlich schlug einer der mitgenommenen Hunde an und sprang wachsam empor.

„Das bedeutet etwas!“ rief Werner. Im gleichen Augenblick sprangen auch zwei andere Hunde, die den Zug begleiteten, auf und erhoben lautes Gebell. Im Nu waren alle Männer auf den Füßen. Da fiel ein Schuß; die Kugel pfiff dicht an Werner vorbei. „Wir sind überfallen!“ rief er. Ein zweiter, dritter Schuß ließ keinen Zweifel mehr übrig. Dem Feuer gegenüber brachen auch schon Leute aus dem Dickicht. „Fort, fort!“ rief Werner und zog Gertrud in das Gebüsch dicht hinter ihnen. „Hier gilt nur Flüchten und Verbergen!“

Der kleine Haufe zerstäubte nach allen Seiten, Wagen, Pferde und alles Gepäck zurücklassend, denn an andere Rettung als die des nackten Lebens war nicht mehr zu denken! —

Glücklicherweise trafen Werner und Gertrud auf einen Waldpfad, der sich tief durch das Dickicht zog und ihnen doch die rasche Flucht gestattete. Indeß Gertrud's erschöpfte Kräfte hielten nicht lange vor. Nach einer halben Stunde mußte sie sich setzen. Die Nacht war sehr rauh, wenn auch nicht scharf kalt; der Wind fegte über den feuchten Schnee. Lange konnte Gertrud nicht sitzen; der schüttelnde Frost trieb sie weiter. Gefahr war für den Augenblick nicht mehr zu fürchten. Doch wohin sollte ihr Weg die Wandernden führen? Die Flucht hatte sie ganz von ihren Gefährten getrennt. Werner kannte das Land noch nicht genau genug. Er wußte nur, daß der Wald sich meilenweit ausdehne und nur wenige zerstreute Ortschaften an seinen Grenzen lagen, die zu erreichen, bei dem sumpfigen Boden, die genaueste Kenntniß desselben erfoderte. Doch die Nothwendigkeit drängte Beide vorwärts.

So verging der größte Theil der Nacht. Es mochte gegen vier Uhr Morgens sein. Der Hunger meldete sich

bei ihnen — doch Lebensmittel hatten sie nicht. Werner fing an sehr besorgt für Gertrud zu werden. Sie hatte sich wieder gesetzt an den Fuß einer alten Fichte, deren Wurzeln eine Art Bank bildeten. Werner blickte trost- und rathlos umher. Da sah er, es war keine Täuschung, Rauch über sich durch die Wipfel ziehen. Der Richtung desselben entgegen gehend, durfte er hoffen, eine Hütte, oder einen Köhlenmeiler, und dort Leute, mindestens Wärme zu finden, die doch eine Erleichterung war. Er bewog Gertrud, es noch ein mal zu versuchen. Nach wenigen Minuten sahen sie den matten Blick eines verglimmenden Feuers durch die Gebüsche schimmern. Freudig gingen sie darauf zu. Da schlug ein Hund an, und gleich darauf sprang, wie beim Widerschein des auflodernden Feuers deutlich sichtbar war, ein zottiges, schwarzes Thier durch das Tannengebüsch, das auf sie zustürzte. Werner trieb es mit seinem Knotenstock zurück, Gertrud zitterte und ließ einen leichten Schrei hören. Ein helles Pfeifen ertönte; der Hund sprang ins Dickicht zurück. Wenige Augenblicke nachher traten zwei Männer, mit der Büchse in der Hand, heraus. Werner rief ihnen mit gebrochenen Worten der Landessprache entgegen: „Wir sind verirrt, wir bitten um Hülfe."

Die Männer blickten sie scharf an. Dann rief der Eine: „Gut, kommt näher! Euch geschieht kein Leid." Sie traten heran. In einer ausgegrabenen Vertiefung brannte ein Feuer. Ringsum waren verschiedene Gestalten gelagert, meist in dichte Ziegen- oder Schafpelze gehüllt, wie sie im Lande üblich sind, sodaß kaum Mann und Weib sich unterscheiden ließ. Eine Art Hütte, wenigstens ein breites Dach von Tannenzweigen, gab Schutz von oben. Dort lagerten noch Mehre, auch Kinder; es schienen ebenfalls Geflüchtete zu sein. Werner bat, so gut er sich verständlich machen konnte,

um eine Erquickung für Gertrud, die halb leblos in seinen Armen hing. Einer der Männer nickte. Am Feuer stand ein Kessel. Er schöpfte mit einer hölzernen, plumpen Kelle daraus, in einen alten irdenen Topf und reichte ihn Werner dar. Er war warme Milch — in diesem Augenblick eine köstliche Erquickung, zumal da der andere Mann ihnen noch ein Stück harten, aber doch genießbaren Brotes dazu reichte. Beide stärkten sich mit dankbarem Herzen gegen die freundlichen Unglücksgenossen und gegen den rettenden Himmel. Indeß hatte man ihnen auch ein Lager unter dem Ueberdach bereitet, und Beide fielen dort bald in den Schlaf tiefer Ermattung. — —

Werner erwachte. Es war heller Tag; die Sonne schien sogar, zwar nicht warm, doch freundlich, aus blauem Himmelsraum durch die wintergrünen Tannengipfel. Mit Erstaunen sah er eine Frau in seltsamer Tracht zu den Füßen Gertrud's sitzen, die noch schlummerte. Die Fremde hatte die Hand derselben in der ihrigen und betrachtete sie aufmerksam. Werner sah sie mit fragenden Blicken an; ihr dunkles, schwarzes Auge begegnete dem seinigen. Es war etwas Eigenthümliches in den Zügen dieser Frau; ihre Blicke drangen tief in das Herz, in die Seele. Sie wiegte leise das Haupt und winkte mit der Hand, als wollte sie sagen: „Wecke sie nicht!" Doch Gertrud erwachte.

Ein leises „Ach!" flog über ihre Lippen. Aeußerste Verwunderung malte sich in ihren Zügen. Sie heftete die Blicke starr auf die vor ihr Sitzende.

„Kennst du mich nicht mehr?" fragte die Fremde. „Wlasta hat dich nicht vergessen!"

Gertrud athmete unruhvoll; sie fuhr mit der einen Hand über die Augen, als wollte sie sich aus dem Schlaf wecken.

„Träume ich denn noch, oder wache ich wirklich?" fragte sie halb irre.

„Du wachst", sprachen Werner und Wlasta, die Zigeunerin, wie aus einem Munde. Doch die Letztere setzte hinzu: „Du siehst mich jetzt wirklich, wie du von mir geträumt hast. Mein Name war auf deinen Lippen. Ich erkannte dich an deiner Hand; die Linien, die ich ein mal gesehen, vergesse ich nimmer!"

„Du — du — du bist — —", stammelte Gertrud athemlos.

„Ich bin es — die dir Schlimmes geweissagt hat. Und es hat sich erfüllt!"

„Ja, es hat sich erfüllt — und wie schrecklich erfüllt!" rief Gertrud — „und du lächelst?"

„Damals blickte ich ernst in meiner Trauer um dich; heute lächle ich beglückt", erwiderte Wlasta, „denn ich sah deine Hand, und ich sah Gutes."

„Gutes? Wir sind im äußersten Elend!" rief Werner dazwischen.

„Das Auge dort oben weiß, wo die Grenzen des Unglücks sind, — die Hand dort oben hat sie gesteckt. Ich sehe Glück, ich bringe Glück! Ich bringe es!" wiederholte sie.

Gertrud blickte sie sprachlos an. Wlasta wendete sich zu einer Frau, die zur Seite stand: „Führe Goldhaar zu mir!" Diese ging. Wenige Augenblicke darauf trat sie mit einem kleinen reizenden Mädchen von etwa acht Jahren, dem das goldene Haar lieblich um den Nacken und hell um das dunkle, schwarzwollene Gewand floß, zu Wlasta.

„Das Kind", sprach diese, „weilt seit vier Wochen unter uns, von einem fremden Wanderstamm uns zugeführt.

Aus den Linien seiner Hand las ich seine Abstammung — kannst du sie aus seinen Augen lesen?"

Gertrud bebte, sie erblaßte, ihr Herz flog, ihre Lippen zitterten. „Röschen!" rang sich der herzdurchdringende Ruf von ihrer Lippe — und die Mutterarme schlangen sich um die Verlorene, die Wiedergefundene!

Dreizehntes Capitel.

Schluß.

„Der Knoten deiner Schicksale löst sich — weile bei uns, wandere mit uns", sprach Wlasta zu Gertrud, als die hochwallenden Wogen ihrer Glückseligkeit sich zum ruhigern Spiegel zu ebenen begannen, und sie mit dem Vater die liebenden Fragen an das Kind, das Küssen und Herzen desselben theilte.

„Gern, gern", entgegnete Gertrud, „wollen wir dir vertrauen."

„In diesem Lande tobt der Krieg, waltet das Unheil, wohnt das Grauen. Wir ziehen hinweg. — Willst du mit? — Wir finden die sichern Pfade überall."

„Wir folgen — wir sind ja auch Vertriebene", fiel Werner ein. „Dank euch, wenn ihr uns Schutz und Hülfe geben wollt!"

Und schon war der Zug zum Aufbruch gerüstet; die Maulthiere bepackt, die Karren angespannt, einige von Hunden, andere von Maulthieren gezogen. Gertrud und Röschen erhielten einen Platz an Wlasta's Seite, die auf dem

besten Fuhrwerk einen weichen Sitz für sie eingerichtet hatte. — Werner wanderte mit den Andern zu Fuß. — Der Zug nahm seinen Weg mit Vorsicht. Posten vorn und zur Seite. Die Pfeife war das sichere, weitgehörte, genau verstandene Signal für den wilden Wanderstamm. — Um Mittag ertönte sie hell. Der Führer wurde aufmerksam. „Spannt den Hahn der Büchsen", rief er. Neue Zeichen schienen ihn zu beunruhigen. Er ließ anhalten. Nach wenigen Minuten sah man Leute durchs Gebüsch kommen. Es waren Seitenposten, die Fremde geleiteten, — mit Freuden erkannte Werner Versprengte des Dorfs, und unter ihnen seinen Vetter. — Der Ueberfall in der Nacht war nur ein flüchtiges Vorüberstreifen Einzelner gewesen, die sich wieder im Dickicht verloren hatten. Sie hatten Einiges von den Wagen geraubt, aber das Meiste zurückgelassen, auch die Pferde nicht fortführen können. So wurde die Wanderung sehr erleichtert. — Nach der Gegend des Dorfs war es nicht möglich zurückzukehren; es war ganz von Feinden besetzt. Man mußte das Gebirg und die Grenze, nach Steiermark hin, zu gewinnen suchen, wohin sich der Krieg noch weniger verbreitet hatte; und jenseit derselben herrschte voller Frieden, volle Sicherheit. — Ein im Lauf des Tages eingetretener heller, doch mäßiger Frost begünstigte den Zug.

Sechs Tage durchstreiften die Wandernden das Land. Sie berührten keinen bewohnten Ort, nur selten einzelne Gehöfte oder Häusergruppen; sie übernachteten im Dunkel der Wälder. Oft war die Gefahr ihnen nahe. Sie sahen unfern streifende Truppen oder hörten die Schüsse von Gefechten in ihrer Nähe. Doch der Führer des Trupps wußte die Wege so geschickt zu wählen, die Wachen so sorgsam zu vertheilen, daß ihnen kein Unglück zustieß.

Am siebenten Tage erreichten sie eine waldige Höhe, die oben gelichtet, eine weite Aussicht darbot. Südlich streckte sich hohes Waldgebirge aus, nördlicher war das Land eben. Am Horizont stieg ein Thurm über die schneebedeckten Hügel auf.

Der Führer ließ anhalten und sammelte die Aeltesten um sich, mit denen er ein Gespräch hielt. Bald wurde auch Wlasta, von Allen hochgeehrt, gerufen. Sie weilte einige Minuten unter den Männern. Dann trennten sie sich; sie hatten einen Beschluß gefaßt.

Wlasta kehrte zu Werner und Gertrud zurück. Ernst, mit wehmuthvollem Ausdruck der Züge näherte sie sich ihnen und ergriff Beider Hand.

„Die Stunde kommt, wo wir uns trennen müssen! Seht hier die Straßen, die sich scheiden. Dort steht der Grenzpfahl. Die Kinder der Berge und Wälder, die keine Heimat haben, müssen südlich wandern, ihr zieht nördlich." — Dabei deutete sie mit der Hand auch auf die übrigen, nicht zu dem Zigeunerstamm Gehörigen, die sich um sie versammelt hatten.

Dann trat sie einige Schritte vor und zog Gertrud allein nach sich. Als sie abgesondert von den Andern standen, nahm sie ihre Hand und blickte scharf spähend hinein. Gertrud fühlte nichts von dem zuckenden Schmerz, den sie damals vor neun Jahren empfand. Es war ihr wohl ums Herz. Auch Wlasta's Auge leuchtete sanft; es schien ein Schimmer des Glücks daraus hervorzustrahlen. — Endlich begann sie: „Die Linien fließen zusammen; der Lebensstrom verrinnt milde. Gute Sterne stehen nahe über dir, wenn auch verborgen. — Dorthin ziehe — es ist der Weg deines Geschicks." Sie deutete mit dem Fingern auf den Kirchthurm am Horizont.

„Wlasta's Geschick liegt auf jenem Wege. Unsere Straßen scheiden sich, — wir wenden einander den Rücken zu und unser Antlitz sieht sich nie wieder."

Eine Thräne stand in dem dunkeln Auge Wlasta's. Gertrud war im Tiefsten wehmuthsvoll bewegt, sie wollte der Wunderbaren ans Herz sinken. Diese hielt sie zurück, sanft, aber fest, als dürfe sie das nicht gestatten. „Du warst gut zu mir, — du mußtest unglücklich sein, — jetzt sei glücklich — leb wohl! Gedenke mein!"

Und mit diesem Wort wandte sie sich und ging, Gertrud nochmals sanft mit der Hand zurückdrängend, die Erste ihres Zuges, den Weg nach Süden. Die Genossen des Stammes folgten ihr; sie grüßten stumm zurück, doch Keiner sprach ein Wort; Gertrud schaute ihnen lange, wunderbar schmerzlich bewegt nach. Dann sank sie in Werner's Arm, hob ihr Kind zu sich herauf, küßte es herzinnig und rief: „Folgt mir denn, wie sie geheißen. Sie hat Gutes verkündet, ich habe Hoffnung, und bin getrost!"

Alle schlugen den nördlichen Weg ein, der jener Thurmspitze zuzuführen schien. — Bald überschritten sie die Grenze. Jede Gefahr war nun vorüber. Das Herz durfte leichter schlagen. — Als die Sonne sich gegen den Horizont zu neigen begann, erreichte der Zug das Thor der kleinen Grenzstadt.

Der Weg verengte sich hier zwischen Häusern der Vorstadt und Gärten. Neugierige liefen zusammen um den Zug der Flüchtlinge, freilich hier an der Grenze jetzt leider nichts Ungewohntes, näher zu beschauen. Aus dem Städtchen kam ein halb verdeckter Reisewagen mit Postpferden, in welchem zwei Herren in Pelzen saßen, die gleichfalls die Blicke voll Neugier und Spannung auf die Fremden hefteten. — So stopfte sich der Zug, die Wagen konnten nicht

rasch aneinander vorbei. — Werner ging zu Fuß mit seinem Vetter voran, weil er mit diesem das Nöthige für die Aufnahme der kleinen Wandercolonie bei der Ortsbehörde besprechen wollte.

„Vater, Vater!" traf plötzlich ein lauter Ruf sein Ohr, und als er umblickte, nach dem Schall der Stimme, sprang mit jugendlicher Heftigkeit einer jener Reisenden vom Wagen und stürzte auf ihn zu. Franz war es, der die Arme um seinen geliebten Vater schlang! — Werner stand wie betäubt. Immer wieder drückte ihn der feurige, liebe, offene Jüngling ans Herz, und weinte, und stammelte, und konnte nicht sprechen, — und Werner hatte Mühe zu glauben, was er erlebte. Gertrud sah es von weitem, vom Wagen herab, auf dem sie saß, doch ihr Mutterherz erkannte den Sohn, trotz der fremden Tracht.

„Nun zur Mutter, zur Mutter", rief Werner endlich; und da sich Franz aus seinen Armen rang, stand der zweite jener Reisenden vor ihm; er zitterte, Thränen drangen aus seinen Augen, Werner starrte ihn an, — er selbst begann zu zittern, und der Laut versagte ihm. — „Vater!" tönte endlich das bebende Wort von Robert's Lippen. „Sohn!" stammelte zweifelnd das Echo der Liebe, doch die Macht der staunenden Ueberraschung war selbst für die Manneskraft zu gewaltig. Der bewegte Vater hob die Arme verlangend empor, ließ sie aber matt wieder herabsinken, als fürchte er ein leeres Traumgebilde zu umfassen. Doch der Sohn hing an seinem Herzen und weckte und wärmte ihn mit heißen Küssen und Thränen.

Wer schildert das Wiedersehen, das Erkennen, zwischen Mutter und Söhnen, Brüdern und Schwester. — — —

Welche Worte vermöchten es, nur einen Schimmer von dem überschwenglichen Glück zu geben, das in die

Herzen dieser Guten, dieser Verirrten, dieser schwer Geprüften drang — —

Monden waren vergangen; der Winter dem lieblichsten Frühling gewichen und die holdeste Maisonne schien herab. Da saß ein Kreis von Guten, von Glücklichen, in der blühenden Laube vor dem Hause des Meierhofes. Ein Freund erhöhte die Zahl fünf der Familie Werner um eins. Es war Hallersberg. Er hatte, von seiner weiten Reise heimgekehrt, die unglückliche Lage Werner's vernommen, und erfahren, daß Benno .... es war, der ihn von Haus und Hof treiben wollte. Mit Courierpferden traf er noch zum Verkaufstermin des Gutes ein, überbot den Wucherer und erstand das Gut — für Werner zurück. Doch dieser war verschwunden, Niemand wußte wohin. Als Robert und der amnestirte Franz aus Rußland heimkehrten, fanden sie Hallersberg im Besitz des väterlichen Gutes. Robert's Unermüdlichkeit fand endlich Spuren des Vaters auf, die ihn weiter und weiter leiteten, bis die Fügung des Schicksals sie so wunderbar vereinte. Er hatte nun die Doppelfreude, den Vater in sein Besitzthum wieder einzuführen.

Die Nemesis hatte nicht blos lohnend, sondern auch strafend gewaltet. Denn Benno ...., des Wuchers angeklagt, sodaß er überführt wurde, hatte sich, um dem Schimpf schwerer Geld- und Gefängnißstrafen zu entgehen, im Gefängniß erhängt. Das befreite auch Robert von einer widerwärtigen Rückwirkung seines unbesonnenen Jugendfrevels.

Und so saßen denn die glücklichen Menschen beisammen. Werner las einen Brief vor; einen Brief seines Vetters, der auf das Gut zurückgekehrt, zwar manches Unglück zu beklagen, manchen Verlust erlitten hatte, aber doch Heilung und Herstellung für Alles hoffen durfte, wenn nur der Friede erst hergestellt war.

Und Gertrud, die freundliche, die glücklich lächelnde, wand während des Lesens einen schönen Strauß von Frühlingsblumen; dann steckte sie ihn an Röschen's, des lieblichen Kindes Brust, und sagte zu ihr, indem sie die Rosenknospe ihrer Lippen küßte: „Ich muß dich doch schmücken! Es ist ja heute dein Tauftag! Heute vor zehn Jahren!" — — Und wie ein leiser Hauch floh es, halb unwillkürlich von ihrer Lippe: „Wlasta!"

Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser.

Eine novellistische Skizze

nach einer wirklichen Begebenheit.

Erstes Capitel.

Es war am 8. Februar 1807. — Der Ostwind pfiff schneidend über die tief verschneiten Felder und Hügel, und stäubte den Schnee auf; düsteres Gewölk zog auf dem mattgrauen Grunde des Himmels hin, und sandte gleichfalls schwerflockigen Schnee herab. Das Wetter war so rauh und finster wie die ganze Zeit, und düster wie das Wetter war es in der Seele der tapfern preußischen Krieger, die an diesem Tage im eiligen Marsch, in der Richtung von Graudenz her, über Freystadt und Deutsch-Eylau nach Preußisch-Eylau zu ihren Weg nahmen. Es war das Corps des Generals Lestocq, welches nach mancher tapfern That jetzt zur eiligen Hülfe zu dem General Bennigsen stoßen sollte, der bei Preußisch-Eylau mit sechszigtausend Russen aufgestellt war, um den Franzosen eine Schlacht zu liefern, von der man noch Rettung für die letzte Provinz des preußischen Vaterlandes hoffte, für die, welche ihm seinen Namen gibt, für Preußen selbst.

„Ist das ein Wetter!" murmelte der Feuerwerker Hans Ehrhardt vor sich hin, und schüttelte sich den Schnee vom Mantel. „Und wie es unsere armen Pferde schwer haben,

die Geschütze durch die tiefverschneiten Wege zu schleppen, wenn man das Wege nennen kann!" Der Führer der reitenden Batterie, Hauptmann von B... hörte die Worte des alten, eisenfesten Graubarts, und erwiderte: „Ja, ja Feuerwerker, wir machen hier eben keinen Parademarsch; aber es gilt vorwärts zu kommen! Nicht weil der Marschall Ney hinter uns ist, sondern weil man uns dort braucht." „Ja ja, ich glaub's, ich weiß" antwortete der Feuerwerker, „ich müßte ja keine Ohren am Kopfe haben, denn mitten unter dem Sturmwindsgeheul hört man ja, daß sie da drüben recht ordentlich Schach spielen. Ich wettte, mit mehr Zwölfpfündern als Sechspfündern!"

„Wol möglich!" entgegnete der Hauptmann. „Auf jeden Fall müssen wir in zwei Stunden heran sein."

„So kommen wir gerade zur Mittagszeit", rief Ehrhardt lustig; „holla Jungens", wandte er sich zu seinen Leuten um, „dann können wir uns noch mit zur Mahlzeit setzen; wir wollen die fuchsverdammten Franzosen auf ein Gericht blaue Bohnen zu Gast laden, daß ihnen der Magen krumm zusammenschnurren soll."

Ein munterer Zuruf und helles Lachen beantwortete den Scherz. — „So recht, Alter, halte deine Leute bei guter Laune; drüben auf dem Hügel müssen wir noch ein mal Halt machen und füttern, daß wir nicht mit halbtodten Pferden zur Armee stoßen. Dann sieh Alles nach, Munition, Geschirre, Achsen."

„Jede Schraube, jeden Bolzen, jeden Nagel, jeden Riemen bis zum Kitzriemen will ich revidiren, Herr Hauptmann", fiel ihm Ehrhardt ins Wort. „Ich kenne ja meine Schuldigkeit! Meine Haubitze soll nicht im Schnee stecken bleiben, wenn wir im Feuer manövriren."

„Das hoff' ich, und weiß ich von dir, Alter", sprach der

Hauptmann und wandte sein Pferd, um die Batterie entlang zu reiten, und mit den andern Unteroffizieren in ähnlicher Weise zu verkehren. Denn seine Leute waren ihm seine Brüder und Kinder. Aber sie ließen auch das Leben für ihn. Die echte Tapferkeit ist immer da, wo die Liebe der Kameraden untereinander und zu den Führern warm ist. Da verläßt Keiner den Andern, und hält aus in Noth und Tod, und Alle halten beisammen aus, die Drangsal sei noch so groß.

Eine halbe Stnnde war vergangen, die Colonne hatte die Anhöhe erreicht. Der Ort war günstig, da ein dichtes, scharf abgegrenztes Stück Kieferwald Schutz gegen Wind und Schneegestöber bot. Feuerwerker Ehrhardt kroch selbst unter seine Haubitze, um jeden Nagel, jeden Schraubenbolzen von unten zu sehen, und die letztern noch mit dem Schraubenschlüssel fester anzuziehen. Er revidirte die Geschirre, die Pferde, sah zu, ob keines der Sattelpferde gedrückt war, und da er Alles in Ordnung fand, sprach er: „Nun Jungens. Nun laßt uns die Franzosen nur kommen. Ich freue mich schon auf den ersten Kohlkopf, den ich ihnen aus unserm Kessel hier vorsetzen werde!"

Es wurde zum Aufsitzen geblasen. — Am Waldsaum marschirte die Batterie in die Thalsenkung hinab. „Spitzt einmal die Ohren", rief Ehrhardt, „wie lustig der Tanz da drüben schon angefangen hat! Wie die Bässe rumpeln!" Er zeigte dabei auf die Kanonen. „Nun, wir wollen auch bald mitstreichen." — Und das Auge des alten unverzagten Kriegsmanns, noch aus Friedrich des Großen Zucht und Schule, wenn er auch den Siebenjährigen Krieg nur als Knabe erlebt hatte, funkelte muthig bei diesen Worten. Er hatte sich in der schweren düstern Zeit, die auf Allen bedrückend lastete, noch den heitern Sinn bewahrt, der mit

Jugendfrische in die Zukunft blickt. Denn er vertraute auf Gott und wußte, der himmlische Vater ist barmherzig und läßt das Unglück, das er sendet, nicht ewig währen. Ein frommes Herz, ein frohes Herz, und ein tapferes zugleich!

Zwei Stunden war die Colonne, etwa 6000 Mann stark, noch im angestrengten Marsch vorwärts gerückt. Das Schneegestöber hatte seit einiger Zeit nachgelassen, der Blick auf die Landschaft war frei geworden; jetzt, da die Spitze des Corps aus einem Fichtengebüsch hervorbrach, sah man, kaum in der Entfernung einer guten halben Stunde, Preußisch-Eylau liegen, und ringsher auf dem weißen Schnee die schwarzen Truppenmassen des Freundes und Feindes, die im heftigsten Gefecht einander gegenüberstanden.

„Schlag Wetter! was haben sich die Russen und Franzosen schon bei den Ohren!" rief Ehrhardt aus, als er das Feld überschaute.

Der General Lestocq war mit den hohen Offizieren vorgesprengt auf eine Anhöhe, wo sie sich mit Fernröhren umschauten. Die Franzosen, die Eylau besetzt hielten, standen auf beiden Seiten der Stadt, rechts und links ausgebreitet, auf den Anhöhen. Vor sich hatten sie eine Menge kleiner Seen und Bäche, doch alle hart gefroren. Die Russen hatten ihre Stellung auf den Höhen gegenüber genommen und ihre ganze Front mit Batterien gedeckt. Im Städtchen brannten mehre Häuser; die Flammenzungen leckten aus den Giebeln und der Rauch wälzte sich schwarz über die Dächer des Oertchens hin. Das Feuer der Artillerie donnerte in schweren Lagen, daß der Boden zitterte.

„Hm!" brummte Feuerwerker Ehrhardt, „hier wird nicht um Pfeffernüsse gespielt! Desto besser; ich kann den kleinen Katzenkrieg nicht leiden, wo man nicht weiß, was man gethan hat, wenn ein Gefecht vorbei ist."

Jetzt kamen Adjutanten gesprengt und brachten Befehle. „Die Batterie marschirt auf dem nördlichsten der drei Feldwege vorwärts, auf das Dorf Schmoditten, und läßt Schloditten rechts liegen!“ lautete die Ordre. „Vorwärts Marsch!“ Zwei andere Abtheilungen des Corps rückten auf zwei südlicher gelegenen Feldwegen vor, deren einer zwischen Schmoditten und Schloditten hindurch, der andere gerade auf Schloditten führte.

So ging man am rechten Flügel der Russen vorbei, um hinter ihre Hauptfront auf den linken Flügel zu gelangen und diesen, der schon stark zurückgedrängt war, zu verstärken. Zwei Uhr Mittags war es, als die Batterie bei dem Dorf Kutschitten eintraf, wo sich die Russen festgesetzt hatten, aber von den Franzosen mit Uebermacht angegriffen wurden. Da brachten die Preußen Rettung in der Noth! Kutschitten war schon von der französischen Infanterie besetzt. Allein die preußischen Regimenter von Schöning und Rüchel, vereinigt mit dem russischen Regiment Wyburg, rückten vor und griffen das Dorf mit gefälltem Bayonnet an, um die Franzosen daraus zu vertreiben. Der Kampf war furchtbar, aber er gelang; die vier französischen Bataillone wurden hinausgeworfen, und die preußischen Towarczys, das tapfere Uhlanenregiment, verfolgten die Flüchtigen und hieben den größten Theil nieder.

Hinter dem Dorf stand der Marschall Davoust. Er rückte mit seinen eisernen Regimentern vor, um die Preußen, die sich ihm gegenüber formirt hatten, zu werfen; doch drei russische Regimenter stießen zu dem Corps des Generals Lestocq, und nunmehr begann in den Schneefeldern und unter dem heftigsten Gestöber Nachmittags um halb vier Uhr ein erbitterter Kampf. Keiner wollte einen Fuß breit weichen. Die Batterie des Hauptmanns von B... hatte bisher hinter

Kutschitten auf einer Anhöhe gestanden, ohne zur Thätigkeit zu kommen. Jetzt brachte ein Adjutant, der im gestreckten Carrière heransprengte, einen Befehl. „Batterie Marsch! Trab!“

Die Batterie flog über das Schneefeld. Auf einer Anhöhe jenseit Kutschitten, die sich vorwärts in eine steile Bergwand von sechs Fuß Höhe schroff absenkte, nahm der Hauptmann seine Stellung. Etwa tausend Schritte vor ihnen deployirten die französischen Colonnen und suchten sich, so schnell der tiefe Schnee es gestattete, aus einem dichten Knäuel zu einer breiten Frontlinie zu entwickeln. „Das ist euer Zielpunkt“, rief der Hauptmann, „die schwarze Masse da! — Mit Kugeln geladen!“

„Euch wollen wir mit Vollkugeln und Granaten kitzeln!“ rief Ehrhardt freudig, indem er die Granate einsetzen ließ. Dann hielt er, in athemloser Spannung auf das Commando horchend, seitwärts hinter der Haubitze, um seinen Schuß zu beobachten.

„Batterie! Feuer!“

Die ganze Lage erdröhnte. Der hartgefrorene Erdboden schwankte von der Gewalt der Explosion, wie bei einem Erdbeben. Alle Geschütze hatten wohlgezielt. Die Kugeln schlugen mit furchtbarer Wirkung in die Masse ein, sodaß sie ganze Reihen niederrissen.

„Victoria! Kinder! Seht, wie wir getroffen haben!“ schrie Ehrhardt und sein Auge blitzte. „Der hellgraue Himmel wird hinter den Lücken sichtbar, so haben wir in das schwarze Korn gemäht! — Frisch, die Knochen gerührt!“

Es wurde von neuem geladen. Die Batterie setzte ihr regelmäßiges, ruhiges, aber furchtbares Lagenfeuer fort und richtete eine grauenvolle Verwüstung an.

„Aha! Sie wollen's uns nicht mehr umsonst geben!" sprach Ehrhardt und sah seinen Bombardier an. „Siehst du da drüben, Parlow? Für was taxirst du die da oben? Zwölfpfünder oder Sechspfünder?"

„Wir werden's ja bald gewahr werden, wenn sie uns die Proben schicken", erwiderte der Bombardier; „die Protzen sind schon abgefahren und halten bergab, wie unsere, sonst könnten wir die Pferde zählen."

„Paßt auf! Es hat aufgeblitzt!"

Man sah an der jenseits aufgefahrenen Batterie Feuer und Rauch aus allen Schlünden; zwei Secunden später rollte der dumpfe Knall der Geschütze herüber, und andere zwei Secunden später schmetterten die Kugeln nach.

„He! Wie ist mir denn? Sind wir lebendig oder todt?" lachte Ehrhardt fröhlich auf. „Kein Mann, kein Splitter getroffen! So wahr ich zwei Augen im Kopf habe! — Das macht die prachtvolle Position, die uns der Hauptmann ausgesucht hat! Alle Kugeln sind hier vor den steilen Rand geschlagen und stecken geblieben. Freilich, wenn sie nur ein Haar zu niedrig Aufsatz nehmen, treffen sie zu kurz und schlagen in die Erdmauer; und ein Haar zu hoch, gehen sie uns über den Kopf! Hier sind wir Numero Sicher!"

Das Feuer setzte sich fort. Die feindliche Batterie that wirklich fast gar keinen Schaden, weil die Kugeln genau auf die Schärfe des Randes treffen mußten, um das Ziel zu erreichen. Eine einzige setzte zu Ehrhardt's Freude hart auf der festgefrorenen Kante des Absatzes auf, ricochettirte senkrecht in die Höhe und fiel dann unschädlich neben der Haubitze nieder. „Seht ihr's?" rief er aus. „Wir sind schußfest, aber die da drüben nicht!"

Das Feuer wurde unablässig gegen die Infanterie-

colonnen gerichtet und that ihnen unermeßlichen Schaden.*) „Wenn es nur nicht schon finster würde!“ brummte Ehrhardt ärgerlich. — Es dämmerte schon stark. Das Schneegestöber vermehrte die Dunkelheit. Doch wollte kein Theil von dem erbitterten Kampfe ablassen; diesseit und jenseit wurden immer mehr Geschütze aufgefahren. Die Batterie erhielt jetzt auch halbes Flankenfeuer und erlitt beträchtlichen Schaden.

„Wir wollten's euch schon wiedergeben“, rief Ehrhardt, „aber es ist zu finster! Man sieht keine Wirkung mehr. Zielt nur immer dahin, wo ihr's drüben aufblitzen seht; da müssen die Ohnehosen doch stehen!“

Es war endlich acht Uhr geworden. Mancher brave Kanonier fand auf dem Schneefelde sein kaltes Grab. Adjutanten flogen durch die Linie. — „Es geht etwas vor“, murmelte Ehrhardt zu seinem Bombardier; „die Briefträger reiten schon wieder so flink kreuz und quer!“

Der Capitän B... sprengte heran. „In der Stille aufprotzen lassen, Feuerwerker Ehrhardt!“ befahl er im ruhigen Tone; „wir nehmen eine Position rückwärts.“

„Rückwärts?“ murmelte der Graubart vor sich hin, „in der Stille?“ Das war ihm nicht gelegen — das war der Rückzug, es war die aufgegebene Schlacht! Er gehorchte

---

*) Napoleon, der die Schlacht bei Eylau vom Kirchhof des Städtchens aus leitete, rief bei der entsetzenvollen Wirkung aus: „Welcher Teufel commandirt denn diese Batterie?“ — Die hier angegebenen Einzelnheiten über die Stellung der Batterie, ihre Wirkung gegen den Feind, die Rückwirkung des Feuers auf sie, sind sämmtlich historisch, und verdankt sie der Verfasser mündlichen Mittheilungen eines Artillerieoffiziers, welcher der Schlacht beigewohnt.

traurigen Herzens. In wenig Minuten war die Batterie auf dem Rückmarsch. Von drüben wurde noch geschossen. „Daß man sich so wehrlos auf den Rücken platzen lassen muß!" seufzte der Alte unwillig.

„Laß es gut sein, Alter!" murmelte der Hauptmann, der neben ihm ritt. „Du siehst, sie thun uns nichts. Was wollten wir unser Pulver im Finstern verschießen? Morgen früh können wir's besser verwenden!"

„Ich hab' kein rechtes Vertrauen, Herr Hauptmann!" entgegnete der redliche Soldat halblaut, daß die Leute es nicht hörten; „das Pulver riecht mir nach einer verlorenen Schlacht! Wir sind das seither freilich gewohnt geworden, aber —"

„Alter! Man muß dennoch den Muth nicht sinken lassen! Auch Friedrich's Stern wurde oft tief verdunkelt!"

Wäre es nicht so finster gewesen, so hätte der Feuerwerker die männliche Thräne im Auge des Hauptmanns sehen müssen.

„Freilich wol! Allein — seit einer Stunde zieht mir's so seltsam durchs Herz! Es ist ordentlich, als ob ich mir eine Kugel wünschte!"

„O laß die Thorheiten!" schalt der Hauptmann.

„Holla!" fuhr der Feuerwerker auf; „die hinter uns haben wahrhaftig im Finstern den rechten Aufsatz genommen! Der Brummvogel ging uns dicht am Backenbart vorbei!"

Eine Paßkugel war sausend zwischen ihm und dem Hauptmann, die kaum zwei Schritte auseinander ritten, durchgefahren.

„Da siehst du", nahm der Hauptmann lächelnd das Wort, „daß es ein altes Artilleriemärchen ist, wenn sie behaupten, eine Kugel, die so nahe streift, drehe Einem das

Genick um, oder tödte durch den Luftdruck. Hier war der Spielraum zwischen meinem rechten und deinem linken Ohr kaum eine Spanne groß, und doch —"

„Aber der Leithammel war's", fiel Ehrhardt ein, indem der Hauptmann schon von selbst stockte, denn Kugel auf Kugel fuhr über und zwischen die Batterie hin.

„Herr Jesus!" schrie plötzlich Ehrhardt auf und stürzte sammt dem Pferde zusammen.

Der Hauptmann war wie der Blitz vom Sattel, dem alten Getreuen beizuspringen. „Ehrhardt, was hast du?" rief er voll Schmerz.

„Nichts! Nichts! Artilleristenkost!" stöhnte der Alte. „Der linke Fuß bleibt hier liegen, wenn ihr mich auch noch fortschleppt!"

„Das verhüte Gott!"

Aber es war so! Der linke Schenkel war überm Knie herabgeschmettert, — das Pferd, halb aufgerissen, rührte sich nicht mehr.

„Weib und Kind hätte ich gern noch ein mal umarmt", sprach Ehrhardt matt, indem der Hauptmann und seine Leute ihn aufnahmen, — dann verließen ihn die Sinne.

Zweites Capitel.

„Gott lohne es Ihnen, Herr Pfarrer, — doch ich fürchte, es ist Alles vergebens!"

„Wir wollen wenigstens Alles versuchen, Herr Hauptmann; jede Pflege soll ihm werden!"

„Es ist Mitternacht; ich muß aufbrechen. Noch Eins, Herr Pfarrer. Der Verwundete rettete mir zwei mal das Leben; ein mal in der Rheincampagne, als ich noch Fähnrich war und er mich schwer verwundet auf seinem Rücken aus dem Gefecht trug; ein zweites mal vor wenigen Wochen, wo er, als französische Chasseurs in unsere Batterie gedrungen waren, mit der Handspeiche seiner Haubitze einen Reiter niederschlug, dessen Säbel mir das Haupt gespalten hätte. Ich habe nichts für ihn thun können! Das schmerzt mich. Allein im Augenblick, wo dieser unglückliche Schuß ihn zusammenschmetterte, seufzte er: «Weib und Kind hätte ich gern noch ein mal umarmt!» Wenn ich ihm dies Glück für seine letzten Stunden verschaffen könnte! Die arme Frau, mit einem einzigen Knaben, wohnt in Pommern bei ihrem Bruder, einem Dorfschullehrer; hier ist ihre Adresse und zwanzig Dukaten. Wenn Sie, Herr Pfarrer, es möglich machen könnten, der Frau zu schreiben, ihr die Hälfte des Geldes zur Herreise auf möglichst sicherm Wege zukommen zu lassen, die andere Hälfte zur Rückreise zu bewahren, — es würde meinem Herzen ein großer Trost sein!"

„Ich werde thun, was möglich ist, verlassen Sie sich darauf!" sprach der alte Pfarrer gerührt und drückte dem Hauptmann warm die Hand.

„So leben Sie wohl!" Der Hauptmann schritt hinaus aus der kleinen Stube des Pfarrers, wo Ehrhardt auf seinem Schmerzenslager gebettet war. Draußen heulte der Wind hohl und wirbelte den Schnee auf. Der Hauptmann schwang sich zu Pferde und jagte der Batterie nach, die schon voranmarschirt war.

Und als er hinritt durch die finstere Nacht, wo kein Stern durch die Wolken blickte, wurde es in seiner Seele noch düsterer!

„Wieder eine verlorene Schlacht, wenn auch mit Ehren!" sagte er sich. „Aber fast an der äußersten Grenze des Vaterlands! Bald werden wir uns schon auf fremder Erde schlagen! Guter König, edle hochgesinnte Königin, welch ein Schmerz muß euch die Brust durchdringen! — Und mein theures Vaterland, mein, einst so ruhmstrahlendes Preußen! Wohl dir, mein redlicher Ehrhardt, — ich kann dich beneiden."

Die tiefbeugenden Gedanken brachen fast sein Männerherz. Es schauerte ihn, er wickelte sich dichter in den Mantel und sprengte wild durch die Nacht, bis er die Batterie erreichte.

Ehrhardt lag still auf seinem Lager, mit geschlossenen Augen, mehr ohnmächtig als schlummernd. Die erste Hülfe war ihm geworden, der Schenkel über dem zerschmetterten Knochen abgenommen. In das Dörfchen, das abseit von der Straße im Walde lag, waren viele Verwundete gebracht worden, denn die Dörfer und Orte an der Straße waren schon überfüllt. Ein Chirurgus mit einem Gehülfen versah die nothwendigen ärztlichen Verrichtungen. So war Alles geschehen, was den Redlichen, Tapfern retten konnte, — wenn er zu retten war.

Wochen waren verstrichen — der alte Krieger zehrte sich langsam ab. Die Kräfte, so schien es, reichten nicht mehr aus, die schwere Wunde zu heilen. Der Pfarrer hatte der Frau Ehrhardt geschrieben, und durch sichere Hand Geld und Brief bis Graudenz gesandt, von wo ab es der Post anvertraut werden mußte. Doch verschwieg er es dem Kranken, damit er sich nicht in vielleicht vergeblichem Sehnen und Hoffen verzehre.

Eines Nachmittags saß der Pfarrer auch wieder an Ehrhardt's Bett und sprach liebreiche, tröstende Worte zu

ihm. Der Kranke lächelte sanft aber schmerzlich. „Ihr Wort, Herr Pastor", sprach er, „thut mir wohl, wie der Sonnenstrahl, der so freundlich auf mein Bett scheint."

„Es ist, als ob Gottes liebe Sonne uns schon mit Frühlingsmilde anlächelte", sprach der Pfarrer, und wandte seinen Blick auf das Fenster und die heitere, winterliche Landschaft draußen, wo der rosige Duft um die grünen Spitzen der Tannenwälder spielte und den Kirchthurm warm, goldhell anleuchtete.

„Ich hätte wohl eine Bitte, Herr Pfarrer", sprach Ehrhardt; „ich möchte einen Brief schreiben. Einen Brief an meine Frau und an mein Söhnchen — ich will mein Testament machen."

Die letzten Worte sprach der Alte mit sehr bewegter Stimme. Eine Silberthräne, in der sich das Abendgold des Sonnenstrahls spiegelte, blinkte ihm im Auge und rollte zerdrückt in den weißen Bart.

„Ich werde Euch sogleich das Nöthige besorgen", versetzte der Pfarrer bewegt. Er legte ihm ein leichtes Bretchen auf das Bett, darauf ein Briefblatt mit weicher Unterlage, und rückte ihm ein Tischchen mit dem Schreibzeug dicht an die Bettstatt, sodaß er es zur Rechten hatte. „Soll ich aber nicht lieber schreiben?" fragte er, „Ihr könntet mir vielleicht dictiren."

Der alte Kriegsmann sah den alten Geistlichen mit einem tief ins Herz dringenden Blick an, und schüttelte dann langsam den Kopf. „Nehmen Sie es nicht übel, Herr Pfarrer. Aber was man so Weib und Kind sagen möchte — das letzte Wort vielleicht in diesem Leben —"

„Behüt' es Gott!" unterbrach der Pfarrer.

„— das möchte man doch gern gerad' aus einem Herzen ins andere sagen, — ja, wenn ich's von Mund zu

Munde könnte!" — Und ein halb verhaltener aber tiefer Seufzer folgte diesem Wort.

„Nun, wie Ihr wollt, lieber alter Freund", antwortete der Geistliche sanft, und reichte Ehrhardt die Feder hin.

Der Alte besann sich lange. Das Schreiben war nicht sein Handwerk. Man sah's ihm an, daß er über den Anfang lange nachdachte. Ach, das Herz war ihm voll genug, aber zu voll, um die rechten Worte zu finden. Er wollte gern Alles sagen, was er noch wünschte und dachte, und da ging ihm gar Mancherlei kreuz und quer durch den Kopf. Nach einigen Minuten fragte er, bevor er noch geschrieben hatte: „Nicht wahr, Herr Pfarrer, es ist doch ein Bibelspruch: «Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser?»"

„Und ein Spruch voll Kraft und Wahrheit", antwortete der Pfarrer; „wenn er auch genau lautet: «Der Aeltern Segen baut den Kindern Häuser!»"

„Der Aeltern! Hm!" murmelte Ehrhardt: „Nun, da wird's des Vaters Segen doch auch wohl thun?"

„O gewiß", versetzte der Pfarrer mit liebevollem Ton.

Ehrhardt begann nun langsam, in Absätzen, zu schreiben; denn schnell ging es ihm sogar in gesunden Tagen nicht von Statten. Doch er schien nun mit sich im Reinen zu sein, was er sagen wollte.

Der Pfarrer setzte sich, um ihn nicht zu stören, in einen Lehnstuhl am Fenster hin, und blickte in die von der immer tiefer sinkenden, und röthlicher schimmernden Sonne beleuchtete Landschaft hinaus, und von Zeit zu Zeit auch auf den schreibenden Alten, dessen ehrwürdiges Haupt in dem Abendglanz, der das Gemach verhüllte, fast das Ansehen eines Heiligen erhielt. Man sah es ihm aber an, wie schwer ihm sein ernstes Werk wurde. Denn dem Kopf

war es ungewohnte Arbeit, und das Herz hatte den härtesten, bittersten Stand, den es vielleicht im ganzen Leben gehabt. Daher saß er oft nachsinnend, stützte, wenn er mit schwacher Hand eine Zeile geschrieben, das müde werdende Haupt in die Hand, lächelte wohl ein mal schmerzlich, wischte sich aber auch auch oft die Augen.

Eine feierliche Stille herrschte im Gemach; nur die ländliche Wanduhr rechnete mit leisem Schlag die schwindende Zeit in Secunden vor; nach größerm Maß konnte der Alte die Spanne des Lebens, die ihm noch blieb, kaum messen. Die Sonne rückte tiefer und tiefer; jetzt zitterte ihr letzter Purpurstrahl durch die Scheiben, dann verglomm er am Knopf des Kirchthurms. Der graue Schleier der Dämmerung überhauchte die Landschaft und drang ins Gemach. Ehrhardt legte die Feder nieder, murmelte erschöpft noch ein mal die Worte: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser"; faltete dann die Hände zu einem stillen Gebet, und schloß mit einem leisen, aber vernehmlichen „Amen!"

Drittes Capitel.

Am andern Morgen war der Kranke sehr matt. — Als ihn der Pfarrer begrüßte, reichte er ihm die Hand mit den Worten: „Es war Zeit. Heute vermöchte ich's nicht mehr." Er deutete auf den Brief, der auf dem Tisch neben seinem Bett lag.

„Soll ich ihn siegeln und absenden, lieber, braver Freund?" fragte der Pfarrer.

„Siegeln, ja Herr Pastor; absenden — noch nicht, doch vielleicht bald!“ entgegnete Ehrhardt.

Der Pfarrer fragte nicht, denn er verstand ihn. „Bald“ hieß: „wenn ich die Augen geschlossen habe.“ — Er siegelte.

Nach einer Pause fragte Ehrhardt: „Läßt sich denn wol der Brief sicher absenden? Aber ganz sicher, daß er gewiß ankommt?“

„Ich hoffe ja“, antwortete der Pfarrer, „wenn wir ihn nur erst bis nach einem größern Postamt geschafft haben. Eine feste Ueberzeugung habe ich freilich nicht davon, bei jetzigen Kriegsläufen.“ Er dachte an den bereits vor drei Wochen abgesandten Brief und das Geld an Ehrhardt's Frau; worauf weder deren Antwort noch Ankunft erfolgt war.

Die Schellen eines Schlittens ließen sich hören. Freudig zuckte es in der Seele des alten biedern Geistlichen auf. „Wenn sie es wären!“ Er eilte hinaus vor die Thür. Der Schlitten bog eben um einen Schneehügel und wurde sichtbar. — Allein es war der Wundarzt, der auf einem Nachbardorfe auch Verwundete zu besuchen hatte und von dort zurückkehrte. Er fuhr nach dem Pfarrhause.

Der Pfarrer erzählte ihm, während er aus dem Schlitten stieg und ins Haus trat, was der Kranke gethan habe, und äußerte ihm sein Bedenken über dessen Befinden.

„Er wird doch wohlgethan haben“, meinte der Arzt, „wer weiß ob er's heute noch könnte. Seine Kräfte nehmen ab.“

Sie traten ein. Der Kranke sah sehr matt aus; der Arzt fand seine Züge stark verändert.

„Nun, alter Freund“, fragte er mit heiter angenommenem Ton, „geht es besser?“

„Es geht — zum Besten — ich meine zu Ende, Herr Doctor", antwortete Ehrhardt.

„Ei was!" entgegnete der Arzt. „So schnell muß man die Schlacht nicht verloren geben, — ich denke Euch noch munter, wenn auch auf zwei Krücken umhergehen zu sehen." Darauf machte er sich dabei, das amputirte Bein zu untersuchen. „Das wäre ja Alles gut", sprach er und reichte dem Alten freundlich die Hand; dieser drückte sie ihm, lächelte aber ungläubig. — Der Arzt ging. — Ehrhardt blieb von jetzt an ganz still, während er sonst den Pfarrer öfters anzureden pflegte. Erst nach einigen Stunden begann er: „Lieber Herr Pfarrer! Ich habe mich eines Bessern besonnen. Mein Brief hat keine Eile. — Lassen Sie ihn, auch wenn ich abgehen sollte — nicht früher abgehen, als bis es ganz sicher ist."

Es schnitt dem Pfarrer ins Herz, daß die eine, tiefe Sehnsucht, welche die Brust des redlichen Tapfern bewegte, unerfüllt bleiben sollte. Er sah, daß nur der Gedanke an die Seinigen ihn noch beschäftigte, ihn vielleicht noch am Leben erhielt; so hatte er denn einen schweren Kampf mit sich selbst zu kämpfen, ob er dem Kranken entdecken solle, daß noch eine Möglichkeit für ihn da sei, Weib und Kind zu umarmen, bevor er die Augen auf ewig schließe. Denn wie mochte er entscheiden, ob diese nahe Hoffnung seine Lebenskraft verlängert hätte? Möglich war es; vielleicht aber auch, daß die vergebliche Sehnsucht zu einer schweren Qual für ihn würde.

Es war Nachmittags vier Uhr geworden. Die Sonne fing schon wieder an, mit schrägen, sich röthlich färbenden Strahlen in die Fenster zu blicken und das Lager des Kranken zu umspielen. Ein heiterer Schimmer überflog sein Angesicht. „Die Sonne! Sie thut mir so wohl!" sprach

er, „ob sie Abschied von mir nehmen will? — — Ach lieber Herr Pfarrer", fuhr er nach einigen Minuten fort, „ich möchte wohl etwas bitten!"

„Und was denn, mein alter braver Freund?"

„Wenn Sie die Bibel nehmen wollten. Ein frommer Spruch thäte mir wohl. — Wir Soldaten sind nicht so gottlos, wie unser rauhes Handwerk uns scheinen läßt."

Der Pfarrer drückte dem Alten tief gerührt die Hand. „Wahrlich nein!" entgegnete er. „Euer Beruf fodert ja auch viel Treue, viel herzliche Bruderliebe untereinander, Aufopfern und Hingeben! — Ich werde sogleich die Bibel holen."

Der Greis langte die große, alterthümliche Bibel von dem Bücherbret herab, rückte sich einen Sessel an das Bett des Kranken, ihm zu Häupten, schlug das heilige Buch auf, und suchte nach einem trostreichen Spruch für den Leidenden. Das Werk, so reich an Liebe und Weisheit, ließ ihn nicht lange suchen. Mit sanfter Stimme hub er an zu lesen: Psalm 119, V. 112. „Ich neige mein Herz, o Herr, zu thun nach deinen Rechten immer und ewiglich. — Du bist mein Schirm und Schild, ich hoffe auf dein Wort."

Der Kranke faltete die Hände, und bewegte sein Haupt vorwärts, wie bejahend. — Der Pfarrer hielt inne, um ihm Zeit zu gönnen, daß sein Herz bei dem hehren Gedanken weile und sich erquicke. Es war ein schöner ehrwürdiger Anblick, die beiden Greise in der einsamen Stille des Gemachs zu sehen. Und die Sonne umleuchtete das mit schneeweißem Haar bedeckte Haupt des Pfarrers wie mit einem Heiligenschein. Er hub wieder an:

„Erhalte mich durch dein Wort, daß ich lebe, und laß mich nicht zu Schanden werden über meiner Hoffnung.

Stärke mich, daß ich genese; so will ich stets meine Lust haben an deinen Rechten."

Hier wandte er seinen Blick auf den Kranken; ein leises Lächeln überhauchte seine Züge, doch sein matter Blick sagte: „Dies Gebet ist nicht für mich, — Genesen! für diese Erde nicht mehr!"

In die tiefe Stille des Gemachs drang von draußen plötzlich ein Laut, dem der Pfarrer, halb erschreckt, gespannt aufhorchend lauschte. — Wahrlich er täuschte sich nicht — Peitschenknall und die Schellen eines Schlittens! — „Wäre es möglich!" dachte er, und kaum bezwang er seine Bewegung. Er suchte sich zu beruhigen, indem er weiter las: „Wende dich zu mir und sei mir gnädig, wie du pflegst zu thun Denen, die deinen Namen lieben."

„Amen", sprach Ehrhardt leise mit frommem Ton.

Der Pfarrer horchte wiederum auf; das Klingen der Schellen näherte sich. Doch er las weiter:

„Herr, deine Barmherzigkeit ist groß; erquicke mich nach deinen Rechten!"

Der Kranke richtete einen sehnsuchtsvollen Blick aufwärts. Der Pfarrer lauschte, das Auge gegen das Fenster gewandt. Er hörte das Schnauben athemloser Pferde.

„Siehe, ich liebe deine Befehle, Herr! Erquicke mich nach deiner Gnade!"

Kaum hatte der Pfarrer das Wort vollendet, als ein Bauernschlitten vor dem Fenster vorbeischoß, und an der Hausthür hielt. Eine Frau tief in Pelze gewickelt saß im Schlitten, ein rascher Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren war schon herabgesprungen.

„Sie müssen es sein", dachte der Pfarrer und stand schnell auf. „Es kommt ein Besuch, lieber Freund! Da muß ich uns schon unterbrechen, und zuschauen, wer es ist."

Mit diesen Worten eilte er hinaus. Ehrhardt aber, todesmatt, lebensmüde, schloß seine Augen wieder und dachte des letzten Spruches nach: „O wolle mich der Herr erquicken!“ Er ahnte nicht, wie nahe ihm die Erquickung schon war.

Der Pfarrer kehrte zurück, sichtlich in großer Bewegung, denn die Erwarteten waren wirklich gekommen. Ueberraschen war hier gefährlich, langsames Vorbereiten ebenso; der Himmel gewährte nicht mehr die Zeit dazu. Mit freudeschimmerndem Auge und sanftem Wort trat er daher an das Lager des Kranken und sprach: „Lieber, alter Freund! Würde Euer Herz noch Kraft haben zu einer Freude?“ Ehrhardt sah ihn fragend an, eine Ahnung schien in ihm aufzudämmern. „Wenn der Herr Euch nun recht nach seiner Gnade erquicken wollte? — Hättet Ihr Kraft dazu?“

Ehrhardt schaute ihn nur mit einem unbeschreiblichen Blick an; aber es war so viel Dank, Liebe, Hoffnung darin, daß der Pfarrer ein zuversichtliches Vertrauen faßte und sprach: „Die Euch am liebsten sind auf Erden, sind aus der Ferne gekommen, Euch zu begrüßen!“

Ein seliges Lächeln verklärte die Züge des Leidenden, und sein Auge hob sich thränenfeucht zu dem Allgütigen; er war nicht erschreckt, nur erquickt. So öffnete denn der Pfarrer die Thür, und leise traten Mutter und Sohn ein. Eine bleiche, zitternde, doch unaussprechlich liebevoll blickende Frau, und ein Knabe mit treuen, unschuldigen Augen, schüchtern, die Wangen von blondem, lockigem Haar umflossen. „Vater!“ rief er ängstlich leise, als er den Kranken sah, und flog ans Bett. Ehrhardt sprach kein Wort, aber legte beide Hände segnend auf das Haupt des Sohnes, das sich an seine Brust schmiegte; und als die Mutter heranschwankte, hob er die Hand empor und reichte sie ihr dar.

„Margarethe — mein Fritz! — Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser!“

Nur die zwei Namen sprach er noch vernehmlich, mit liebevollstem Ton; die andern Worte bebten nur flüsternd über seine bleichen Lippen. Doch Mutter und Sohn hatten sie vernommen; Beide schluchzten leise. Des Sterbenden Auge hing an den Zügen der lieben treuen Lebensgefährtin; sein Herz schlug unter der Wange des weinenden Kindes. Er zog die Zitternde sanft nieder; sie küßte seine Stirn. Das Haupt sank ihm müde zurück; er blickte ihr noch ein mal unendlich selig und liebevoll ins Gesicht, dann athmete er tief auf — und mit diesem Hauch entfloh seine Seele.

Ein unendlich glückseliger Tod.

Viertes Capitel.

Sie verlebten stille, glückliche, wenn auch mancher Entbehrung unterworfene Tage in dem kleinen Dörfchen, wo Frau Margarethe bei ihrem Bruder, dem Schullehrer, wohnte. Fritz war ein sanfter und doch feuriger Knabe. Er lernte begierig Alles, was sein Ohm ihn lehren konnte. Zugleich war er fleißig in Haus und Garten und in der kleinen Feldwirthschaft. Reich war Feuerwerker Ehrhardt nicht gewesen, aber er hatte einen Nothpfennig zurückgelegt, und was seine Margarethe ihm eingebracht, nicht angetastet. So konnte seine Witwe, bei Fleiß und Wirthlichkeit, und da sie dem Bruder, der seine Frau längst begraben und nur ein Töchterchen, Marie, hatte, den Haushalt führte,

selbst in der schweren Zeit, sich und den Sohn mit Ehren durchbringen, und beide Kinder, Fritz und Marie, wurden so sorgfältig erzogen, als die schlichten, ländlichen Verhältnisse nur irgend gestatteten.

Der Ohm war ein kränklicher Mann; aber ganz Liebe und Eifer für seinen Beruf, Kinder zu unterrichten und zu erziehen. Alle Kinder des Dorfs liebten auch ihn wie ihren Vater. Ein hartes Wort kam nie bei ihm vor; er hatte nur ein sanft ermahnendes bei Fehltritten und bei schweren Verirrungen des Herzens, des Gemüths seiner Zöglinge — höchstens ein trauriges, tief bekümmertes.

Marie war ein blondlockiges Kind mit so blauen Augen, wie an heitern Tagen der Spiegel des Sees neben dem Dorfe. Fritz war um vier Jahr älter als sie, aber Beide gehörten unzertrennlich zusammen. — Am liebsten spielten sie, — oder saßen vielmehr und tauschten ihre jugendlichen Gedanken und Gefühle aus — auf dem Kirchhofe. Denn dort hatte Fritz unter einer Linde einen Grabhügel erhöht, welchen er den seines Vaters nannte, obwol dieser im fernen Preußen in die Erde gesenkt war. Denn als der Vater, beim Abschied bevor er ins Feld zog, Mutter und Sohn ins Dörfchen zu dem Schwager gebracht hatte, sagte er eines Tages, als sie eben Alle auf dem Kirchhof unter der Linde standen: „Das ist ein hübsches Ruheplätzchen! Wenn ich Invalide werde, ziehe ich zu euch hier aufs Dorf, und geht's an die letzte Retirade, so laßt mich hier unter dem grünen Baum Halt machen.“

Darum hatte Fritz das Scheingrab dort aufgehöht und es rings so mit Blumen umpflanzt, daß es die anmuthigste Rasenbank darbot.

Dort also saß er am liebsten mit Marie in der Abendfeierstunde. Er erzählte ihr, was er vom Oheim, und noch

mehr was er vom Pfarrer gelernt, den er zuweilen besuchte; er hätte dort wohl fortgesetztern Unterricht erhalten, doch das Pfarrdorf lag über eine Stunde entfernt.

In dem stillen Dörfchen konnte sich der kriegerische Sinn des Vaters in dem Sohn nicht entwickeln, zumal in den Umgebungen, unter denen er aufwuchs; doch blitzte oft eine lodernde Flamme des Muths und der Vaterlandsliebe auf, trotz der weichen Gemüthsentfaltung des Knaben. Zumal wenn er Sonntags die stettiner Zeitung las, die der Oheim an diesem Tage immer durch den Pfarrer erhielt. Die Welt war leider allzu sehr voll Krieg, und hatte gleich Preußen seinen Frieden, traurig genug, geschlossen, so flammte die Kriegsfackel doch in dem ganzen übrigen Europa. Und oft erwachte ein edler, schmerzlicher Unwille in der Brust des vierzehnjährigen Knaben, wenn er immer wieder von Siegen der Franzosen lesen mußte, über deutsche oder andere Völker. Eben der Franzosen, durch deren Kugel sein lieber, tapferer, redlicher Vater den Tod gefunden hatte!

Die Jahre verstrichen. — Fritz war eingesegnet. — Er sollte einen Stand wählen. Soldat, wie der Vater, wäre er geworden; allein die Zeiten waren zu düster. Das Heer Preußens auf eine geringe Zahl herabgedrückt; dazu die Abhängigkeit vom Franzosenkaiser und die Aussicht, nur zu seinen ehrgeizigen Plänen verwendet zu werden, wie dies denn auch später, 1812, geschah. — So entschloß sich Fritz vorläufig, dem Oheim, dessen immer schwächer werdende Gesundheit ihn oft an der Ausübung seiner Amtspflichten hinderte, im Amt beizustehen; und es war ihm sichere Hoffnung gemacht, daß er dereinst sein Nachfolger werden könnte. Das war der eng abgegrenzte Gesichtskreis seines Lebens, mit dem er sich vorläufig genügte. —

zumal wenn er auf Marie blickte, die immer hübscher heranwuchs, und an Sittsamkeit und Fleiß gleichermaßen zunahm. — Auch die Aeltern Beider sahen sie im Geist schon mit froher Rührung als ein Paar.

Das Jahr 1812 kam heran. Der Krieg rollte mit seinen dumpfen, ehernen Donnern über ganz Europa. Die ungeheure Wetterwolke des französischen Heeres zog über den deutschen Boden hin, nach Rußland hinüber. In dem Dörfchen blieb es still; weit abseit von der großen Straße gelegen, hörten die Bewohner nur von den gewaltigen Heerzügen, oder lasen in der Zeitung davon. Margarethe dachte dann oft mit einem bangen Seufzer: „Sie ziehen des nämlichen Weges, den mein wackerer Ehrhardt nehmen mußte, und der ihn an sein Grab führte!“ Doch mit dankbarem Mutterherzen dachte sie dazu: „Wohl mir, daß mein Fritz nicht die Straße wandeln muß, auf der die Opfer hingeschleppt werden.

Es kam aber eine andere schwere Prüfung über die Familie, die sich so innig liebte. Marie, die jüngste, blühendste von Allen, erkrankte; das Uebel nahm gleich in den ersten Tagen die bedenklichste Gestalt an. Der Kreisarzt erklärte es für ein Nervenfieber. Binnen wenigen Tagen steigerte sich die Fieberglut auf den höchsten Grad; sie brannte ihr in den Augen und auf den Wangen. Sturzbäder von Eiswasser, aus dem frisch aufgehauenen See unaufhörlich erneuert, vermochten sie nicht zu dämpfen. Fritz wich nicht einen Augenblick von ihrem Lager! Endlich brach die wilde Macht der Krankheit, aber es trat eine Ermattung ein, die dem Tode glich, — sie lag verwelkt da; der Arzt gab sie auf; — der Vater kniete, betäubt, angstvoll betend in einer dunkeln Ecke des Zimmers, Margarethe lag ohnmächtig auf ihrem Bett. Nur Fritz wachte scharf und lauschte auf jeden

Athemzug, der noch kaum wahrnehmbar die trockene Fieberlippe überflog, bis auch diese Spur sich verlor, und er die geliebte Gefährtin nun schon entseelt vor sich zu sehen glaubte. Eine düstere Wolke umfing seine Sinne; er dachte an des Vaters Kranken- und Todesbett, wo er vor fünf Jahren gekniet hatte; es schien ihm als verwandle sich die Stube und er sei bei dem frommen, sanften Pfarrer. Seines Vaters sterbendes Antlitz schwebte vor seinem Blick; aber es lächelte, und das Auge des alten Kriegers blickte zärtlich und gerührt zugleich auf das kranke Mädchen. Er stand in voller Gestalt an ihrem Bett, beugte sich über sie und legte die Rechte segnend auf ihre heiße und doch so bleiche Stirn. Da schlug sie plötzlich das Auge auf, blickte fremd aber heiter um sich, und sprach leise: „Fritz!" Er fuhr auf; die Todesermüdung hatte ihn in fieberhaften Schlummer sinken lassen; aber der Ton der lieben Stimme berührte sein Ohr und er war wach. „Mir ist jetzt viel besser, lieber Fritz!" sagte sie sanft mit einem milden Lächeln. Die Krankheit war gebrochen; der Lichtstrahl der Genesung fiel in ihre düstere Nacht. — Fritz ergriff noch in halber Betäubung ihre Hand, er sah verstört um sich, es war ihm, als müsse sein Vater noch da sein. „Sollte das ein Traum gewesen sein?" fragte er sich. Und seine junge schwärmerische Seele, durch Liebe und Sorge um die Geliebte noch höher gereizt, wollte sich gern überreden, daß der selige Geist seines Vaters wirklich hernieder geschwebt sei, um die holde Rosenknospe mit sanftem Hauch wieder zu beleben. „Es sei, wie es sei", rief er warm und dankbar, „Gottes Hand hat gewaltet." Seine Thränen strömten und er sank betend auf die Knie, indem er die heißen Lippen auf Marie's Hand drückte.

Dieser erhebende, wunderbare Augenblick weihte die Herzen Beider zur unzertrennlichen Einigkeit für das ganze Leben.

Die Weihnacht war vorüber. Ein junger Förster aus der Gegend, der zum Feldzug ausgehoben war, hatte einen Schuß erhalten, der ihm den Arm lähmte, und war zurückgekehrt. Er besuchte Frau Margarethen, und brachte ihr — eine getrocknete Blume von ihres Mannes Grab. Welche Thränen tiefster Rührung netzten das Auge der Mutter und des Sohnes bei diesem Erinnerungszeichen. Zugleich richtete der Förster herzlichste Grüße aus von dem alten würdigen Pfarrer. Er hatte nicht nur dort im Quartier gelegen, sondern war auch eine Strecke Weges mit ihm herwärts gereist, da der Greis, dem Amt und Klima des rauhen Preußen bei angegriffener Brust zu schwer wurden, jenes niedergelegt hatte und zu einem jüngern Bruder nach Thüringen ging, auf dessen Gütchen er den Rest seiner Tage zubringen wollte. — Ehrhardt's Grab, dies berichtete der Förster ausdrücklich im Auftrage des Pfarrers, hatte er seinem jungen Nachfolger im Amt zu sorglichster Pflege empfohlen.

Nicht längst nach diesem Ereigniß kamen die ersten Gerüchte von der furchtbaren Vernichtung der Franzosen in Rußland ins Dorf, von jenem entsetzenvollen Strafgericht, das Gottes Hand dem Uebermaß frevelnden Hochmuths verhängt hatte. Anfangs hatte man kaum den Muth daran zu glauben; doch bald bestätigte sich das ganze, furchtbare, aber Deutschland, ja Europa rettende Ereigniß.

Wer, der jene Tage erlebt, entsinnt sich nicht des weinenden, dankbaren Jubels, der jede Brust erfüllte. Damals gab es ein Volk, damals gab es eine Begeisterung in Deutschland, damals gab es eine Einheit, die

aller deutschen Herzen! Nicht ein aufgestachelter Pöbel, in dem ehrsüchtige oder noch schlimmere Führer, Eigennutz, Haß, Neid, Mistrauen, und alle sonstigen schlechten Leidenschaften entflammten; sondern wirklich ein Volk, das sich für einen heiligen Gedanken begeisterte, wo alle Stände eins, und Alle innig verschmolzen mit ihren Fürsten waren.

Eines Sonntags, der Tag, wo Fritz die Zeitungen erhielt, kam der Jüngling außer sich mit flammenden Augen nach Haus. „Hört, hört", rief er, „Mutter, Oheim und Marie, hört!" Und als sie gespannt herantraten, las er mit erhobener Stimme

„Den Aufruf des Königs vom 3. Februar!"

Die Flamme der Begeisterung durchzuckte alle Herzen in dieser treuen redlichen Familie; es gab nur einen Entschluß für Alle, den des freudigsten Opfers: „Fritz folgt dem Ruf des Vaterlandes!" Nun sollte er dennoch wandeln auf der Bahn, die sein alter, wackerer Vater gewandelt war! — Es galt kein Zögern! — Am vierten Tage war er marschfertig. Ausgerüstet, so gut wie es die herzlichste Liebe, verbunden mit dem heiligsten Gefühl für das Vaterland nur irgend vermochten. Der Pfarrer hatte ihm eine Büchse geschenkt, der verwundete junge Förster seinen Hirschfänger; die Mutter und Marie hatten Tag und Nacht genäht, gestrickt, gebügelt. Und jede Gabe war aus freudigem Herzen, mit eifrig liebendem Zudrängen geboten worden. Als es zur letzten Umarmung ging, als der Oheim den Jüngling ans Herz drückte, und Marie, die kaum Genesene, bleich in Thränen stand, — da trat noch ein mal die Mutter auf ihren theuern, einzigen Sohn zu und sagte: „Hier mein Sohn, hier nimm noch ein heiliges Andenken mit, die Brieftasche deines Vaters: Und, von meiner Hand abgeschrieben, gestern, in der Stunde der Mitter-

nacht, nach herzlichem Gebet zu Gott, liegt sein Abschiedsbrief an uns darinnen. Vertraue auf das Wort darin: «Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser!» Nimm auch meinen Segen hinzu, und so begleite dich der Brief als ein zweifacher Segen, von Vater und Mutter zugleich."

Fritz preßte die Mutter mit heißen Thränen in seinen Arm! Die alte, gebräunte kleine Brieftasche fand ihren Platz auf seiner Brust, ein Talisman gegen jedes Unheil. — Doch jetzt riß er sich los, denn wie begeistert das Herz für seine vaterländische Pflicht schlug, der Abschied wurde zu schwer! — „Lebt wohl", rief er noch ein mal zurück und schritt dann rasch vorwärts, nach dem Landrathsamt, dem Versammlungsplatze für Alle, die gleich ihm in den Krieg hinausziehen wollten.

Fünftes Capitel.

Fritz war fort. — In der Familie herrschte jene trübe Stille, die stets eintritt, wenn ein geliebtes Mitglied den gewohnten Kreis verlassen hat. — Marie war in ihren Gedanken stets bei Fritz. Seine tiefsinnige Liebe zu ihr, die während ihrer schweren Krankheit so entschieden hervorgetreten war, hatte auch die des nunmehr zur Jungfrau herangeblühten Mädchens zum vollen Bewußtsein entwickelt. Seine Briefe waren die Tage, wo die Glückssonne in die Hütte der stillen Menschen schien. Er schrieb zuerst aus Stettin, wohin er zunächst gegangen war, dann aus Breslau, wo sich Alles um den König sammelte.

Das Frühjahr kam heran; der Mai öffnete die Knospen

der Blätter und Blüten, und lächelte aus blauem Himmel und hellen Wasserspiegeln

Marie war — es war am 11. Mai — eben im Garten mit der Pflege der jungen Gewächse beschäftigt, als der Vater mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit rief: „Marie, Marie! Ein Brief von Fritz!“ Sie flog ins Haus. Der Vater las ihn:

„Bei Lützen am 2. Mai 1813 Abends.“

„Liebste Mutter! Heute hatten wir die erste Schlacht! Sie ist gewonnen! Wir waren neun Stunden im Feuer! Das Dorf Groß-Görschen haben wir drei mal mit Sturm genommen und wurden niedergeworfen. Viele Kameraden sind geblieben! Ich lebe; des Vaters Brieftasche hat mich gerettet, sonst hätte ich eine Kugel in der Brust gehabt. Ich habe nur Zeit zu diesen Zeilen. Euer Fritz.“

„In der Brust!“ rief Marie mit Thränen in den Augen. Waren es die der Angst, des Schmerzes, der Freude? Wer weiß es zu sagen? Margarethe faltete fromm die Hände; der Vater rief aus: „Gott sei Dank! Dank für unsern geretteten Sohn, und noch mehr für die gewonnene Schlacht!“

Es war ein erhebender Augenblick für die durch innigste Liebe Verbundenen. — Daß die Schlacht nur halb gewonnen, ja, daß sie eigentlich verloren war, erfuhren sie erst später.

Nun kamen Tage der Trauer! — Das Heer zog sich zurück. Es schlug sich bei Bautzen und ging abermals zurück. Fritz schrieb häufig; regelmäßig nach jedem Gefecht; aber düster. Der Waffenstillstand trat ein. Da wurden seine Briefe noch finsterer. Es schien, als sollte die Sonne Deutschlands für immer untergehen. — Da trat Oestreich

der heiligen Sache bei. Nun athmete Alles frisch auf. Und nun kamen auch gute Botschaften. Die Schlachten an der Katzbach, von Culm, von Groß-Beeren, Dennewitz; die Hoffnungen erwachten neu.

Doch Bangigkeit und Trauer herrschten in der stillen Wohnstätte der Liebe. Fritz schrieb nicht mehr. — War er verwundet? war er todt? Oder gingen seine Briefe nur verloren? Allein seit zwei Monaten keine Nachricht. — Der Vater hatte an das Regiment geschrieben; er erhielt folgende Antwort:

„Auf Ihr Schreiben vom 6. October c. muß ich Ihnen zu meinem größten Bedauern erwidern, daß der Freiwillige Friedrich Ehrhardt, seit dem 23. August, dem Tage der Schlacht bei Groß-Beeren vermißt wird. Seine Kameraden haben ihn zuletzt an ihrer Seite gesehen, wie sie in einem kleinen Gehölz beim Tirailliren einzeln vorwärts drangen und mit dem Feinde im Gefecht waren. Ob er dort den Tod gefunden, oder in Feindes Hand gefallen, haben wir nicht ermitteln können. Tief bedauern alle seine Kameraden seinen Verlust, geben jedoch die Hoffnung noch nicht auf, daß er noch am Leben sei. Sobald ich irgend Nachricht erhalte, werde ich Ihnen sofort Mittheilung machen."

„Delitzsch in Sachsen, am 13. October 1813.

v. P., Regimentsadjutant."

Diese Nachricht traf wie ein lähmender Donnerschlag. Er zermalmte jedes Glück, jede Hoffnung in der stillen Behausung des Friedens, und nur der Schmerz, der bitterste, betäubende Schmerz schlug von nun an seine Wohnstätte am Herde derselben auf.

Am Tage nach Empfang des unglückseligen Briefes, der ihnen fast jeden Hoffnungsschimmer geraubt hatte, saßen

Margarethe und Marie in der milden October-Nachmittagssonne mit ihrem Spinnrade vor der Thür des Hauses. Da kam der Amtsbote höchst eilig gelaufen. Schon von weitem her winkte er mit Stock und Hut, und zog dann gar sein blaues Schnupftuch aus der Tasche und schwenkte es hoch. — Ein freudiger Schreck durchzuckte beide Frauen und lähmte ihnen zugleich die Knie. „Sollte er eine gute Botschaft von Fritz bringen?“ war ihr Gedanke. Es mußte so sein, denn der Mann schien ganz außer sich; er kam vollen Laufes. Endlich war er heran und stand athemlos vor ihnen.

„Nun lieber Walter“, rief Marie, ängstlich das Schweigen brechend. „Bringt Ihr einen Brief, eine Nachricht?“

Er holte tief Athem. „Was werde ich nicht! — Eine Nachricht! — — Und welche Nachricht! — Ihr werdet staunen — das wird einen Jubel geben! — Wo ist denn der Herr Schulmeister?“

Diese Worte brachte er mühsam, mit vielen Unterbrechungen heraus, denn er hatte sich so außer Athem gelaufen, daß er kaum drei Silben hintereinander sprechen konnte.

„Mein Bruder ist zum Pfarrer“, erwiderte angstvoll die gespannte Margarethe, „aber sagt doch nur, was es ist. Ist es von meinem Sohn?“

„Was Sohn!“ — rief der Bote roh, „nichts Sohn! Glück und Freude! Euer Loos hat gewonnen, — der Meyer Jakob hat mir's gesagt. — Ich soll's Euch melden, — fünfhundert Thaler.“

Da sanken sich Margarethe und Marie in der schmerzlich getäuschten Hoffnung stumm weinend in die Arme.

Der Amtsbote rief: „Nun, werdet nur nicht ohnmächtig vor Freuden! Allzu viel ist ungesund!“

Die Frauen konnten kein Wort hervorbringen. Jetzt erst fühlten sie, wie groß, doch allzu rasch ihre Hoffnung gewesen war. — Es dünkte sie, sie hätten den Geliebten zwei mal verloren.

Der Amtsbote wußte gar nicht, was er aus der Sache machen sollte; — „Die Weiber werden wahrhaftig verrückt vor Freuden und sterben gar an der Geschichte!“ murmelte er vor sich hin. „Und einen guten Botenlohn werdet Ihr mir doch geben?“ fragte er endlich, sehr dringlich.

„Ach lieber Walter, geht zum Pfarrer, meldet's dem Vater“, sprach Marie endlich mühsam.

„Das wird auch das Beste sein“, sagte und dachte der Amtsbote, und lief eilfertig weiter, höchst verdrießlich über die hirnverdrehten Weiber, wie er sich noch im Laufen, im lauten Selbstgespräch ausdrückte.

Marie und Margarethe aber weinten nur um so bitterlicher, denn ein Glück so, zur Unzeit, erhöht nur das Gefühl des Schmerzes. Hier aber kam noch Eins hinzu. Sie hatten mit dem Vater zusammen ein Viertellos im Lotto gespielt, im halben Scherz, um von dem Gewinnst, auf den sie sich Hoffnung machten (wie denn Jeder wohl harmlose Luftschlösser baut), Fritz eine Beihülfe an Geld zu senden, und ihn neu auszurüsten. Denn er hatte längst geschrieben, wie Alles abreiße und zu Grunde gehe. — Daran dachten sie; aber was sollten sie nun mit dem traurigen Gelde anfangen? — Keinem konnte es mehr zur Freude gereichen.

Sechstes Capitel.

Ueber eine Stunde von der großen Straße zwischen Erfurt und Gotha lag seitab ein stattliches Gehöft mit Wohnhaus und Wirthschaftsgebäuden, das sich an buschige Hügel lehnte, die weiterhin zu ahnsehnlichen Waldbergen aufstiegen. Der Besitzer hieß Helldorf, ein rüstiger Mann, eben in die funfzig getreten, ein wackerer Landwirth. Das geräumige Wohnhaus barg sich hinter hohen Linden, die, es war im Spätherbst, nur noch den letzten Schmuck falber Blätter trugen. Ringsum durchschnittenes, buschbedecktes Land und nur einzelne Hütten. Breite Waldstrecken, die sich nach allen Seiten ausdehnten, trennten diese ländlichen Behausungen fast ganz von allem Leben des Verkehrs auf der Hauptstraße und selbst den Seitenwegen.

Zwei Männer trugen auf einer mit Stroh und einigen Bettstücken bedeckten Bahre einen, wie es schien, schwer Kranken oder Verwundeten; ein sehr alter Mann in einem schwarzen Oberrock, über den er einen schlichten grauen Mantel geworfen hatte, begleitete die Bahre. An dem Wohnhause des Gehöftes hielten sie still; der Greis pochte an die Thür, die Bahre wurde hineingetragen. Eine Wirthschaftsführerin trat den Kommenden entgegen: „Du mein Gott, wie blaß und elend sieht der junge Mensch aus", sprach sie mitleidig. „Nun, es ist Alles schon bereit, bei uns kann er doch nun bessere Pflege haben."

Der Kranke, der völlig bewußtlos schien, wurde in das für ihn eingerichtete kleine Hinterstübchen gebracht und in ein für ihn bereitetes Bett gelegt. — Die Träger mit der Bahre entfernten sich mit freundlichem, biederm Gruß.

Unter der Thür in der Hausflur kehrte der Eine um und sprach: „Fast hätte ich's vergessen, Frau Elsbeth, hier ist noch ein Bündelchen Sachen, das ihm gehört. Ein alter zerrissener Mantel, ein zerlumptes Hemd und dergleichen; keinen Sechser werth, aber es muß doch in Ordnung sein. Das Hemd und die wollene Leibjacke, die er anhat, hat ihm meine Frau gegeben."

„Brav, Martin, Ihr habt Euch einen Gotteslohn an dem armen Menschen verdient."

„Adjes Frau Elsbeth!"

Nicht lange darauf trat ein rüstiger Mann, dem man es an seinem sichern Wesen gleich ansah, daß er Landwirth und Herr im Hause war, in die Hausthür, und grüßte den alten Mann im schwarzen Oberrock, der eben aus der Krankenstube trat, mit einem freundlichen: „Guten Abend, Bruder! Nun? Ist dein Gast da?"

„Er ist schon gebettet, lieber Bruder. Dank sei es deiner Güte!"

„Nun wir wollen ihn pflegen so gut als möglich. — Weißt du aber, was ich für eine Nachricht bringe?"

„Nun?" fragte der Greis.

„Der Franzos ist geschlagen, ganz und gar aufs Haupt geschlagen! Bei L e i p z i g in d r e i t ä g i g e r S c h l a c h t! — Die Armee ist schon in voller Retirade."

„Bruder! Ist es wahr? Ist es möglich!" rief der alte Mann aus, und sein Auge leuchtete im Hoffnungsstrahl.

„So wahr ich hier vor dir stehe! Eben habe ich's vom Amtsboten, der es aus Gotha mitgebracht hat."

Der Greis nahm das Sammetkäppchen ab, das sein kahles Haupt mit dem spärlichen Kranz von Silberhaar bedeckte, und sprach mit dem Blick nach oben, aus tiefster Seele: „Gott Vater im Himmel! Habe Dank! Nun

kann ich meine Augen in Frieden schließen, nun wird ja doch endlich unser theures Vaterland befreit sein von Druck und Schmach!"

Der Bruder, wacker, aber derber, schüttelte ihm herzlich die Hand und antwortete: „Ich hoff's auch! Aber noch muß man die Augen offen haben! Der Strom wird sich herüber wälzen, wir können schwere Zeit bekommen. Ein Glück, daß wir nicht zu nah an der Straße liegen. — Jetzt laß mich aber doch den Kranken sehen."

Sie traten ein.

„Wer ist denn der junge Mensch", fragte der Hauswirth, „weißt du das, Bruder?"

„Nein", entgegnete der Greis. „Der Martin hat ihn vorgestern tief in der Schonung bei der Chaussee, am Rande des Floßgrabens gefunden. Da lag er im Fieber, halb verschmachtet. Der brave Mensch nahm ihn in seine Hütte und that ihm alles Gute, was er vermochte — aber es ist doch bessere Pflege nöthig."

„Versteht sich, versteht sich, Bruder! Du hast ganz Recht gehabt, ihn herschaffen zu lassen. — Aber was ist denn das dort?" Er deutete auf das Bündel.

„Seine Kleidungsstücke", fiel Elsbeth ein.

„Ein alter Soldatenmantel — Hm! Es ist gewiß ein Gefangener, der vom Transport entsprungen ist! Das muß man verschweigen; er soll für unsern kranken Knecht gelten. Der ganze Plunder da muß verbrannt werden; er könnte uns verrathen. Auch schon der Gesundheit wegen! In den Lumpen steckt das Lazarethfieber. Ins Feuer damit, in die Waschküche!" Frau Elsbeth, an Gehorsam gewöhnt, nahm sofort das Bündel, faßte es aber, da sie das Wort vom Lazarethfieber gehört, etwas zaghaft, nur mit zwei Fingerspitzen an, und trug es über den Hof nach der

Waschküche, um es sogleich dem Feuer zu übergeben. Draußen rief sie einen Hirtenknaben, der ihr das Bündel abnehmen mußte.

Der Hauswirth in seiner praktischen Weise untersuchte indeß den Kranken, der todesmatt, aber in Fieberphantasie lag. „Der Puls geht noch kräftig genug; die Jugend hilft ihm vielleicht durch"; sprach er. Und indem er die Brust des Kranken entblößte und einen geschwollenen, stark von Blut unterlaufenen Fleck erblickte, rief er: „Sieh, das muß von einem Schuß herrühren!"

Der Greis, welcher den Kranken bis dahin schweigend und sinnend betrachtet hatte, sprach lebhaft: „Ich sollte ihn irgendwo schon gesehen haben, wahrlich, ich muß ihn kennen!"

„Wohl möglich!" erwiderte Helldorf, ohne sonderlich darauf zu achten. „Er muß aber vor allen Dingen in ein Bad gebracht werden, daß er gereinigt wird. Der hat sich schon lange in Gefängnissen und Lazarethen umhergetrieben, das sieht man ihm an! — Elsbeth", rief er der Haushälterin über den Hof nach. „Laßt Feuer unter den großen Kessel machen, und die Badewanne hinüber bringen! — Und Gotthold soll flugs die Chaise anspannen, nach Gotha fahren und den Doctor herausholen! — Nun Bruder? Wollen wir nun unser kleines Partiechen Domino spielen?"

„Herzlich gern!" erwiderte lächelnd der freundliche Greis, „wenn ich dir auch aufrichtig sagen muß, daß mein Herz bei andern Dingen ist als beim Domino!"

„Du hast auch Recht, Bruder! Ich bin ein alter Esel! Wir wollen eine Flasche von meinem besten Rheinwein trinken und Gott im Himmel bitten, daß er ihn bald wieder auf freiem deutschem Boden wachsen läßt."

Damit schüttelte er dem Bruder warm und herzlich beide Hände und eilte in den Keller, um selbst die beste Flasche zu holen.

Der Greis verweilte noch bei dem Kranken und beaufsichtigte die Pflege und das schnell bereitete Bad. Da rief ihn die Stimme des Bruders ab, und er ging hinüber ins Wohnzimmer. Hier fand er den Tisch für Drei gedeckt, mit guten, ländlichen Speisen, trefflichen Früchten und zwei Flaschen edeln Rheinweins besetzt.

„Drei?" fragte der Alte erstaunt.

„Glaubst du denn, daß der Doctor, wenn er uns beim Glase trifft, nicht mittrinken wird?"

„Du denkst an Alles!" erwiderte lächelnd der Greis. Sie setzten sich; das erste Glas wurde dem Vaterland geweiht. „Jeder dankt Gott in seiner Weise", rief der wackere Hauswirth aus; „dies ist meine Art. Ein so köstlicher Trunk auf den Lippen, da wird mir jeder Tropfen zum Dankgebet!"

„Amen!" sprach der Bruder bewegt.

Elsbeth, die eintrat, um Teller zu wechseln, brachte eine alte Brieftasche mit, und fragte: „Der Schäferjunge hat das Ding im Mantel des Soldaten gefunden; ich hatte es im Waschhause liegen lassen. Soll ich es nun auch verbrennen?"

„Bewahre! — Da läßt sich vielleicht erfahren, wer der junge Mensch ist!" erwiderte Helldorf und nahm die Brieftasche. „Was Wetter! Das Ding ist ja ganz zerrissen hier an der Ecke? Blitz, ich hab's! Hier ist eine Kugel gegengeschlagen und hat ihre Kraft gebrochen, daher der wunde Fleck auf der Brust! Sieh nur, Bruder!"

„Wahrlich!" rief dieser, „du hast Recht. Es scheinen aber zwei Kugeln gewesen zu sein, denn hier ist ja auch

eine deutliche Spur!" fuhr er fort, und zeigte, daß weiter unten in der Brieftasche ebenfalls ein tiefer Kugeleindruck sich befand. — „Oeffne aber doch, vielleicht gibt uns der Inhalt nähere Auskunft."

Der Bruder war schon dabei. „Hm! Einem Grafen oder reichen Banquier gehört die Brieftasche nicht! Ein armer Schelm wird's wohl sein, den wir beherbergen. Desto besser! — Und inwendig auch nichts. — Ganz leer! Nichts als dies eingeheftete Papierbüchlein."

„Nicht sein Namen darin?" fragte der Greis.

„Da, sieh du das Geschriebene durch; es scheinen Tagebuchsnotizen, oder dergleichen; das ist nichts für mich." Damit reichte er die Brieftasche dem Bruder hin.

Dieser blätterte. — „Aus den Notizen scheint nichts hervorzugehen! — Einen Namen finde ich auch nicht. Aber sieh, hier steckt ein Papier in dem innern Täschchen." Er zog ein zusammengefalztes Blatt heraus, das, offenbar durch eine Kugel, welche durchgeschlagen hatte, halb zerrissen war. Kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, als er zu zittern begann, hastig mit den Augen überhin flog, umwandte, und dann ausrief: „Bruder! Das sind Gottes wunderbare Wege! Höre, höre!" — Er las:

Ueberschrift: „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser."

„Meine liebe Margarethe!"

„Mein lieber Fritz!"

„Bei Preußisch-Eylau hat mir eine Paßkugel das linke Bein weggenommen —"

„Was der Blitz!" unterbrach der Bruder, „das klingt ja, als wäre es von deinem Feuerwerker!"

„Es ist auch", erwiderte der Greis, und eine Thräne

glänzte in seinem sanften Auge — „es ist auch! Höre nur weiter!“ — Er las weiter.

„Bei Preußisch-Eylau hat mir eine Paßkugel das linke Bein weggenommen, und ich werde es nicht verwinden. Die Bataille haben wir nicht verloren, aber wir sind doch auf der Retirade! Es will nicht mehr vorwärts! Es ist Alles aus, fürchte ich! Aber es war ein mörderisches Schießen! Unsere Batterie hat grausam gefeuert, und sie haben uns auch nichts geschenkt. Kanone Nr. 2 und Haubitze Nr. 5 ganz demontirt. Mein Stangenreiter weg, und meine Protze die Achse verloren, aber wir legten gleich Nothachse an. An meinem Bein thäte auch eine Nothachse noth, aber ich schleppe mich doch nicht mehr weit. Ich bin ein altes ausgeschossenes Rohr, ich muß umgegossen werden für die andere Welt bei unserm Herrgott, auf Erden tauge ich nichts mehr. — Das Schreiben wird mir recht sauer. — Ich liege hier beim Herrn Pfarrer, ein Mann, der Gottes Wort im Herzen hat.“

„Wahrhaftig, Bruder!“ rief Helldorf, „der alte Feuerwerker mit seinem curiosen Brief ist ein ganzer Mann, ein Ehrenmann! Auf sein Andenken!“ und er trank sein Glas aus. — Der Pfarrer fuhr fort:

„So werde ich sanft sterben! — Ich wollte euch gar zu gern noch ein mal sehen, Fritz und Margarethe! Der da oben will es anders; meine Kräfte schwinden, was auch der Feldscheer mir vorredet. Nun in Gottes Namen! Sei immer brav, mein Fritz!“ (Hier war auf dem Brief ein Fleck von einer Thräne, hatte Margarethe daneben angemerkt). „Liebe deine Mutter und ehre sie, daß du lange lebest auf Erden. Wirst du Soldat, so diene deinem König treu, und weiche nicht von der Fahne oder Standarte oder vom Geschütz, so kannst du die Kugeln

ruhig kommen sehen. Gott gebe dir Schlachten, wo ihr den Franzosen auch ein mal aufs Haupt schlagt. Ich hab's leider nicht erlebt! — Margarethe, du warst mein treues Weib, immer gehorsam, und hast mich geehrt! Lebe wohl! Kinder, das Schreiben wird mir doch zu schwer, es war nie mein Handwerk! Ich erwarte nun meine Ordre — von da oben! — Mein Segen auf dich, mein Sohn, verdiene auch den deiner Mutter. «Der Aeltern Segen baut den Kindern Häuser.» Zum letzten mal lebt wohl!"

„Hans Friedrich Ehrhardt,
Feuerwerker bei der Batterie Nr. 9,
Haubitze Nr. 4."

„Bei Preußisch-Eylau im März 1807."

„Für ihren lieben Sohn Fritz abgeschrieben in der Nacht, bevor er als Freiwilliger ausmarschirte."

„Margarethe."

„So ist der da drüben" — rief der Hausherr fragend, und das Wort stockte ihm im Munde.

„Wie könnte man noch zweifeln", entgegenete der Pfarrer. „Es ist sein Sohn, den uns der Himmel wunderbar zugeführt hat, der liebe, blondlockige Knabe, der vor sechs Jahren am Sterbebett des Vaters kniete."

Helldorf sagte kein Wort. Er war eine gutherzige aber derbe Natur; von Rührung und Thränen hielt er nicht viel, doch diesmal trat's ihn an.

„Weiß es Gott!" rief er halb komisch, halb unwillig, „ich habe die Augen voll Wasser über die Geschichte, und sie ist doch zum Blitz und Wetter gerade fröhlich, nicht traurig."

Der Pfarrer lächelte in seiner eigenen tiefen Bewegung über den Bruder, dessen Herz richtiger urtheilte als sein

Verstand. „Wir wollen hoffen, daß sie nicht traurig werde", sprach er sanft.

Siebentes Capitel.

Da knallte ein Peitschenschlag. Der Arzt war gekommen. Beide Brüder eilten ihm entgegen und mit ihm zum Kranken.

Zehn Minuten darauf saßen alle Drei bei der zweiten Flasche Rheinwein, und Frau Elsbeth war schon im Keller nach der dritten. Das war kein übles Zeichen! — „Wie gesagt", sprach der Doctor, „acht Tage guter Pflege, und der Kranke wird anders aussehen; vierzehn Tage, und er steht vielleicht schon vom Bett auf. Wir haben andere Nervenfieber bezwungen! — Das Beste hat die Brieftasche gethan, denn die Kugel spaßte nicht; sie ist noch, nachdem sie durch Leder und Papier gedrungen, kräftig genug gewesen. Einen Zoll daneben, und sie hätte uns alle Mühe gespart."

„Also bringen wir ihn sicher durch?" fragte der Hausherr nochmals.

„Ich setze meinen Doctorhut zum Pfande!" erwiderte der Arzt mit scherzhaftem Pathos. „Uebrigens, Gevatter Helldorf, muß ich Euch noch mein amtliches Lob ertheilen, daß Ihr den armen verwundeten Schelm so gastlich aufgenommen habt und pflegen wollt, zumal da es nicht ganz ohne Gefahr ist, wenn Euch die Franzosen hier auf dem Rückzug begrüßen."

„Ich wäre wohl eine Kugel vor den Kopf werth", ent-

gegnete der Hauswirth, „wenn ich anders handelte. Erstlich versteht sich's an und für sich von selbst, zweitens habe ich gegen jeden preußischen Soldaten noch eine Personalverpflichtung von meiner Affaire im Frühjahr."

„Affaire im Frühjahr?" fragte der Doctor verwundert.

„Wißt Ihr nichts davon? Ich meinte, ich hätt' es Euch erzählt."

„Kein Wort!" erwiderte der Doctor, „aber so thut es jetzt noch, beim Glase Wein."

„Ja, erzähle doch, Bruder", sprach auch der Pfarrer; „es war jedenfalls ein wichtiges und ergreifendes Erlebniß!"

„Ihr macht mich ja ganz neugierig!" rief der Arzt, indem er seine Dose öffnete und sich durch eine Prise Taback, und demnächst durch einen Schluck aus dem Römer mit edelm Rheinwein in recht behagliche Zuhörerstimmung setzte.

„Ihr wißt", hub Helldorf an, „ich war im April zu Leipzig auf der, Gott sei's geklagt, kläglich genug ausgefallenen Messe. Ein verwünschtes Fieber zwang mich, länger zu bleiben, als ich wollte. Inzwischen war das Rückreisen schon gefährlich geworden, denn die Armeen rückten immer näher zusammen. Ich mußte aber doch nach Hause, und ließ es darauf ankommen, ob ich durchkommen würde oder nicht. Das Bedenkliche war nur, daß ich viel Geld mitführen mußte, denn in Leipzig war es unter den Kriegsumständen nicht sicher unterzubringen, auch brauchte ich hier den größten Theil baar. Ich polsterte mich also mit Dukaten und Friedrichsdor so gut ich konnte, nähete sie in alle Hosen und Röcke ein, und schnallte den Rest mit dem Silber um den Leib. Dann meine Schwarzen angespannt, und so fuhr ich früh Morgens mit meinem kleinen Korb-

wagen zum Thor hinaus. — Ich war aber kaum eine Stunde gefahren, so hörte ich Kanonendonner; bald schien es, als wenn er aus allen Himmelsgegenden käme. Ich überlegte: rückwärts oder vorwärts; aber ich mußte ja vorwärts nach Haus und Hof. In einem Gasthause, wo ich den Pferden Wasser geben ließ, traf ich etliche Husaren und Kosacken bei Bier und Branntwein. Es waren nicht die besten Gesichter; auch daß sie dort waren, war ein schlechtes Zeichen, sie hätten da sein sollen, wo die Kanonen brummten. Genug, es schienen mir Marodeurs oder dergleichen. Ich hatte zum Glück schon in Leipzig eine blaue Fuhrmannsblouse übergezogen, und die Geldkatze darunter geschnallt. So saß ich neben Johann, damit ich nach so wenig als möglich aussähe. Den Wagen hatten wir anscheinend ganz leer gelassen; was ich darauf hatte, war versteckt. Die Vögel mußten aber doch etwas vermuthen, denn sie umschnupperten mich und Pferde und Wagen gar zu neugierig. — Ich dachte, besser ist's, du läßst sie abreiten und wartest hier ein Weilchen, damit du siehst, wohin sie den Weg nehmen. Um einen Vorwand zu haben, machte ich einem meiner Gäule ein Eisen los und raspelte ihm dann viel am Huf herum, als wollte ich's besser auflegen. So verstrich die Zeit; die Galgenvögel aber wankten und wichen nicht, sondern murmelten, zischelten und brummelten untereinander, und Etliche schlichen hinaus, nach ihren Pferden zu sehen. Indessen nahm der Kanonendonner zu, was den Kneiphelden wenig zu behagen schien. Es waren ihrer Neun. Vier setzten sich endlich auf und ritten nach Leipzig zu; die Andern paßten noch. Offenbar wollten sie sich theilen, um mich sicher zu haben, denn sie wußten nicht, ob ich weiter oder zurück wollte, weil ich mich gleich anfangs mit dem Wirth besprochen hatte, was wol das Beste wäre.

Endlich richtete ich's so ein mit Reden, daß sie glaubten, ich wolle gerade vorwärts. Aber ich dachte darauf, gleich hinterm Gasthaus einen Feldweg einzuschlagen und mich ganz seitwärts zu wenden. Wenn ich nur die französischen Vorposten erreichte, so war ich sicher, denn ich hatte einen vollgültigen Paß. Meine List gelang; sie setzten sich zu Pferde und ritten langsam ab, um sich auf die Lauer zu legen. Ich dachte, paßt ihr nur, ich will euch nicht zu nahe vorbei kommen. Nach einer Stunde fuhr ich ab. Nicht fünfhundert Schritt vom Haus fängt ein kleiner Busch an; da geht der Feldweg links ab, den ich einschlagen wollte. Eine halbe Stunde war ich gefahren und glaubte mich schon in Sicherheit, da kam ich an einen Bach, aber wie Gott den Schaden besah, konnte ich nicht hinüber, denn die Feldbrücke war abgebrochen. Nun war guter Rath theuer. Um eine Furt zu suchen, fuhr ich immer längs dem Wässerchen hin und mußte manchen jungen Elsbusch umknicken. Zuletzt aber wurden die Ufer so sumpfig, daß es nicht mehr ging, und ich bog wieder rechts nach der Straße ein. Weg und Steg gab es nicht. Aus der Noth mußte ich eine Tugend machen. Ich fuhr über junge Saat und Wiesen, durch Sommer- und Wintergetreide. Aufs Auspfänden mußte ich gefaßt sein. Die Straße wollte ich nicht erreichen, denn ich konnte mir denken, daß die Kerle dort patrouillirten. Meine Pferde griff das Kreuz- und Querfahren aber heftig an. Als ich daher endlich durch einen schon etwas höher aufgeschossenen Elsbusch bedeckt war, machte ich Halt und gab Futter, das ich auf dem Wagen hatte. Mit einem mal hör' ich's wie Pferdegetrappel; ich gleich wie der Blitz wieder aufgezäumt, auf den Wagen und fort im Galopp. Aber es kam mir nach. Zum Glück gewann ich festen Boden und meine

Schwarzen greifen gut aus. Auf einem Hügel lief das Gebüsch aus. Da sah ich erst hinter mich. Richtig! Meine fünf Reiter folgten mir zwischen dem lichtern Buschwerk und waren keine fünfhundert Schritt mehr zurück. Und als ich meinen Blick auf das Feld vor mir werfe, sehe ich dichten Rauch zwischen Hügelwellen und Gebüsch aufsteigen. Keine halbe Stunde von mir brennt ein Dorf, und Truppen schwärmen durch die ganze Gegend. Den Kanonendonner war ich schon so gewohnt worden den ganzen Tag, daß ich nicht mehr recht darauf geachtet hatte. Jetzt war ich aber im Begriff, mitten in den Spectakel hinein zu fahren. Das war neue Noth! Ich jage mit verhängtem Zügel weiter, einem neuen Gebüsch vor mir in der Niederung zu, um darin ein Unterkommen zu suchen. Es gelingt. Ich lasse die Pferde verschnaufen und verschnaufe mich selbst. Da raschelt's seitwärts im Busch! Eins, zwei, drei, brechen meine fünf Reiter richtig durch, und ohne alle weitern Umstände schießt der erste, ein brauner Husar, auch gleich die Pistole auf mich ab, daß mir die Kugel an der Nase vorbeipfeift. Jetzt hatte ich doch eine Kriegserklärung, und wußte, was ich zu erwarten hatte. Präparirt war ich. Die Reisepistolen hatte ich schon aus der Ledertasche gezogen und hielt sie in der Hand; also stracks umgewandt und dem Kerl die Antwort gegeben. Meine Kugel saß, er stürzte vom Pferde. Doch jetzt war's um mich geschehen, denn die vier Andern waren nun auch heran und schossen nach mir; wie es aber mit dem Schießen vom Sattel geht, Alles pfiff vorbei. Da sehe ich, es war meine Rettung, eine Jägeruniform durch die Elsbüsche leuchten! Ich dachte: Das ist vielleicht Hülfe, und schrie aus Leibeskräften: «Hier heran, Hülfe, Marodeurs, Raub!» Mein Kerl, der Johann, der, wo es Brüllen gilt, ein

mörderlicher Kriegskamerad ist, schrie gleichfalls, daß ich mich selbst beinahe fürchtete. Aber es half! Denn im Nu sprangen ein Dutzend freiwilliger Jäger aus dem Busch, und riefen den Husaren zu: „Was wollt ihr da! Halt!“ und legten sich in Anschlag! Die Kerle stutzten, doch einer von ihnen, der sein zweites Pistol aus dem Halfter gerissen hatte, wagte es doch zu schießen und traf einen der Jäger, daß er stürzte. Zum Glück war er nicht todt, sondern rief: «Kameraden, das ist Verrätherei, rächt mich!» Piff, Paff! knallten etliche Büchsen. Ein Kosack fiel kopfüber von seinem Dromedarsattel, die andern rissen aus, wie das tobende Wetter! Ich wollte eben vom Wagen springen und meinen Dank sagen, da schmetterte ganz in der Nähe ein Signalhorn, und die Jäger wie der Blitz wieder in den Busch, der Verwundete mit. Das Alles ging so geschwind, daß mir fast Hören und Sehen dabei vergangen war. Nun aber wurde der Busch lebendig! Es knallte rechts, links, vor mir, hinter mir! Ich jagte vorwärts, wo ich nur durchkommen konnte, und plötzlich, eh' ich's mich versah, hatte ich die Chaussée vor mir. Nun im gestreckten Galopp vorwärts; zum Glück zog sich das Gefecht weiter abwärts und ich hatte es bald hinter mir. Nach einer Stunde stieß ich auf das erste Piket französischer Chasseurs. Sie hielten mich natürlich an. Ich gleich den Passeport heraus, mit der Unterschrift des General Gerard, der bei mir im Quartier gelegen hatte. Die respectirten sie! Es war, als hätte ich eine Sauve-garde bei mir. So ging's mir noch ein paar mal an dem Tage, und Abends kam ich glücklich ins Quartier nach Naumburg, und andern Abends war ich wieder hier. — So verdankte ich den braven preußischen Freiwilligen fünftausend Thaler Gold (denn die steckten in der Katze und in dem Rock- und Hosenfutter)

und vielleicht Leib und Leben dazu! Ihr seht also wohl ein, Doctor, daß ich auch Specialverpflichtungen habe gegen solche arme kranke Schelme, wie der da drüben!"

„Concedo!" erwiderte der Arzt. „Und Ihr sollt sie auch erfüllen. Im Uebrigen war Eure Geschichte ganz gut, recht unterhaltend; ich werde ein mal gelegentlich einen Roman daraus machen in Nebenstunden, wo ich keine Recepte schreibe. Darauf wollen wir anstoßen!"

„Gut, dann müssen wir aber noch eine Flasche trinken!" antwortete Helldorf, und rief nach Elsbeth. Doch der Doctor hielt ihm den Mund zu und rief noch lauter: „Halt! Basta! Daraus wird nichts; ich muß nach Hause, ehe der Mond untergeht, und wir haben eine Stunde zu zu fahren. Wißt Ihr auch, daß wir heute schon Durchzüge erwarten? Wer weiß, ob ich nicht Gotha voll flüchtiger Franzosen finde? Es sind so schon schlimme Gäste, und nun, da es auf Niemalswiedersehen geht, nehmen sie gewiß gern alles Gute mit, was sich fortschaffen läßt. Da muß man zu Haus sein, zum Rechten sehen."

„Die Post nach Leipzig und weiter hinein", fragte der Pfarrer, „möchte jetzt wohl noch unsicher sein, für Briefe?"

„Gewiß!" erwiderte der Doctor. „Doch in ein paar Tagen, wenn die Alliirten nachgerückt sind — und es soll windschnell gehen diesmal — wird's anders sein. Dann können wir sicher schreiben bis Petersburg."

„Ich wollte an die Mutter unsers Kranken schreiben, ihr melden, daß ihr Sohn — — —"

„Halt da! Alter Knabe!" rief der praktische Bruder dazwischen, „nicht so voreilig! Noch vermuthen wir nur, wir müssen das aber wissen! Wenn es nun doch ein

Anderer wäre? Mantel und Brieftasche können, wie leicht ist das im Felde, durch Zufall an ihn gekommen sein."

„Es wäre allerdings möglich — doch mir sagt eine lebendige Ahnung, daß ich mich nicht irre", sprach der Pfarrer mit einer zuversichtlichen Miene.

„Macht Euch deshalb keine Sorge", fiel der Doctor ein; „bis die Post sicher ist, wird unser Kranker auch wieder sein Bewußtsein haben, sodaß Ihr ihn selbst nach Allem fragen könnt. — Doch nun will ich fort. — Morgen Abend bin ich wieder da."

Sie stießen noch ein mal an und leerten die Gläser auf Deutschlands Wohl. Dann wickelte der Doctor sich dicht in seinen Reisepelz, stieg in den, schon angespannt vor der Thür stehenden Wagen, und fuhr ab.

Achtes Capitel.

Fritz war so weit hergestellt, daß er das Bett seit einigen Tagen verlassen konnte; und wäre es nicht so rauhes Novemberwetter gewesen, so hätte er auch wol ins Freie gehen dürfen. So war er auf das Haus beschränkt. — Eines Nachmittags saß er mit dem Pfarrer — der Bruder war aufs Feld geritten — in dem Wohnzimmer, dessen Fenster nach der Vorderseite des Hauses gingen. Sie blickten in die Landschaft hinaus; die Berggipfel waren schon tief verschneit, doch das Wetter klar und schön. Ein Wagen bog um die Waldecke, wo der Weg von Gotha herkam. Es war das Fuhrwerk eines Hauderers, eine altmodische, verdeckte Reisekutsche mit weiten Seitenöffnungen

ohne Glas. Dies war für die einsame Gegend eine auffallende Erscheinung. Beide, der Pfarrer und Fritz, richteten aufmerksame Blicke auf den Wagen, der augenscheinlich Reisende brachte. Er nahm seinen Weg auf das Haus zu. — Ein weiblicher Kopf bog sich weit zur Seite aus dem Wagen heraus. — Da rief Fritz plötzlich: „Herr Gott! Das ist Marie!" — Und im nämlichen Augenblick war er auch schon zum Zimmer und zur Hausthür hinaus und flog wie ein Pfeil dem Wagen entgegen, trotz der Ermattung von der Krankheit und des Gebots das Zimmer zu hüten.

Zwei Minuten später vereinigte das Gemach die glückseligsten Menschen der Erde. Alle waren sie gekommen, der Oheim, Margarethe und Marie! Fritz kam nicht aus ihren Umarmungen; es war, als hätten sie einander hundert Jahre nicht gesehen!

„Wie bist du groß geworden, Marie, und wie gesund!" rief er, und betrachtete das blühende Mädchen mit liebendem Vertrauen. „Als ich Abschied nahm, warst du noch bleich und matt von der Krankheit!"

„Und jetzt bist du es; du siehst noch recht schwach aus!" sprach Margarethe und betrachtete den Sohn mit sorglichen Mutteraugen.

„Aber ich werde täglich stärker", erwiderte er, „durch die beste, treueste, herzlichste Pflege, die mir hier zu Theil wird." Und er führte den Ohm und die Mutter zu dem alten Pfarrer, der in freudiger Rührung die Gruppen voll seligen Glückes betrachtete.

„Wie seid ihr nur hergekommen?" fragte Fritz weiter; „ihr habt wol meinen Brief am Sonntag vor acht Tagen gar nicht mehr erhalten?"

„Doch, Fritz!" sprach der Oheim; er traf uns ge-

rade bei der Abreise. Der Brief des Herrn Pfarrers war acht Tage zuvor eingetroffen. Da hielt es uns nicht mehr zu Haus —"

„Und wir hatten ja das viele Geld gewonnen!" rief Marie lebhaft dazwischen.

„Das viele Geld?" fragte Fritz erstaunt.

Der Oheim erzählte jetzt den Vorfall mit dem Lotterieloose. „Ja!" sprach er, „es war eine wunderbare Schickung. Erst schien es uns fast wie eine Verhöhnung unsers Schmerzes, daß wir solch ein Glück haben sollten, da es uns gar keine Freude mehr gewähren konnte!"

„Ich konnte nur immer darüber weinen!" rief Marie. „Und nun wurde es doch unsere höchste Freude! — Ach wir haben schwere Tage gelebt. Drei Tage, nachdem wir dein Unglück erfahren, kam die große Siegesbotschaft! Freilich dankten wir Alle Gott, allein der Schmerz um dich wurde immer größer, daß du den Tag der Rettung nicht miterleben und feiern solltest! — Doch Nachts, im stillen Gebet, wenn der schöne Stern, — du weißt ja, der immer so freundlich durch die Lindenzweige auf dem Kirchhof glänzt, — wenn dieser schöne Stern in mein Kammerfenster strahlte, da kam es wie sanfte Hoffnung in mein Herz und ich dachte: «Er ist doch vielleicht noch am Leben, du wirst ihn doch vielleicht noch wiedersehen — und wenn nicht hier, so dort, wo der schöne Stern strahlt.» Das wurde mein Trost! — Und nun kam der Brief des Herrn Pfarrers, der uns deine Rettung meldete, — ach Fritz, diese Seligkeit, — ach Herr Pfarrer, diese Güte und Gnade Gottes!" Und wie überwältigt von ihrem Glück, beugte sich Marie fromm auf die Hand des Pfarrers und küßte und netzte sie mit Thränen. Während das glühende, fromm begeisterte Mäd-

chen sprach und die nassen Augen Aller an ihr hingen, war Helldorf leise eingetreten und stand hinter ihnen. Nur sein Bruder sah ihn, diesem aber winkte er mit den Augen, zu schweigen. So hatte er jedes Wort gehört und auch dem rüstigen, derben, aber im Innersten biedern und herzlichen Mann feuchtete sich der Blick.

„Nun wissen wir, wozu uns der liebe Gott das Glück mit dem Gewinnst beschert hatte", sagte der Oheim, „wir kommen Alle!"

„Und daran habt ihr, weiß Gott, recht gethan", rief Helldorf, der sich nicht mehr zurückhalten konnte und mit Gewalt seine weinerliche Stimme bezwang. „Und das ist mir hier ein kernbraves Mädel", fuhr er herzlich fort und schüttelte Marie die Hand. „Du sollst mir hier bleiben, solange du willst und kannst, und ihr Alle zusammen!"

Es war, als hätte er seinem Herzen Luft gemacht durch diesen derb biedern Willkommensgruß.

„Das ist mein Bruder!" sagte der Pfarrer.

„Ei, das werden Sie längst errathen haben", entgegnete dieser fröhlich; „ich könnte zwar beinahe auch dein Sohn sein", setzte er scherzend hinzu, „und wünsche mir keinen bessern Vater!"

So hatte sich der Hauswirth im Augenblick das herzlichste Zutrauen erworben, und nichts war mehr fremd in diesem glücklichen Kreise.

„Nun erzähle du uns doch auch, wie er dir ergangen, lieber Sohn", sprach Margarethe sanft aber dringend, „wir haben ja so lange nichts Ausführliches von dir erfahren."

„Ja, deine Briefe waren immer gar zu kurz", meinte Marie naiv.

„Ich schrieb gewöhnlich gleich nach einem Gefecht, um

euch nicht in Unruhe zu lassen", antwortete Fritz, „und da hat man nicht viel Zeit. Die meisten Briefe waren ja auch mit Bleistift. — Wie ich bei Großbeeren gefangen und bis Erfurt transportirt wurde, und dann auf dem Nachtmarsch von dort entsprang und hierher gerettet wurde, das habe ich euch im letzten Briefe geschrieben, den ihr ja noch erhalten habt."

„Ja, nur gar zu kurz", wiederholte Marie.

„Damals war ich noch etwas matt von der Krankheit!" antwortete Fritz lächelnd.

„Aber jetzt bist du doch gesund genug zum Erzählen?" entgegnete Marie, halb bittend, halb fragend.

Und Fritz erzählte, wie er bei Großbeeren plötzlich im Tannenwäldchen, wo er sich zu weit vorgewagt, von feindlichen Tirailleurs umringt und gefangen wurde. Wie er dann von Ort zu Ort, von Stadtgefängniß zu Stadtgefängniß transportirt wurde, nachdem man ihm Alles geraubt, nur die nothdürftigsten Kleidungsstücke und auf dringendstes Bitten seine Brieftasche gelassen, wie er zuletzt acht Tage in Erfurt gelegen und auf Auswechslung gehofft habe. Da sei aber plötzlich Befehl gekommen, alle Gefangenen nach Frankreich abzuführen, auf die Galeeren in Toulon. — „Das brach mir den Muth und hob ihn mir zugleich. So weit vom Vaterlande, vielleicht für ewig zur schmachvollen Sklaverei verdammt, hätte mich die Verzweiflung getödtet. Ich beschloß, auf dem Transport einen Versuch zur Flucht zu machen, denn daß dies möglich sei, wenngleich sehr gefährlich, hatte ich bei allen Märschen schon wahrgenommen. — Wir marschirten Nachts von Erfurt ab. Da war die Aufsicht sehr streng; Gendarmen mit geladenen Gewehren ritten neben und hinter uns. Außerdem ein Commando Infanterie. Sie paßten

scharf auf. Doch als der Morgen graute und die Kräfte ermatteten, ließ auch die Aufmerksamkeit nach, Wir hatten Buschwerk auf beiden Seiten des Weges! Da kam der Augenblick. Mit einem Sprung setzte ich urplötzlich über einen tiefen Graben neben der Straße und im nächsten Augenblick war ich im Busch verschwunden. Nun schallte Geschrei hinter mir her! Die Reiter setzten mir nach, doch sie konnten mit den Pferden nicht im Busch fortkommen; zwei, drei Schüsse fielen ins Gebüsch, ich hörte die Kugeln pfeifen, doch sie trafen mich nicht. Ich lief, was ich vermochte; es war noch halbdunkel; ich stürzte über Wurzeln und große Steine, die Zweige zerrissen mir das Gesicht! Nur vorwärts! Da kamen mir plötzlich Gendarmen entgegen; sie waren um den Busch gesprengt und von der andern Seite eingedrungen. Jetzt glaubte ich mich verloren. Ich wandte mich um und drei Schüsse fielen mir nach; man schoß von allen Seiten. Ich kam wieder an einen tiefen Graben, in dem Augenblicke, wo ich hinüber springen will, knallt es vor mir und ich fühle es wie einen Keulenschlag auf der Brust. Besinnungslos stürze ich nieder — und als ich erwachte, war ich hier im Hause!"

Marie, welche die ganze Zeit in der höchsten Spannung dagesessen, athmete tief auf: „Gott sei Dank!"

„Ein braver Bauer hatte ihn im Holz am Rande des Grabes gefunden", warf Helldorf dazwischen; „er war zu seinem Glück so tief in die dichten Fichtenbüsche gestürzt, daß die nachsetzenden Spürhunde ihn nicht gefunden haben müssen."

„Ja", fuhr Fritz fort, „dem dichten Buschwerk, den braven Menschen, die sich meiner annahmen, und, liebste Mutter, hier der Brieftasche von meinem lieben Vater

danke ich meine Rettung!“ Dabei zog er sie hervor und Marie nahm sie mit dankbaren Blicken in die Hand. — „Dieser nun schon zwei mal! Lasse sie nie von dir! Bei Lützen wehrte sie die erste Kugel ab — wie dankte ich damals schon Gott im Himmel!“

„Bei Lützen?“ nahm Helldorf fragend das Wort. „Also dort? Ich wollte Euch immer schon fragen, wo die andere Kugelspur herstammte, allein ich hab's immer wieder vergessen. Also bei Lützen, das ist mir lieb, denn bei der Schlacht war ich auch ein Bischen mit.“

„Die erste Kugel bekam ich nicht einmal in einem rechten Gefecht. Wir stießen zufällig im Busch auf Marodeurs, die einen Wagen plündern wollten.“

„Was“, schrie Helldorf so laut dazwischen, daß die Andern fast erschraken, — „einen Wagen? Und wem gehörte er denn, wißt Ihr das?“

„Nein, das weiß ich nicht“, antwortete Fritz befremdet, „denn wir wurden gleich darauf durch die Franzosen angegriffen und mußten wieder ins Gefecht!“

„Ich aber weiß es“, rief Helldorf ganz in Eifer, „ich weiß es, es war mein Wagen und ich saß darauf, oder es müßte mit dem Teufel zugehen!“

Und nun rief er Fritz alle möglichen Einzelheiten ins Gedächtniß, sodaß sich's nach einer halben Minute unzweifelhaft ergab, daß er schon damals mit Helldorf zusammengetroffen war. Dieser war ganz außer sich vor Freude darüber! „Bei Gott, ich kann dem alten guten Herrn da oben“, er zeigte gen Himmel, „gar nicht dankbar genug sein, daß er so einen braven Jungen, der mir Kopf und Kragen retten half, und beinahe selber darüber ins Gras gebissen hätte, hier ins Haus führte, zum schuldigen Gegendienst! Bei Gott, Kinder! das ist ein froher Tag,

und das ist eine Geschichte — und das muß der Doctor noch erfahren, dann ist der Roman fertig.“

Nun mußte aufgetragen werden, was Küche und Keller vermochte; nun war es an der Zeit „vom Besten“ zu trinken, vom echten Rheinwein, der jetzt bald wieder ganz das deutsche Bürgerrecht haben sollte. — Marie ging flink wie ein Reh der alten Elsbeth zur Hand; allein bei Tisch mußte sie neben Helldorf sitzen und Fritz auf der andern Seite.

Und Aller Herzen waren fröhlich — mehr als das, glückselig. Freude war dem ganzen Lande gegeben in dem ersten frischen Athemzuge der Freiheit und Frieden, höchstes Glück dem kleinen Kreise guter Menschen. Und sie hatten das Glück allseitig verdient durch ihr redliches Herz, ihre wackere Handlungsweise.

Letztes Capitel.

Es kam auch wieder ein Tag des Schmerzes, — der des Abschieds! — Denn Fritz, als er sich ganz hergestellt fühlte, wollte nicht länger säumen, wieder zum Kampf zu ziehen. „Sie rücken schon an den Rhein“, sagte er, „und ich muß doch das andere Ufer mit erobern helfen?“ — Keiner konnte „Nein!“ sagen; selbst Marie nicht. — Und so zog er wieder von dannen, ganz frisch ausgerüstet mit Wehr und Waffen, ein stattlicher Krieger, geleitet von dem Segen Aller. — Doch die Seinigen ließ Helldorf noch nicht fort.

„Habt ihr die Wintermonate auf meinem einsamen Nest gesessen“, wandte er ihnen, die bescheiden endlich den gastlichen Aufenthalt verlassen wollten, ein, „so müßt ihr auch den Frühling hier sehen, damit ihr wißt, daß es hier auch anders aussieht, als wenn wir bis an die Zähne im Schnee vergraben sind.“

Sie blieben. — Der Frühling kam. Mit ihm die Nachricht von dem letzten Siege in dem Freiheitskampfe, der allen die Krone aufsetzte — die Kunde von der Einnahme von Paris!

Nun ließ Helldorf seine Gäste erst recht nicht fort, denn er sagte: „Jetzt muß Fritz ja bald zurückkehren; und dann hat er euch hier sechszig Stunden früher, und ihr kommt gemeinschaftlich zurück. — Der Schulmann hier“ — damit schlug er dem Oheim auf die Schulter — „ist in seinem Amte vertreten. Seine schwache Brust braucht längere Erholung; er wird Urlaub auf Jahr und Tag bekommen.“

Marie vergalt so viel Freundlichkeit durch ihre immer rege Hülfe in der Wirthschaft und war schon fast zu einer Art Hausregentin geworden, wobei sie, was nicht eine Jede vermocht hätte, auf dem besten Fuß mit Frau Elsbeth stand.

Fritz kam zurück. Im Julius! Das war eine Freude! Was hatte er von allen Schlachten und Abenteuern des Feldzugs, was von Paris zu erzählen!

Jetzt wäre die Familie heimgekehrt, allein der Oheim erkrankte ernstlich, es mußte unterbleiben. Fritz, der sich halb und halb schon entschlossen hatte, in des Vaters Fußtapfen zu treten und Soldat zu werden, mußte zum Regiment zurück.

So kam der Herbst heran und Helldorf erklärte: „Zum

Winter lasse ich den brustkranken Mann nicht reisen!" — Sie blieben; blieben den ganzen Winter hindurch; er verging ihnen überaus schnell. Der Schnee schmolz wieder, ehe sie's dachten: es war März.

Da sprach eines Tages Helldorf zu Marien, indem er ihre Hand nahm: „Marie! Möchtest du wol auf immer hier bleiben und im Hause wirthschaften und ordnen?"

Das Mädchen erröthete bis an die Augen. Helldorf drückte ihr warm die Hand. Sie zitterte. Was sollte sie von diesen Worten denken! Sie schwieg. Helldorf sagte auch nichts weiter, sondern ließ die Hand plötzlich los und eilte ans Fenster, rief den Knechten einige Befehle zu und ging dann rasch hinaus. — Es war kein Zweifel, er hatte das Mädchen lieb gewonnen; obwol über die Funfzig hinaus, war er doch so rüstig und gesund, daß er wol noch ans Heirathen denken konnte, selbst wenn er ein junges Mädchen wählte!

Marie sah, innerlich schwer beunruhigt, denn sie hatte eine Ahnung von Helldorf's Absichten, wie er draußen im Hofe seinem alten Bruder, dem Pfarrer, begegnete. Sie sprachen einige Worte miteinander und gingen dann Hand in Hand ins Haus, in des Pfarrers Stube, die dem Wohnzimmer, worin Marie sich befand, gegenüber an die Hausflur stieß.

Marie ging, vielleicht nicht ohne Absicht, ein paar mal durch die Hausflur; sie hörte, daß die Brüder drinnen lebhaft, bald laut, bald leise miteinander sprachen. An der Thür des Zimmers verzögerte Marie immer unwillkürlich ihre Schritte und setzte den kleinen Fuß nur mit den Zehenspitzen auf; sie hätte gern gehört, was gesprochen wurde, aber horchen, nein, das wollte sie nicht.

So warf ihr denn der Zufall die laut gesprochenen Worte Helldorf's zu: „Aber er ist ja viel zu jung!“ worauf der Pfarrer sanft erwiderte: „Du bist freilich viel älter!“ — Weiter hörte Marie nichts, denn sie mußte, wollte sie nicht als Hocherin erscheinen, ins Wohnzimmer treten. — Als sie das nächste mal das Zimmer verließ, um über die Flur nach der Küche zu gehen, öffnete sich gerade die Thür gegenüber. Die beiden Brüder traten heraus, Hand in Hand; und Helldorf sagte in einer Weise freundlich und mürrisch zugleich, die er oft hatte: „Es ist um des Teufels zu werden, daß du Recht hast; aber du hast's, und es soll denn so sein!“

„Nun, Mariechen, so flink in der Arbeit?“ rief er ihr zu, und ging an ihr vorbei zur Hausthür hinaus. Sie wußte nicht eigentlich, was vorgefallen war, nicht was die beiden Brüder gesprochen hatten, allein es war ihr, als fiele ihr ein großer Stein vom Herzen.

Doch ein viel schwererer sollte sie, und mit ihr alle Bewohner des Hauses, ja ganz Deutschlands und Europas treffen. Es war die Nachricht, die Helldorf eben durch die gothaer Zeitung erhielt: „Der Kaiser ist von Elba geflüchtet und in Frankreich gelandet.“ — Das war die Brandfackel, die den Krieg wieder neu in der ganzen Welt entzündete.

Drei Monate der schwersten Sorge zogen über die deutsche Erde. Da ging die Sonne des Sieges nochmals und am wunderherrlichsten auf, in der Schlacht von Belle-Alliance! Und Fritz war auch dabei!

Der Frieden war geschlossen; Marie fragte jetzt oft, ob die Regimenter nicht zurückkehrten. Helldorf antwortete stets ein wenig spottend, sie müßten noch Jahre lang zur Erhaltung des Friedens in Frankreich bleiben. Er nahm öfters eine geheimnißvolle Miene an, selbst gegen den Bruder. — Eines Morgens fuhr er nach Gotha, ganz allein, und sagte auch Niemandem weshalb und wozu. — Als er Mittags zurückkehrte, stiegen Zwei aus dem Wagen, oder vielmehr einer von Beiden sprang heraus — Marie that einen lauten Freudenschrei, und eine halbe Minute später lag sie in Fritzens Armen.

Abends spät kam Helldorf noch zu seinem Bruder auf das Zimmer.

„Können wir noch ein Wörtchen plaudern?" fragte er.

„Herzlich gern, Bruder", entgegnete der Pfarrer. Sie setzten sich.

„Höre, Bruder", hub Helldorf an, „du hast mir vor drei Monaten, da ich ein alter Narr war, den Kopf zurecht gesetzt! Aber nicht ordentlich genug!"

„Wie das?" fragte der Pfarrer.

„Du hast mir zwar gesagt, was ich nicht thun sollte, aber nicht was ich thun sollte!"

„Ich verstehe dich nicht!"

„Hm! Du mit deinem frommen redlichen Herzen solltest mich doch verstehen, bevor ich ein Wort sage. — Wie stand in dem Briefe des alten Feuerwerkers? He? «Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.» Soll das Wort nicht in Erfüllung gehen? Soll der alte brave Soldat gestorben sein im Vertrauen auf die Kraft dieses Wortes und getäuscht werden?" — Er machte eine Pause.

„Gottes Wort wird sich sicher erfüllen!“ antwortete der Pfarrer.

„Ja, aber wir Menschen müssen uns auch dazu rühren. Kurz heraus! Ich will den braven Kindern ein Haus bauen! Was meinst du?“

„Bruder! Guter Bruder!“ rief der Pfarrer voller Freude.

„Was gut! Es ist ja nur vernünftig, es wäre ja im Gegentheil verrückt, wenn ich's nicht thäte! Ich sitze hier allein auf Haus und Hof. Heirathen will ich nicht mehr, du hast mir ja auch bewiesen, daß ich's nicht sollte!“

„Das nicht, lieber Bruder, nur daß du nicht gerade —“

„Schweig! ich weiß! Aber ich habe das Mädchen nun einmal lieb! Darf sie nicht meine Frau werden, so kann sie doch meine Tochter sein und der Fritz mein Sohn. He? — Und dann brauchen wir ihnen das Haus nicht erst zu bauen, denn es steht fertig hier, und ich denke stattlich und groß genug für uns Alle!“

Der Pfarrer wollte seine Herzensfreude ausdrücken, doch der Bruder hielt ihm den Mund zu und sagte:

„Laß mich erst ausreden, Alter! Sieh, ich weiß, was du dagegen sagen kannst. Das Mädel und der Bursch sind noch zu jung. Aber er soll mir auch noch erst ein Jahr oder zwei die Wirthschaft lernen, drüben im Eichsfeld; das Adoptiren müssen wir aber nicht aufschieben!“

Was konnte des Pfarrers Herz mehr erquicken als diese Worte? Ein Händedruck, eine Umarmung endete das Gespräch.

Zwei Jahre später, wo die milde Hand des Friedens nach langen, langen blutigen Kriegsjahren, die deutschen Auen segnete, schlang sich der grüne Myrtenkranz durch Marie's Locken, und Fritz stand an ihrer Seite vorm Altar. Margarethe lehnte sich in sanfter Wehmuth an ihres Bruders Seite, und Helldorf schaute freudig gerührt auf das Glück des Kindes.

Der greise Pfarrer verwaltete hier noch ein mal, zum letzten mal, sein Amt. Er sprach wenige herzliche Worte; der Schluß war:

„Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser."

Und der Segen vererbte sich fort und fort. — Ueber dreißig Jahre verlebten sie in glücklichster Ehe, unter blühenden Kindern, die zu wackern Menschen heranwuchsen. Der einzige Schmerz, der sie traf, war der, daß, Eins nach dem Andern, der Tod die ältern Beschützer und Freunde ihres Lebens abfoderte. Zuerst den Pfarrer, zuletzt Helldorf. — Erst als Fritz das späte Mannesalter erreicht hatte, kamen wieder ernste, schwere Schicksale über ihn und über die Welt. — Der Aufruhr gegen Recht und Vernunft, gegen heilige Sitte und Gebräuche, ergriff in wahnsinniger Krankheit auch die Bewohner jener sonst so friedlichen, gesegneten Gegenden Thüringens. Fritz stand, wie es dem alten treuen, ehrenwerthen Krieger geziemte, fest und unerschrocken auf der Seite des Rechts und seine drei wackern Söhne hielten zu ihm. Eine Zusammenrottung, von nichtsnutzigen Buben aus Erfurt angefacht, drohte der Gegend Gefahr. Fritz, mit den Bes-

sern im Lande, die sich auf seinen Aufruf bewaffneten, zog den Meuterern kühn entgegen. Er zerstreute die feige Rotte, die wohl plündern, aber nicht fechten wollte, — doch eine meuchlerische Kugel traf ihn von hinten her! Ein rühmlicher, rascher Tod schloß sein wackeres Leben; ein seltenes Glück! Und so hatte des alten Vaters Segen bis auf die letzte Stunde seine Kraft geübt, ihm auch das letzte Haus, die ehrenvolle Gruft, vielleicht die höchste Vatersegnung gebaut. Der Sterbende übertrug das köstliche Erbe auf seine Söhne und Töchter; sie aber setzten ihm auf den Grabstein die Worte:

„Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.“

Druck von F. A. Brockhaus.

Inhalt des zweiten Theils.